inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 1

Johannes Heinrichs

Das Geheimnis der Kategorien

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 2

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 3

Johannes Heinrichs

Das Geheimnis der Kategorien

Die Entschlüsselung von Kants zentralem Lehrstück

MAAS

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 4

Xavier Tilliette (Paris)
dem vorzüglichen Kenner des deutschen Idealismus
und Philosophen zugleich
in Verehrung und Dankbarkeit gewidmet

(Impressum)

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 5

Inhalt

Vorwort zur zweiten Auflage 11
Vorwort zur ersten Auflage 17

Einführungsessay:
Nach dem Historismus. Über philosophische
Systematik heute und eine strukturale Lektüre Kants 19
1. Zeitkrankheit Historismus 19
2. Heilsame Reflexion: Systemologie 27
3. Strukturelle Systematik als offene 29

I. »Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum«
über das eigentümliche Wesen des Kantischen Neuansatzes 45
1. Apriori-Forschung 46
2. Reflexive Theorie 51
3. »Handlungstheorie« 59
4. Logik – Systematik – Architektonik
(mit Gliederungsübersicht zur *Kritik der reinen Vernunft*) 66

II. Bedeutung und Problem der Kategorientafel
als Leitfaden der Systematik Kants 73
1. Zu Kants Philosophiebegriff 73
2. Bedeutung der Kategorien für philosophische Systematik 74
3. Verlegenheit der Kant-Forschung angesichts der Kategorientafel 77
4. Kants Anspruch auf bewiesene Vollständigkeit 81

III. Ein »Anhang« als Schlüssel:
Kants Reflexionsbegriffe
(Interpretatorisches zur Lösung des Kategorien-Rätsels) 89
1. Vermögenstheorie als Alibi 90
2. Selbstbewußtsein-in-Gegenstandsbewußtsein 94
a) Transzendentale und empirische Apperzeption 95
b) Transzendentale Einheit der Apperzeption als
rein-ursprüngliche und als ursprünglich-synthetische 95

c) Synthetische »transzendentale Einheit« als »objektive Einheit des Selbstbewußtseins« 96
d) Synthetische und analytische Einheit der Apperzeption (gelebte und nachträgliche Reflexion) 97
e) Transzendentale Apperzeption überhaupt als Reflexionsproblem 98
3. Der Anhang. »Von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe« 101
4. Das Problem der Begründung der Reflexionsbegriffe 107
a) Kiesewetters Herleitung der Urteilsformen 107
b) Reichs »Beweis« für die Vollständigkeit der Urteilstafel 110

IV. Vom 18. ins 20. Jahrhundert: Reflexionstheoretischer Begründungsversuch 115
1. Von Kant zur systematischen Frage 115
a) Ergebnis als Frage 115
b) Methodologische Grundsätze 116
c) Innerlich notwendige Ausweitung von Kants Ansatz 118
d) Reflexion und sinngebende Anschauung (Denken und Erkennen) 120
2. Herleitung der Vierfachheit von Reflexionsfunktionen 122
a) Doppelheit von Vollzug und Gehalt 122
b) Selbst/Ich und Andersheit 123
c) Andersheit als Du und Es 124
d) Das Sinnmedium 129
e) Die Reflexionsstufen der Vermittlung von Selbst und Andersheit 133
f) Ergänzendes zur Subjekttheorie 142
g) Ausblick auf Vermögenstheorie und weiteres Vorgehen 145
3. Rechtfertigung von Kants Reflexionsbegriffen 148
4. Auswertung der Reflexionsbegriffe durch dialektische Subsumtion 153

V. Kategorien als sprachliche Prädikationsarten 163
1. Der Ort der Kategorien im Reflexionssystem Sprache 163
a) Historisches und Vorüberlegungen 163
b) Vollzugs- und zeichentheoretischer Sprachbegriff 165
c) Die semiotischen Dimensionen der Sprache 166
d) Prädikationsarten = Kategorien als Frage der »pragmatischen Semantik« 170
2. Die sprachlichen Prädikationsarten 178
a) Subsumtion: Verbindung im Objektiven 180
b) Wertende Zuschreibung: Verbindung im Subjektiven 183

c) Relationierung: Verbindung durch dynamische Relation 188
d) Modifikation/Performation: Verbindung im Medium Sprache 198
3. Kritischer Vergleich mit Kants Kategorientafel 202
a) Paralleler Überblick 202
b) Quantität und umfangslogische Subsumtion 205
c) Qualität als Wertung und der Ort der Negationsarten 206
d) Dynamische Relationen 209
e) Von der Modal-Logik zur sprachlichen Modifikation 212
f) Art und Nutzen der prädikativen Analyse allgemein 212

VI. Zusammengesetzte Prädikation und Junktorenlogik 217
1. Die Fragestellung 217
2. Die grammatischen Arten der zusammengesetzten Prädikation 222
a) Mehrgliedrigkeit von Satzteilen 222
b) Attribute 224
c) Attributsätze 225
d) Konjunktionalsätze 227
3. Sprachliche Konjunktionallogik als Anfrage an die Junktorenlogik 230

VII. Ausblicke: Kritik der Triaden 237
1. Die »pragmatische Transformation« Kants in der Apel-Schule 237
a) Bedeutung von Sprache für Aprioriforschung 237
b) Verhältnis von »transzendental« und »intersubjektiv« 239
c) Verhältnis von »pragmatisch« und »intersubjektiv« 241
d) Systematische Entfaltung (innere und äußere Reflexion) 243
2. Die Triaden-Kombinatorik der Semiotik von Charles S. Peirce 244
a) Vorüberlegungen 244
b) Die Peirceschen Grundkategorien »Erstheit, Zweitheit, Drittheit« 245
c) Die triadische Zeichenrelation 248
d) Peirces Kombinatorik der Zeichenarten 251
3. Die semiotischen Dimensionen bei Charles W. Morris und Georg Klaus 256

VIII. Nachträge zur Neuauflage 265
1. Das Versagen des geisteswissenschaftlichen Diskurses 265
2. Kategorien-Bücher seit 1986 272
3. Typologie von Rezeptionsarten 284

4. Kategoriales Denken als Reflexionslogik 287
Zusammenfassendes 287
Frage nach den Grundkategorien der Sprache 290
Die These von vier großen semiotischen Ebenen 291
Die Ausgangskategorien oder semiotischen Dimensionen der Sprache 292
Offene Forschungsfelder der philosoph. Semiotik 294
Kategoriale und systemtheoretische Sozialphilosophie 295
Dialektische Subsumtion als »fraktales« Verfahren 297
Reflexionsstufen als Urkategorien aller Handlungswirklichkeit 298
Die Entschlüsselung von Kants zentralem Lehrstück 300

Epilog 305

Glossar 317

Literaturverzeichnis 343

Personenregister 355

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 9

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 10

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 11

Vorwort zur zweiten Auflage

Wohl noch nie hat Immanuel Kant eine solche weltweite »Presse« gehabt wie im Jahr seines 200. Todestages und seines 280. Geburtstages. Daher – oder trotzdem – ergreife ich dankbar das Angebot meines Verlegers, Carsten Wettreck, mich in den riesigen Chor seiner Festredner einzureihen.

In der Flut der Kant-Literatur dieses Jahres 2004 wird zweifellos der Ethiker und Rechtsphilosoph, der am 12. Februar 1804 in seiner nie verlassenen Heimatstadt Königsberg starb, im Zentrum weltweiten Interesses stehen. Nicht zu Unrecht. Auch in meinem eigenen, zur Jahreswende 2003/04 erschienenen Buch *Revolution der Demokratie* (Maas Verlag, Berlin) erwies er sich, ganz unbeabsichtigt, als der neben Hegel und Marx meistgenannte Autor. Immanuel Kant kommt als Rechts- und Friedensdenker eine ungebrochene, weltweit anerkannte Autorität zu. In seiner kleinen, aber einflussreichsten politischen Schrift *Zum ewigen Frieden* (1795) stehen Dinge, die weder damals noch heute selbstverständlich waren.

In den drei »Definitivartikeln« dieser Schrift fordert Kant: 1. Republikanische Verfassung und Beistimmung der Staatsbürger zum Beschluss über Krieg und Frieden. 2. Einen Friedensbund freier Staaten, also einen Völkerbund, der nicht etwa als Unterdrückungsinstrument der mächtigen Staaten dienen darf. 3. Ein Weltbürgerrecht, das aber »auf die Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein soll«, d.h. zwar ein globales Gastrecht der Weltbürger wie Aufnahme bei Verfolgung (Asyl), jedoch keineswegs ein globales Heimatrecht aller, das zur Nivellierung der Nationen und Kulturen führen würde. Kant verurteilt aufs Schärfste und Ausdrücklichste den Kolonialismus. Heute ist das im Hinblick auf den klassischen Kolonialismus keine Leistung mehr, wenngleich ein Neokolonialismus ungebrochen im Gewande einer neoliberalen Wirtschaft fortblüht. Sich aber anno 1795, lange vor dem Höhepunkt des Kolonialismus, eindeutig gegen ihn als ein kolossales Unrecht und eine Überheblichkeit der westlichen Nationen auszusprechen, zeugt von großer sozialethischer Klarsicht und Unabhängigkeit des Denkens.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 12

Genützt hat diese konkrete Mahnung wie viele andere leider nichts – wie so manches, was unsere großen Philosophen lehren, solange jene mächtigen Institutionen gegen sie stehen, die bis heute als unsere bewährten öffentlichen Ethik-Lieferanten gelten, obwohl sie auf den meisten Gebieten (Frieden, soziale Frage, Kultur der Liebe, Freiheit des Denkens, fairer Umgang der Weltanschauungen in einem pluralistischen Staat) immer wieder kläglichst versagt haben.

Sich des eigenen Verstandes zu bedienen und »aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit« herauszutreten – wie Kants berühmte Definition von »Aufklärung« in einer anderen kleinen, wirkmächtigen Schrift *Was heißt Aufklärung* lautet – ist bis heute etwas Seltenes. Wieviele Menschen kommen sich als aufgeklärt vor, indem sie einfach in einer Herde mitlaufen, mag sein hinter gut klingenden Transparenten, mag sein hinter unauffälligen Vorurteilen, nicht zuletzt auch akademischer Art?

Das mediengesteuerte Mitläufertum stellt das Gegenteil von Aufklärung in Kants Sinne dar. Wir sollten uns klar machen: Der Mangel an eigenem wachen Urteil, der in Deutschland einst einen Führer an die Macht brachte, dieser (keineswegs den Deutschen vorbehaltene) Herdentrieb ist nicht etwa ausgestorben, auch nicht bei der intellektuellen Schickeria. Er ist im Zuge des »außengeleiteten« statt »innengeleiteten« Bewusstseinstypus zur Kant-Zeit, um die Ausdrücke des amerikanischen Soziologen David Riesman zu verwenden, eher in seiner verdummenden Gefährlichkeit gewachsen. Aber dieser intellektuelle wie emotionale Herdentrieb bildet das genaue Gegenteil von Aufklärung. Jeder mag hier, der Kürze halber, seine eigenen Beispiele heranziehen.

Ungleich mächtigere Wirkung als Kants Ethik und Rechtslehre erzielte allerdings schon zu seinen Lebzeiten seine »kopernikanische Revolution« in der Erkenntnistheorie. Er galt den kirchlichen Philosophen und Theologen als der »Alleszermalmer« im Hinblick auf ihre rationalen Gottesbeweise.

»Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten. (…) Man versuche es einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis richten. (…) Es ist hiermit ebenso als mit den ersten Gedanken des Koperni-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 13

kus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen, und dagegen die Sterne in Ruhe ließ« (*Kritik der reinen Vernunft*, B XVI).

Die im Subjekt, genauer in der Subjekt-Objekt-*Relation,* begründete Erkenntnistheorie und die daraus folgende systematische *Kategorienlehre Kants* ist zunächst trocken und in vielem schleierhaft. Doch hängt nach Kants vielfacher Betonung seine ganze weitere Systematik von den Kategorien ab, die den Grundformen der Verbindung von Begriffen in Urteilen nahe stehen. Leider hat die derzeitige, eher philologische als philosophische Beschäftigung mit dem Theoretiker Kant weder die Unklarheit noch die Begründbarkeit noch überhaupt die »praktische« Bedeutung der Kantischen Kategorienlehre ins rechte Licht gerückt. Wobei dieser eklatante Mangel gegenüber den Studenten durch einen Wust von Philologie verschleiert wird.

Kategorien sind für Kant nichts anderes als **Urfunktionen des Verstandes**. Heute spricht man etwa von »logischen Konstanten«, vergleichbar den wichtigen Konstanten in der Mathematik (Kreiszahl Pi, imaginäre Zahl i) und von daher in der Physik (Lichtgeschwindigkeit, Plancksches Wirkungsquantum).

Kants Kategorienlehre bedarf allerdings des Weiterdenkens von Elementen, die bei Kant noch implizit bleiben. Letztlich gründet sie – so meine, freilich bisher von der Kant-Philologie ignorierte These seit 1986 – in der Reflexionsstufenstruktur des menschlichen Selbstbewusstseins. Was eigentlich erst in einem Anhang über die »Reflexionsbegriffe« deutlich sichtbar wird. Die Stufenfolge dieser »Titel aller Vergleichung und Unterscheidung« lautet in jenem »Anhang«, genau mitten in der *Kritik der reinen Vernunft*: 1. Einerleiheit und Verschiedenheit, 2. Einstimmung und Widerstreit, 3. Inneres und Äußeres, 4. Form und Inhalt. Mehr als auf diese »Titel« kommt es aber auf die reflexive Stufenfolge an. Diese zeigt sich bei den Kategorien als die von 1. Quantität, 2. Qualität, 3. Relation, 4. Modalität.

Das alles scheint sehr formal-trocken – aber es erweist sich als die Trockenheit von Dynamit, wenn man erst einmal begriffen hat, dass in diesen »Kategorien« nichts Geringeres als **eine Grundstruktur des**

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 14

menschlichen Selbstbewusstseins zum Ausdruck kommt, die alle Bereiche des Denkens, besonders inneren und äußeren Handelns des Menschen, strukturiert: Erkenntnisvermögen, seelische Vermögen überhaupt, Handlungen, Sprache, Kunst – und natürlich alles Gesellschaftliche.

Bei verständigem Gebrauch bringt das kategoriale Denken als eine »Kunst der Begriffe« auch heute zahlreiche Vorurteile zum Einsturz, seien es solche der philosophischen Zunft, seien es solche der Öffentlichkeit. Zum Beispiel das Vorurteil von der durchgehenden historischen Relativität von allem und jedem, als gäbe es keine strukturellen, kategorialen Konstanten, dass Philosophie daher unverbindliche Plauderei sei im Vergleich zu den harten Naturwissenschaften, die sich ihre Konstanten nicht nehmen lassen. Oder dass Philosophen die Welt nicht änderten. Führte doch von Kant zu Marx nur ein kurzer Weg.

Allerdings hat man Kant nicht weniger verfälscht als Marx. War es bei diesem z.B. die staatliche Planwirtschaft, die man ihm unterschob, so folgerte man aus Kants neuem Denken in Relationen Relativismus oder aus seinem Begriff von »Kritik«, der sich gegen traditionellen Dogmatismus richtete, die Unmöglichkeit systematischer Strukturerfassung der Welt und die Notwendigkeit endlosen »kritischen« Geschwätzes ins Ungefähre, also Kritik als sich selbst genügendes Prinzip. Nichts wäre Kant mehr zuwider.

Kant war ein Systematiker, **der die Philosophie als Grundlage der Geisteswissenschaften in den gleichen »sicheren Gang der Wissenschaften« bringen wollte wie die Naturwissenschaften.** Die kritische Systematik hätte allerdings weitergedacht werden müssen. Stattdessen wurde sie – ebenso wie die große Philosophie der »kritischen« Kant-Nachfolger Fichte, Schelling, Hegel – zwischen der unheiligen Allianz von philosophiefeindlicher Naturwissenschaft, zur Begriffslosigkeit »emanzipierter« Philologie und dogmatischer Theologie zerrieben. Die historischen Folgen für das große Projekt der Aufklärung waren auf allen Gebieten des Lebens erheblich und wirken bis heute fort.

Wir brauchen neue, konstruktive Aufklärung darüber, dass Denken ernsthaft ist, auch in Geistes- und Sozialwissenschaften. Wir brauchen eine neue »Kunst der Begriffe«, welche die derzeit total unmöglich gewordene Verständigung zwischen diesen Disziplinen wieder ermöglicht.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 15

Zur Neuauflage: Im Wesentlichen wurde nichts verändert. Wenige kleine inhaltliche Korrekturen (in Kapitel VI) wurden als solche vermerkt. Im Stil habe ich eine früher teils etwas ungeschliffene Polemik besser geschliffen oder weggelassen. Dagegen ein neues Kapitel *Nachträge* hinzugefügt. Der Spagat zwischen relativer Allgemeinverständlichkeit und fachlicher Korrektheit ist hoffentlich ein bisschen besser gelungen.

Das Problem bleibt: *Kann richtige Philosophie als »Kunst der Begriffe« nicht wirklich populär werden, wie Kant selbst meinte*? Ich vermag mich damit nicht abzufinden und suche, selbstkritisch, nach neuen Darstellungsformen.

Inzwischen aber appelliere ich an die interessierte Allgemeinheit, das für »Laien« so wichtige *selektive Lesen* zu üben und sich zum Träger jener neuen, sehr konstruktiven Aufklärung zu machen: zu ihrer »lautlosen Ansteckung« (Hegel) beizutragen. Wir brauchen Aufklärung wahrhaftig. Denn wir leben in dunkelen Zeiten, sozial wie auch geisteswissenschaftlich.

Königswinter/Berlin, 12. Februar 2004 J. H.

Für Hilfe bei der Drucklegung danke ich, außer dem inzwischen bewährten Setzer und Grafiker Jan Blatt, sehr herzlich: Friedrich Reinsch (Brandenburg), Christiane Schwarzer und Dr. Dieter Schatzmayr.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 16

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 17

Vorwort zur ersten Auflage

Diese Schrift stellt ein Resultat meiner zeitweiligen Vertretung des Lehrstuhls für Kantforschung an der Universität Bonn in den Jahren 1981–82 dar. *Herrn Prof. Gerhart Schmidt,* dem damals geschäftsführendem Direktor des Philosophischen Seminars A, verdanke ich die Einladung.

Studentischen Teilnehmern meiner Seminare »Kant in Hegels Sicht«, »Kant und die Idee einer transzendentalen Semiotik« sowie »Reflexionstheoretische Systematik« ist zu danken, daß ich die damals vorgetragenen und diskutierten Thesen trotz widerwärtiger universitärer Umstände doch noch zu Papier gebracht habe. Besonders mein mir längst zum Freund gewordener Schüler *Christoph Mezger* hat das Verdienst, es mir – gegen meine resignativen Anwandlungen, für die man im Einleitungsessay Begründungen finden kann – hartnäckig abverlangt zu haben: Das unter »Eingeweihten« Verhandelte solle allgemein, auch Anfängern in Sachen Kant und Transzendentalphilosophie, zugänglich werden.

In Erinnerung an meine Tutor-Zeit in Pullach (München), als ich gegen scholastisches Herkommen die philosophischen Anfänger mit Kants »Prolegomena« usw. vertraut machte, *stelle ich mir nicht allein solche Leser vor, die schon in Kant eingelesen sind.* Ich bin mehreren Freundinnen und Freunden dankbar, die eine gewisse Allgemeinverständlichkeit – etwa auf dem Level eines Studium Universale – als interessierte »Versuchspersonen« getestet haben. Ferner dem Verlagslektor, *Herrn Hubert Kloepfer,* der aus gleichem Bestreben den Einleitungsessay wie das Glossar anregte.

Kann man Forschungsarbeit und Einführung für Anfänger verbinden? Wollte ich mit Kant argumentieren: »Die Kritik der Vernunft […] kann niemals populär werden, hat aber auch nicht nötig, es zu sein« (B XXXIV), könnte man mir »meinen« Hegel entgegenhalten: »So sehen wir in Ansehung der Kenntnisse das, was in frühern Zeiten den reifen Geist der Männer beschäftigte, zu Kenntnissen, Übungen und selbst Spielen des Knabenalters herabgesunken« (Vorrede zur *Phänomenologie des Geistes*).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 18

In jenen »höheren« Studentenzirkeln war mir *Günter Zöller**, inzwischen promoviert mit seiner Arbeit über *Theoretische Gegenstandsbeziehung bei Kant* (Berlin 1984) ein stellvertretend für alle Teilnehmer zu nennender Diskussionspartner. Er und andere vertraten oft die Seite der interpretatorischen Sorgfalt, wo ich mich von den Sachproblemen ohne gleich starke Rücksicht auf die Texte hinreißen ließ. Wenn das von diesem Buch nicht mehr gesagt werden kann, dann haben seine Einwände und Hinweise am meisten aus der Runde dazu beigetragen. Seine Lehrerin, *Frau Prof. em. Ingeborg Heidemann,* unterzog sich der Mühe, mein Manuskript unter dieser Rücksicht durchzusehen und gab mir wertvolle Winke. Sie machte mich zu guter Letzt auf den Satz aufmerksam, der meine »reflexionstheoretische« Interpretation der Kantischen Kategorien zusammenfaßt. Er findet sich mitten in der Vernunftkritik, aber da, wo ich ihn nicht mehr suchte:

> »*Verstandesbegriffe … enthalten nichts weiter, als die Einheit der Reflexion über die Erscheinungen*« (A 310/B 367).

Ich zitiere die *Kritik der reinen Vernunft* auf diese Weise mit doppelter Seitenzählung (gegebenenfalls also nach 1. *und* 2. Auflage), um den Anfänger dafür zu sensibilisieren, daß dieses Grundbuch der neueren Philosophie ein geschichteter, erkämpfter Text ist; daß es sich ferner bei manchen Themen lohnt, auf die doppelte Textgestalt zu achten. Sicher bei einem so zentralen wie zugleich verdrängten Thema wie der Begründung der Kategoriensystematik.

Bonn, Ende Januar 1986 J. H.

* Günter Zöller ist heute Professor für Philosophie an der Universität München und war von 2000 bis 2003 Präsident der Johann-Gottlieb-Fichte-Gesellschaft.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 19

Nach dem Historismus. Über philosophische Systematik heute und eine strukturale Lektüre Kants

»Zu weit hinein flog ich in die Zukunft: Ein Grauen überfiel mich. Und als ich um mich sah, siehe! da war die Zeit mein einziger Zeitgenosse. Da floh ich rückwärts, heimwärts – und immer eilender:
so kam ich zu euch, ihr Gegenwärtigen, und ins Land der Bildung. Alle Zeiten schwätzen widereinander in euren Geistern; und aller Zeiten Träume und Geschwätz waren wirklicher noch, als euer Wachsein ist! Unfruchtbare seid ihr: darum fehlt es euch an Glauben. Aber wer schaffen mußte, der hatte immer seine Wahr-Träume und Sternzeichen – und glaubte an Glauben!«

Nietzsches Zarathustra, Vom Lande der Bildung

1. ZEITKRANKHEIT HISTORISMUS

Dem Wunsch des Verlegers (der 1. Auflage) gemäß schicke ich der nachfolgenden Untersuchung gern einige Überlegungen in essayistischer Lockerheit voran: eine Einführung ins Thema – womöglich in Kants Kategorienlehre?

Nun ist diese bei Kant so lakonisch kurz ausgefallen, daß jede Einführung den Umfang der Kantischen Ausführung schnell übersteigen würde. Denn dieses »Lehrstück« besteht in äußerer Annäherung hauptsächlich aus der bloßen Auflistung der vier Kategoriengruppen: Quantität, Qualität, Relation und Modalität, mit jeweils drei Kategorientiteln, parallel zur Tafel der Urteilsformen. Über deren Verwurzelung in der logischen Tradition und Weiterentwicklung durch Kant werde ich an gegebener Stelle berichten. In der zweiten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* (von 1787, das Ersterscheinen ereignete sich 1781) hat Kant einige »artige Betrachtungen« hinzugefügt, auf die ich in der Untersuchung ebenfalls einigermaßen eingehen werde. Das wäre es. Wozu weitere Einführung?

Die Beziehung oder Nicht-Beziehung zu den von Kant als »rhapsodistisch aufgerafft« kritisierten und von ihm philosophiegeschichtlich abgelösten Kategorien des Aristoteles müßten den Leser ebenso wie mich langweilen. (Ein hochbedeutsamer Versuch einer

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 20

Systematisierung der gegenstandsbezogenen Aristotelischen Kategorien für Zwecke zeitgenössischer Wissensorganisation findet sich aber im Nachwort von Ingetraut Dahlberg.) Das Historische kann man in den philosophischen Lexika nachlesen, so etwa schön zusammengestellt und prägnant charakterisiert im »Philosophischen Wörterbuch« von G. Klaus und M. Buhr:

> »Aristoteles kannte zehn Kategorien: Substanz (Wesen), Quantität, Qualität, Relation, Wo (Ort), Wann (Zeit), Lage, Haben, Wirken und Leiden (Kategorien IV, Topik 1, 9); in den Analytiken nannte er jedoch nur acht (Zweite Analytiken 1, 22), und in der Metaphysik reduzierte er sie auf nur drei: Wesen (Substanz), Affektionen (Zustand) und Relation (Metaphysik N. 2). Die Substanz war für Aristoteles die grundlegende Kategorie, alle anderen waren ihm nur weitere Bestimmungen der Substanz. Die Kategorienlehre des Aristoteles war der erste umfassende Versuch, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Erkenntnis zu verallgemeinern … Es gelang Aristoteles noch nicht, den inneren Zusammenhang der Kategorien festzustellen, auch waren die meisten Kategorien nur sehr ungenau bestimmt. Dennoch übte die Kategorienlehre des Aristoteles einen bedeutenden Einfluß auf die folgenden Versuche aus, andere Kategoriensysteme zu entwerfen, und blieb, durch die Scholastik vermittelt, bis zu Kant gültig.«

Kant äußerte sich in einer Mischung von vornehmer Anerkennung und stolzer Abwertung so darüber:

> »Es war ein eines scharfsinnigen Mannes würdiger Anschlag des *Aristoteles,* diese Grundbegriffe aufzusuchen. Da er aber kein Prinzipium hatte, so **raffte er sie auf,*** wie sie ihm aufstießen, und **trieb deren zuerst zehn auf** … « (A 81/B 107).

Diesem zufälligen »Aufraffen« und »Auftreiben« gegenüber stellt er selbst folgende Bedingungen an eine Aufstellung von Kategorien:

> »1. Daß die Begriffe reine und nicht empirische Begriffe seien.
> 2. Daß sie nicht zur Anschauung und Sinnlichkeit, sondern zum Denken und Verstande gehören.
> 3. Daß sie Elementarbegriffe seien und von den abgeleiteten, oder daraus zusammengesetzten, wohl unterschieden werden.
> 4. Daß ihre Tafel vollständig sei, und sie das ganze Feld des reinen Verstandes gänzlich ausfüllen. Nun kann diese Vollständigkeit einer Wissenschaft nicht

* In Zitaten werden nur solche Hervorhebungen, die nicht von Kant bzw. dem jeweils zitierten Autor stammen, durch Fettdruck gekennzeichnet.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 21

> auf den Überschlag, eines bloß durch Versuche zustande gebrachten Aggregates, mit Zuverlässigkeit angenommen werden; daher ist sie nur vermittelst einer *Idee des Ganzen* der Verstandeserkenntnis a priori …, mithin nur durch ihren *Zusammenhang in einem System* möglich« (A 64f/B 89f).

Bei solchen, selbst für die damalige, aufklärerisch-rationalistische Welt ganz unerhörten Ansprüchen hört die Langeweile auf! Selbst ein so bedeutender, in Kants Augen freilich »dogmatischer« Erkenntnisoptimist wie Christian Freiherr von Wolff (1679-1754), ein Zeitgenosse J.S. Bachs also, hätte hier aufgehorcht. Sich mit solchen revolutionären Ansprüchen auseinanderzusetzen, ist etwas ganz anderes als das Tradieren von Bildungsgütern! Um diese Auseinandersetzung soll es in der vorliegenden Untersuchung gehen.

Während eine Einführung in die Grundzüge des Kantischen Ansatzes (unter anderem die soeben schon zitierte Unterscheidung von empirischen und reinen Begriffen) in *Kapitel I* enthalten ist, wird die kaum überschätzbare Bedeutung der Kategoriensystematik für alle Begriffseinteilungen und architektonischen Gliederungen Kants in Kapitel II ins Licht gerückt und problematisiert werden. Unter Ziffer 4 des Zitierten findet sich diese systemgenerierende Bedeutung schon ausgesprochen.

Was aber in diesen hinführenden Überlegungen bedacht werden sollte, weil es an den neuralgischen Punkt unserer philosophiegeschichtlichen Situation rührt, das ist die Systemidee selbst, genauer: **die Idee des Systematischen.**

Mit Sinn und Gültigkeit von Systematik steht und fällt auch der Wert der nachfolgenden Untersuchung über Kants Kategorienlehre und deren heutige Aktualität. Dieser Wert liegt, jedenfalls für mich, nicht im historistischen Bewegen von Bildungsmassen. Dies bedarf heute der nachdrücklichen Betonung, weil *der Sinn für den Unterschied von historischer und systematischer Forschung weitgehend verlorengegangen* ist. Und diese Verwischung stellt einen wesentlichen Erfolg der Zeitkrankheit Historismus dar.

Ich verstehe unter **Historismus** *nicht* den Sinn für historische, auch philosophiegeschichtliche Forschung als solche, nicht die Einsicht in die tiefgreifende geschichtliche Bedingtheit aller kulturellen und wissenschaftlichen Hervorbringungen, sondern **den unausdrücklichen Verzicht auf eigenen Zugang zu den »Sachen«,** will sagen Sinnzusam-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 22

menhängen. Und dies zugunsten der Untersuchung, was andere darüber schon gesagt haben, welche »Schichten« (von daher das Wort »Geschichte«) an mehr oder weniger wertvollem Wortschutt sich anläßlich von Sachproblemen schon abgelagert haben, gleichviel ob das Problem als solches überhaupt besteht unabhängig von diesen Bildungs-Schichten.

Soviel ist sicher, sagt der Historist, *unvermittelt durch die geschichtlichen Wendungen und Äußerungen zum Thema stellt sich uns gar kein geisteswissenschaftliches Problem*. Und damit hat er zweifellos Recht. Also könnte es sich so verhalten, *daß es nur in diesen Vermittlungsschichten besteht*. Damit hat er mindestens ebenso Unrecht wie jemand, der meint, heutiges Eisen habe mit Erzvorkommen nicht das geringste zu tun, weil wir es immer nur »vermittelt« durch allerlei Handel und industrielle Bearbeitung und Wiederverwertung zu Gesicht bekommen. Der Vergleich ist untertrieben, weil der Zugang zu den Erzvorkommen der Sachfragen für jeden unmittelbar möglich ist, wohl vermittelt durch Fahrzeuge, in denen schon Erze verarbeitet sind.

Historismus aber ist – ich gebe eine genaue Definition per Vergleich – das Sammeln von Alteisen zu Sortierungs- und Ausstellungszwecken, wobei ganz ungeschichtlich die Herkunft aus Erz vergessen, die Produktionsverfahren verlernt und der Drang zu Neuproduktion abhanden gekommen ist.

Der Historismus besteht in der resignativ »aufgeklärten Einsicht«, daß Sammeln und Sortieren des geistesgeschichtlichen Materials der eigentlich angemessene Umgang mit Gedanken sei. Freilich wird solche Einsicht nicht ausgesprochen, sonst könnte sie von denen widerlegt werden, deren Temperament und Fähigkeiten solche Vergreisung der geisteswissenschaftlichen Arbeit weniger entgegenkommt.

Die Behauptung, *daß historische und systematische Forschung heute stillschweigend gleichgesetzt werden*, sei zunächst anhand der *Einführung in die Wissenschaftstheorie* von Helmut Seiffert näher erläutert und belegt, die des Systemeifers oder der Originalitätssucht unverdächtig ist (2. Band 1971, 159ff):

»Gegenstände historischer Wissenschaften können fälschlich systematisch – und Gegenstände systematischer Wissenschaften können fälschlich historisch ge-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 23

nommen werden. Der Fehler erster Art läge etwa vor, wenn jemand die Musik Bachs – anstatt sie nur ›verstehen‹ zu wollen – als unmittelbare Anweisung für eigenes Komponieren mißverstehen würde. Dieses normative Mißverständnis großer Kunst hat es in der Geschichte immer wieder gegeben.«

In der Philosophie nicht minder, sei hinzugefügt, und viel dogmatischer: Wenn zum Beispiel die aristotelisch-scholastische Philosophie zur *philosophia perennis* (zur »ewigen Philosophie«) erklärt wird.

»Ein solcher Fehler erster Art interessiert uns hier weniger. Ganz anders steht es leider mit dem Fehler zweiter Art. Er besteht darin, daß Angelegenheiten, die eigentlich systematisch behandelt werden müssen, da sie in den Bereich dessen fallen, was der Mensch aktiv handelnd, bestimmend, normierend regeln müßte, stattdessen historisch, interpretierend, registrierend, passiv aufgefaßt werden. Es leuchtet ein, daß dieser Fehler zweiter Art äußerst gefährlich ist. Denn er führt dazu, daß wichtige Angelegenheiten unserer Gesellschaft, die des handelnden, entscheidenden Eingreifens bedürfen, nur historisch interpretiert werden, ohne daß sich in der gegenwärtigen Wirklichkeit etwas ändert.

Wie überall, so hielt auch in der Philosophie der Historismus im 19. Jahrhundert seinen Einzug. Während es bis dahin in der Philosophie selbstverständliche und daher unreflektierte Vorstellung war, daß frühere ›Systeme‹ unvollkommen seien und man selbst daher erst die wahre Philosophie zu schaffen habe, bürgerte sich im Zuge des Historismus mehr und mehr die Auffassung ein, **Aufgabe der akademischen Philosophie sei zunächst die möglichst adäquate, hermeneutisch korrekte Erfassung dessen, was frühere Philosophen gesagt hatten**, wobei dann die Frage nach dem ›gut‹ oder ›schlecht‹ , dem ›richtig‹ oder ›falsch‹ dessen, was ein historischer Philosoph gesagt hatte, völlig entfiel … Helmut Plessner kennzeichnet die Philosophie des 20. Jahrhunderts wie folgt: ›Schwächere Charaktere … weichen … in hermeneutische Analysen vergangener Philosophien aus, wobei die Geschichte, aber kaum das Leben, Nutzen zieht.‹ (…) In einem Satz gesagt: die historistische Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts ersetzte die ›systematische Wahrheit‹ durch die ›historische Wahrheit‹. Die systematische Wahrheit ist das, was ich, als hier und jetzt Philosophierender, aus meinem gegenwärtigen Bewußtsein heraus nach bestem Wissen und Gewissen als ›wahr‹ ansehen muß. Nach diesem Maßstab kann das, was ein historischer Philosoph – und heiße er auch Kant oder Hegel – sagt, falsch und daher korrekturbedürftig sein.«

In unserem Fall wird der historische Philosoph vor allem Kant heißen. Aber die Wahrheitsart, um die es zu tun sein soll, ist entschieden die systematische – selbstverständlich unter Einschluß historischer und interpretatorischer Richtigkeit. Dieser Charakter der

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 24

Untersuchung kann heute, aufgrund der besagten Wissenschaftslage, nicht genügend hervorgehoben werden. Die Gesamtthese ist:

Kants Kategorienlehre verdient eine systematische Würdigung und korrigierende Analyse. Sie enthüllt ein großes Geschenk an die Menschheit, doch erst, wenn sie der historistischen Beliebigkeit und Flachheit erst einmal entrissen ist.

Der Historismus gibt vor, den Denkern der Vergangenheit durch genaue historische Forschung und Interpretation (Hermeneutik) Gerechtigkeit geschehen zu lassen. Unter ehrenvoller Aufmerksamkeit und Beteiligung werden sie dabei endgültig begraben – wie überhaupt die Gerechtigkeit aus historistisch-relativistischer Mentalität eine solche für Tote ist. Lebende haben sowenig Chancen wie lebendige Gedanken. »Und spät erst wird die Gerechtigkeit dir nachhinken« (Nietzsches Zarathustra).

Daß der systematische Impuls in unserer Zeit so diffamiert wurde und geschwächt darliegt, sehe ich sowohl als Folge wie als wesentliche Teilursache des allgemeinen Weltzustandes. **Das praktische soziale Chaos zu bändigen, hat zur notwendigen, wenn auch nicht allein hinreichenden Bedingung, daß konstruktive, nicht bloß demaskierende Aufklärung durch Denken geschieht.**

Wie soll Kommunikation über Grundsatzfragen, auch über die Strukturen der Kommunikation in der Öffentlichkeit, möglich sein, wenn in den philosophischen Fachbereichen (von den großen alten Fakultäten, welche die philologischen und historischen Fachbereiche einschlossen, zu schweigen) nicht einmal Sachkommunikation, nicht einmal **Diskurs** gelingt? Und ist Diskurs nicht auf Dauer angewiesen auf den systematischen Impuls und die Verbindlichkeit begründeter Sprachregelungen, somit undogmatischer Systematik?

Die historische Gelehrsamkeit gewinnt selbst erst dadurch mehr als Unterhaltungs- und Bildungswert zurück. Daß bloßes »Schreiten ins Unendliche nach allen Seiten« (Goethe) auf Dauer nicht das Verbindende sein kann, dürfte durch den *weitverbreiteten, innerfachlichen wie fachübergreifenden Kommunikationsabbruch* inzwischen zur Genüge belegt sein. Noch immer aber versteckt man sich hinter der Platitüde, daß die Geschichte zur Sache der Philosophie selbst gehöre.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 25

Daß damit zugleich *die Qualitätsmaßstäbe verlorengehen* und einer Art moralfreier Macht- und Gefälligkeitskorruption der Ämterpatronage Tür und Tor geöffnet ist, stellt nur einen unmittelbaren, aber wichtigen Aspekt universitärer Wirkung auf die Gesamtgesellschaft dar.

Wir leben in einer neuen Phase der Aufklärung, in welcher der bloß enthüllende Gestus jener Meister des Verdachts *(»maîtres de soupçon«*, wie Marx, Nietzsche, Freud in Frankreich gern tituliert werden) offensichtlich nicht mehr reicht. Auch »kritische Theorie« nicht, sofern sie sich allein auf die Kritik des Bestehenden meint begrenzen zu dürfen. Kein dialektischer Automatismus, keine »negative Dialektik« (Adorno) führt mit dem nächsten Schritt ins Positivere. Die einstige »kritische Theorie« hat dem vergreisten, kraftlosen Denken des Historismus, dem scheinbar aufgeklärten Sammeln ehemals lebendiger Gedanken also, in dieser Hinsicht tatkräftig in die Hände gearbeitet.

Heute sucht sich der historistische Relativismus in die inzwischen unblutige, risikolos schicke Garderobe des spielerischen Perspektivenreichtums, des Perspektivismus mit Substanzanleihen bei Nietzsche, zu kleiden. Daß gerade Nietzsche mit seinen Kraftsprüchen gegen philosophische Systematik (»Der Wille zum System ist ein Mangel an Rechtschaffenheit«) jener gelehrten Kraftlosigkeit in die Hände arbeitete, daß gerade er für eine heute wieder Konjunktur gewinnende pseudopoetische Verwischung des Unterschieds zwischen ästhetischem Spiel und begrifflichem Denken mitverantwortlich wurde, gehört zu den geschichtlichen Paradoxien dieses großen Dichter-Philosophen und Anti-Kantianers. Von Kant her gesehen, ist dieser so anders geartete »Kritiker der Vernunft« freilich in überfliegende, dogmatische Metaphysik des Seins zurückgefallen.

Die Art der Aufklärung, die heute nottut, gerade sie verbindet mit Kants Verwandlung der negativ bleibenden Aufklärung durch konstruktive Systematik. Hierin knüpfte vor allem Hegel an Kant an, sosehr wir den Unterschied zu dessen Systemdenken später bedenken müssen. In der zweiten Vorrede zur *Kritik der reinen Vernunft* dürfte sich keine Redewendung so häufig finden wie die vom »**sicheren Gang einer Wissenschaft**«, auf die Kant die philosophische und metaphysische Erkenntnis zu bringen beabsichtigte. Hören wir auf die verwandten Töne in Hegels Vorrede zur *Phänomenologie des Geistes*, nun zwanzig Jahre später:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 26

»Die wahre Gestalt, in welcher die Wahrheit existiert, kann allein das wissenschaftliche System derselben sein. Daran mitzuarbeiten, daß die Philosophie der Form der Wissenschaft näher komme, dem Ziele, ihren Namen der *Liebe zum Wissen* ablegen zu können und *wirkliches Wissen* zu sein, – ist es, was ich mir vorgesetzt. Die innere Notwendigkeit, daß das Wissen Wissenschaft sei, liegt in seinen Natur, und die befriedigende Erklärung hierüber ist allein die Darstellung der Philosophie selbst. (…)
Indem die wahre Gestalt der Wahrheit in diese Wissenschaftlichkeit gesetzt wird (…), so weiß ich, daß dies in Widerspruch mit einer Vorstellung und deren Folgen zu stehen scheint, welche eine so große Anmaßung als Ausbreitung in der Überzeugung des Zeitalters hat. (…) Wenn nämlich das Wahre nur in demjenigen oder vielmehr nur als dasjenige existiert, was bald Anschauung, bald unmittelbares Wissen des Absoluten, Religion, das Sein (…) genannt wird, so wird von da aus zugleich für die Darstellung der Philosophie vielmehr das Gegenteil der Form des Begriffs gefordert. Das Absolute soll nicht begriffen, sondern gefühlt und angeschaut (…) werden.
Das Schöne, Heilige, Ewige, die Religion und Liebe sind der Köder, der gefordert wird, um die Lust zum Anbeißen zu erwecken; nicht der Begriff, sondern die Ekstase, nicht die kalt fortschreitende Notwendigkeit der Sache, sondern die gärende Begeisterung soll die Haltung und fortleitende Ausbreitung des Reichtums der Substanz sein. (…)
Die Philosophie aber muß sich hüten, erbaulich sein zu wollen« (12ff).

Der Historismus, dessen Gefahr gerade Hegel als Denker der Geschichte schon heraufziehen sah, verbindet sich allzugern, wenn die Herren des Bücherstaubs überdrüssig sind, mit einem erbaulichen Irrationalismus – wie wir ihn im 20. Jahrhundert, sowohl auf politischer wie auf geisteswissenschaftlicher Ebene, scheinbar noch nicht genügend erlebt haben. Analysiert wurde diese Verwilderung bisher lediglich von der politischen Ebene her, angesichts der allgemein unübersehbaren Katastrophe.

Wo wurde aber über die nicht minder katastrophalen Verwüstungen der geistigen Landschaft geschrieben, die an den allgemein bekannten Verwüstungen einen riesigen Teil Verantwortung tragen und ihnen vorausgingen – die aber durchaus die politische Katastrophe überlebten? Die philosophische Pseudomystik und Seinsandacht, wie sie bis weit in die sechziger Jahre an den meisten deutschen Universitäten vorherrschte, konnte man noch weniger mit Entnazifizierungsmaßnahmen bannen als andere Erscheinungen der Blut-und-Boden-Zeit, weil sie im Gewande der

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 27

Erbaulichkeit, der »Eigentlichkeit« und größeren Lebensnähe auftraten.

Heideggers politisches Verhalten wäre nicht bloß an der Oberfläche zu analysieren – solche Betrachtungen erfüllen leicht Alibifunktion – , sondern von seinem eigensten Denkhabitus her. Wo wäre nachzulesen, welch einen Einbruch in die Ansprüche und Kultur systematisch-philosophischen Denkens der Heideggerianismus bedeutete? Die Symbiose mit thomistischem und theologischem Erbauungsdenken ließen ihn nach dem Krieg als immun erscheinen. Selbst Adornos »Jargon der Eigentlichkeit« blieb bezeichnenderweise auf der Ebene von Denkstilbetrachtungen: in puncto Anti-Systematik waren sich Heideggenianismus und »Kritische Theorie« tief verbunden.

Einfach vorbei ist das alles nicht. Anstelle des erbaulich deutschtümelnden Tons hat aber der neudeutsch-internationalistische Jargon der Uneigentlichkeit gewisser Adorno-Nachfolger, das Historisieren mit messerscharfer Diskurs-Gebärde, der Ton umsichtig-aporienbewußter Allbelesenheit die Herrschaft angetreten: »Die neue Unübersichtlichkeit«, die von Habermas nicht bloß analysiert, sondern kultiviert wird. Alles das wird am Postulat des herrschaftsfreien Diskurses mit system-nostalgischen, in Wahrheit pseudosystematischen Einlagen »festgemacht«. Das ist nicht mehr »kritische« Theorie, die bewußt auf Theoriekonstruktion verzichtet, aber auch nicht selbst verantwortete neue Konstruktion. Das ist Moderne-Erzählen unter der Verbalinspiration des Weltgeistes. Für etwaige Durchgabefehler haftet die Nachwelt. Sie wird an den Versäumnissen solcher Theorieproduktion noch leiden, wenn diese Tagesberühmtheiten vergessen sind.

2. HEILSAME REFLEXION: SYSTEMOLOGIE ODER META-SYSTEMATIK

Im Jahre 1929 erschien ein Werk, das vielleicht mehr Aufmerksamkeit verdient hätte als das kurz zuvor veröffentlichte *Sein und Zeit*. Es trägt den Titel ***Die Anarchie der philosophischen Systeme***. Sein Verfasser ist ein im gleichen Jahr wie Heidegger (und Hitler), 1889, in Mähren geborener, in Wien promovierter, 1939 in München habilitierter, 1958

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 28

in Zürich verstorbener **Franz Kröner.** Möglicherweise wird dieser zu Lebzeiten unbekannt gebliebene »Philosophiehistoriker mit systematischer Absicht«, wie ich ihn charakterisieren würde, in die Wissenschaftsgeschichte eingehen als Begründer der von ihm so genannten Systemologie der Philosophiegeschichte. Damit ist gemeint eine Reflexionsdiziplin über das Problem der Pluralität, des Widerstreits, ja vorläufig der Anarchie der philosophischen Systeme. Mit anderen Worten: eine *Meta-Systematik* im Hinblick auf die geschichtlich aufgetretenen philosophischen Systemansprüche.

Aus dem Vorwort dieses 1970 in 2. Auflage erschienenen Buches, das den Begründer der Systemologie als überragenden Kenner der philosophisch-wissenschaftlichen Geschichte wie Gegenwart ausweist:

> »Man kann unsere Zeit eine Zeit der Krisen nennen. (…) Im tiefsten Grunde aber gehen alle diese Krisen auf den Widerstreit letzter philosophischer Grundstellungen zurück, die bis in die Einzelfragen der Wissenschaften und der allgemeinen Kulturprobleme hinein ihren Einfluß geltend machen. (…) Dieser unverstandene Widerstreit aber ist der am meisten in die Augen springende Ausdruck des Problems der Anarchie der Systeme. Man wird also die Krisenhaftigkeit gegenwärtiger Zeit an der tiefsten Wurzel packen, wenn man dieses Problem zur Behandlung stellt. Es lösen, hieße zeigen, wie die Wissenschaft trotz dieser anarchischen Widerstreite, ja sogar vermöge ihrer, ihren ›sicheren Gang‹ gehen kann. (…) Es hieße, das Chaos der Systeme in einen Kosmos verwandeln.«

Wie geht die Standpunktjenseitigkeit dieses Systemologen mit seiner entschiedenen Bejahung philosophischer Systematik zusammen? Wie kommt es, daß die erstere ihn nicht, wie üblich, zum historistischen Relativisten werden läßt? Einfacher gefragt: Wie kann man jenseits der historisch aufgetretenen Systeme stehen und, bei ihrer optimalen Kenntnis, dennoch systematisch denken? Heißt das nicht, auch jenseits seiner eigenen Systematik zu stehen, und wird diese damit nicht zum Spiel?

Ich möchte in dieser Neuauflage die schwierigen meta-systematischen Reflexionen Kröners nicht weiter verfolgen, um den Hauptgedankengang zu entlasten.

Die Einsicht in die **Endlichkeit, die Begrenztheit aller Systematik** mag diese relativieren, hebt sie jedoch nicht auf in ihrer Geltung. Hierin liegt der Unterschied zwischen systematologischer Reflektiertheit und

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 29

Relativismus. Die Reflexion auf die Begrenztheit des Systems übersteigt dieses, nimmt ihm jedoch nicht seine Gültigkeit innerhalb wohl bedachter Grenzen. Der Relativist hält dagegen die Selbstbegrenzung systematischen Wahrheitsanspruchs für ein Preisgeben dieses Anspruchs.

»Dogmatismus« heißt für Kant das Vorurteil, in der Philosophie ohne die »kritische« Grundlagenreflexion auf die »Bedingungen der Möglichkeit« der Erkenntnis auszukommen. Die erforderliche Reflexion führt aber auf ein System der Erkenntnisprinzipien.

Es liegt nahe, zu fragen, wie das Unternehmen einer Systemologie oder Meta-Systematik zu dem steht, was in den letzten Jahrzehnten als *Systemtheorie* auftrat. Wo von dieser im philosophischen Zusammenhang die Rede ist, vermißt man meist die klare Unterscheidung von **Realsystemen** (z.B. biologischen oder sozialen) und **theoretischen Systemen.**

Systemtheorie als Theorie über gedankliche Systeme, wie sie heute manchmal als scheinbar selbst standpunktenthobene *Metatheorie* über gar nicht vorhandene Theorien und Systeme zwar nicht entwickelt, aber großzügig als quasi-entwickelt anklingen, hätte Hegel verbucht unter jene erkenntnistheoretische »Furcht zu irren, die schon der Irrtum selbst ist« (Einleitung zur *Phänomenologie des Geistes*, 64). Der Irrtum besteht heute in der scheinbaren Standpunktenthobenheit, mit der festgelegt werden soll, was Theorie zu bieten habe und unter welchen Voraussetzungen sie als solche zugelassen werden soll.

3. STRUKTURELLE SYSTEMATIK ALS OFFENE

Der Historismus ist eine Furcht vor Dogmatismus, die selbst dogmatisch wird, auch ohne daß sie explizit Behauptungen aufstellt. Diese Unfaßbarkeit allein macht ihn ebenso unangreifbar wie zersetzend wie zählebig. Schon Ernst Troeltsch wollte 1922 in seinem Buch *Der Historismus und seine Probleme* das Wort »Historismus«

> »von seinem schlechten Nebensinn völlig lösen und in dem Sinn der grundsätzlichen Historisierung alles unseres Denkens über den Menschen, seine Kultur und seine Werte verstehen«, das Wort also harmlos für geschichtliches Bewußtsein verwenden (102). »Wir sind«, schrieb er optimistisch, »vom schlechten Historismus genesen«, der zum Teil als historischer Positivismus eine versuchte

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 30

Angleichung der Geisteswissenschaften an die Naturwissenschaften, zum anderen Teil sich als ästhetische Spielerei darstellte, zum maßstablosen »Alles-Verstehen und Alles-Verzeihen, zum bloßen Bildungsinteresse oder gar zur Skepsis« wurde (67f; vgl. den Artikel *Historismus* von G. Scholz im *Historischen Wörterbuch der Philosophie*).

Wenn es dem Historisten noch um Thesen zum Verhältnis von Wahrheit und Geschichte ginge! Eher stillschweigend lautet das Dogma: Da Wahrheit ausschließlich in der Geschichte erkennbar ist (das ist richtig, wo auch sonst), ist nichts am Erkannten übergeschichtlich, gibt es auch keine *geschichtsinvarianten Strukturen.* Hier liegt eine unhaltbare Grenzüberschreitung, die weniger mit Verstandesschärfe und intellektuellem Gewissen als mit Dispensierung von differenziertem Denken zu tun hat: Eine langfristige Dauerlizenz für allen Bedarf an Ausflucht. Troeltsch hatte mit seiner Diagnose leider nicht mehr Recht als die (un)politischen Schöngeister und humanitätsgläubigen Optimisten der Weimarer Republik.

Strukturen wurden dagegen von der *strukturalistischen Strömung* der letzten Jahrzehnte auf den Schild gehoben. Man entdeckte sie in der Linguistik und Ethnologie. In der Philosophie war das Ergebnis eher kläglich, so daß der Strukturalismus hier in den Verdacht der Modeströmung kam. Dabei hätten die philosophischen Strukturalisten nur in aller demütigen Sachlichkeit an Kant und sein Programm kategorialer Philosophie anzuknüpfen brauchen.

Der Gegensatz zwischen Geschichte und Strukturen wird mir für immer so unverständlich bleiben wie derjenige zwischen den tatsächlichen, »geschichtlichen« Sätzen der menschlichen Begegnung und der Grammatik dieser Sätze oder – noch anschaulicher – zwischen einem Fluß als dahinfließendem Wasser und seinen Ufern. Daß man hier das Naturereignis des Fließens von seinen relativ konstanten »Rahmenbedingungen« unterscheiden muß, ist mir verständlich – aber Gegensatz?

Wahrscheinlich läßt sich die Entgegensetzung von Strukturalismus und geschichtlichem Denken nur als Gegenschlag zum Relativismus und seiner verborgenen Metaphysik verstehen: daß Geschichte als Fluß der Inbegriff alles Wirklichen sei. Immerhin scheint der Strukturalismus noch mehr entdeckt zu haben als – im Bild gesprochen – die Tatsache, daß zum Fluß außer Wasser auch Bett und Ufer gehören. Es wurde

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 31

herausgefunden, daß Bett, Ufer, deren Material, der Wasserstrom und andere Faktoren ein »strukturelles« Ganzes bilden. Da die Wasserbewegung schon zum Ganzen gehört, schienen nun die Strukturen in ihrer Ganzheit zu genügen. Die Wasserbewegung selbst in ihrem »geschichtlichen« Verlauf, die bekanntlich auf Dauer auch die Flußstrukturen ändern kann, wurde als Gegenschlag gegen geschichtliches Fortschrittsdenken und Relativismus zum verschwindenden Schein herabgesetzt – während umgekehrt der historistische Relativismus nur noch Strömendes sah, einen Fluß ohne Bett und Ufer, sei es im Sinne des Fortschritts, sei es im Sinne richtungsloser Veränderung.

Bezüglich Strukturalismus ging es erst einmal darum, ihn, sofern er unter diesem Namen auftritt, als Gegenbewegung zur viel modeunabhängigeren Zeitkrankheit Relativismus mit seiner Vernachlässigung oder gar Ablehnung invarianter Strukturen, vor allem des Logischen, zu erkennen. Ich deutete aber schon an, daß wir uns mit dem noch immer modischen Stichwort »Strukturalismus« von dem, was bei Kant System heißt, nicht weit entfernt haben. Nicht von ungefähr konnte der Vater des sich ausdrücklich so nennenden französischen Strukturalismus, der Ethnologe Claude Levi-Strauss, seine Betrachtungsweise als einen »Kantianismus ohne transzendentales Subjekt« bezeichnen. Es ist keine billige Aktualisierung Kants, sondern umgekehrt eine sachgerechte Aufwertung des Strukturalismus zu einer epochalen Strömung, Kant als »Strukturalisten« zu deuten. Die Anführungszeichen beziehen sich lediglich auf das veränderte Zeitkolorit. Die These lautet also:

Kants Systematik ist ein Strukturalismus oder ein systematisches Strukturdenken, und darin kommt bei ihm wahrscheinlich ein neues Paradigma (Grundmuster) von Systematik zum Tragen.

Was heißt »strukturelle Systematik«? Ob und wie oft das *Wort* »Struktur« bei Kant vorkommt, tut hierbei wenig zur Sache. Er verwendet es gelegentlich für die sinnvolle Einheit der Teile des Organismus. Der *Begriff* begegnet unter den Namen »Gliederbau, Idee des Ganzen, Plan des Ganzen, Architektonik, architektonische Einheit, System« ständig und bildet ein Charakteristikum der revolutionierten Denkart. Eine zentrale Fundstelle bildet das dritte Hauptstück der »transzendentalen Methodenlehre«, die *Architektonik der reinen Vernunft*.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 32

Der Begriff Struktur in heutiger Verwendung ist dem des theoretischen Systems bei Kant verwandt, denn Kant versteht unter System

> »die Einheit der mannigfachen Erkenntnisse unter einer Idee. Diese ist der Vernunftbegriff von der Form eines Ganzen, sofern durch denselben der Umfang des Mannigfaltigen sowohl als die Stelle der Teile untereinander … bestimmt wird« (A 832/ B 860).

Eine Seite weiter erörtert er »architektonische Einheit«:

> »Nicht technisch, wegen der Ähnlichkeit des Mannigfaltigen, oder des zufälligen Gebrauchs der Erkenntnis in concreto zu allerlei beliebigen äußeren Zwecken, sondern architektonisch, um der Verwandtschaft willen und der Ableitung von einem einzigen und obersten und innersten Zwecke, der das Ganze allererst möglich macht, kann dasjenige entspringen, was wir Wissenschaft nennen, dessen Schema den Umriß (*monogramma*) und die Einteilung des Ganzen in Glieder, der Idee gemäß (…) enthalten, und dieses von allen anderen sicher und nach Prinzipien unterscheiden muß« (A 833/ B 861).

Das klingt sehr nach »geschlossenem System«. Daher müssen nun einige Unterscheidungen getroffen werden. Der Ausdruck kann sich, wie schon gesagt, beziehen auf

Realsysteme (natürliche Systeme) oder auf
Erkenntnissysteme.

Nur von letzteren kann in Kantischem Zusammenhang unmittelbar die Rede sein. Bei Kant klingt Systemtheorie im modernen Sinn nur im Zusammenhang mit der Bestimmung des Organismus und des Lebens im Rahmen der »teleologischen Urteilskraft« (zweiter Teil der *Kritik der Urteilskraft*) an. Erstaunlich genug, was er im Zusammenhang von »subjektiver« und »objektiver Zweckmäßigkeit« an systemtheoretischer Problematik im heutigen Sinn vorwegnimmt. Dennoch gebraucht er das Wort »System«, wenn ich richtig sehe, recht ausschließlich für *Erkenntnissystem,* vielleicht sogar dort, wo von »*systema naturae*«, Natursystem, die Rede ist. Es schwebt ihm dabei das Klassifikationssystem der Botanik von Carl von Linné (1707–1778) vor, dessen Hauptwerk *Systema naturae* hieß.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 33

Hierin liegt ein wesentlicher Unterschied zu Hegel, der beanspruchte, das »innere Leben der Sache selbst« und somit Systeme im realen und dynamischen Sinn analysieren zu können. Wo dies im Hinblick auf Gesellschaft, im engeren Sinn der modernen Erwerbsgesellschaft als »das System der Bedürfnisse«, geschieht, liegt darin zweifellos geniale Neuentdeckung. Bezüglich Natur, Geschichte, Prozesse des Ganzen überhaupt überschritt Hegel mit seiner Realsystematik und Realdialektik, aufgrund bestimmter, hier nicht zu diskutierender Voraussetzungen, z.B. über das Verhältnis von Logik und Geschichte, die Grenzen des kritisch Nachvollziehbaren. Sein Systemdenken blieb – paradoxerweise – gerade aufgrund der bahnbrechenden Entdeckung selbstregulierender, selbstreflexiver Systeme nicht offen. Selbstreflexion muß zum Abschluß kommen, um nicht ins Unbestimmt-Wesenlose, ins Schlecht-Unendliche zu führen. Der sich in der Welt reflektierende absolute Geist findet für Hegel einen selbstreflexiven Abschluß. Von daher ist es nur noch ein Schritt bis zur Metaphysik des Antipoden Nietzsche: zur ewigen Wiederkehr des Gleichen. Denn was kann nach einem Abschluß anderes kommen als leblose Statik oder aber – Neubeginn?

Zurück zu Kant: *Wenn* man bei ihm von »geschlossenem System« sprechen kann und muß, dann sicherlich nur im Sinne der Umrisse eines theoretischen Ganzen, eines Erkenntnissystems: der »Einheit der mannigfaltigen Erkenntnisse unter einer Idee«. Nun lag Kant der Gedanke eines Pluralismus aufeinander nicht reduzierbarer Systeme noch ebenso fern wie ein Erkenntnisperspektivismus, wie er oben anhand von Kröners *Anarchie der philosophischen Systeme* vorgestellt wurde. In diesem, aber nur in diesem Sinne wäre die Rede von einem angestrebten »geschlossenen System« im Blick auf Kant akzeptabel – was nicht gleichbedeutend ist mit »abgeschlossenem System«.

Auf der anderen Seite war Kant der Ehrgeiz einer völlig systeminternen Begründung von Systematik noch gleichermaßen fremd. In der *Kritik der reinen Vernunft* geht er zum Beispiel von der Voraussetzung erfolgreicher und wahrheitsfähiger Naturwissenschaft aus sowie von Sätzen der Mathematik und Geometrie, nach deren »Bedingungen der Möglichkeit« er fragt. In diesem Sinn kam er nicht mit dem Gödelschen Satz von der Unmöglichkeit eines vollständig begründeten Systems in Konflikt.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 34

Doch die eigentliche und eigentümliche Offenheit seiner Systematik liegt darin, daß sie Struktur-Denken ist. Hierin erblicke ich die bleibende »Modernität« dieses Vollenders der Aufklärung. Seine Kategorien-Systematik nämlich stellt, wie in der anstehenden Untersuchung näher gezeigt werden wird, ein Struktur-System oder besser eine strukturelle Systematik dar.

Kant war noch nicht der Versuchung einer systemdenkerischen Perfektion ausgesetzt wie seine Nachfolger, die »deutschen Idealisten«. Von daher vollzog er auf (im Schillerschen Sinne) »naive« Weise, was wir uns nach dem sogenannten Zusammenbruch des deutschen Idealismus sowie einer nachfolgenden, mindestens hundertjährigen und noch nicht beendeten Herrschaft des Historismus erst mühsam erarbeiten müssen: offene Systematik als Strukturdenken.

Was in dieser Einführung noch wünschenswert und möglich ist, läuft auf umrißhafte Charakterisierung dieses *»strukturalen Paradigmas«* hinaus. Es hat wahrscheinlich bei Kant seinen Ursprung, jedenfalls seinen bis heute bedeutsamsten Pionier in ihm gefunden. Kants Pionierleistung besteht dabei, so konkretisiert sich die Hauptthese des Ganzen, nicht bloß in umrißhaften, dann notwendig vage bleibenden Ideen, sondern in der *grundsätzlichen Richtigkeit, Begründbarkeit und zukunftsweisenden Leistungsfähigkeit seines Kategorienprogramms.*

»Struktur« wird auch in der gegenwärtigen Systemtheorie, der Theorie dynamischer (kybernetischer oder diesen analoger) Steuerungssysteme also, der statische Aspekt von realen oder gedanklichen Systemen genannt: die Gesamtheit der Relationen eines solchen Systems. (Vgl. das *Wörterbuch der Kybernetik* von G. Klaus und H. Liebscher.) Genauer müßte man sagen: die Gesamtheit der Relationen als *Bezüge,* abgesehen von ihrem möglichen Charakter als dynamischer *Vollzüge* oder Prozesse.

Wir werden sehen, daß Kant gerade der Wegbereiter von handlungs- oder vollzugstheoretischer Betrachtungsweise, der Erforschung des dynamischen Ursprungs von Gehalten in »Handlungen des Verstandes« war. Zuerst ging es dem Professor für Logik und Metaphysik zwar um die Gehalte als solche und deren Beziehungen zueinander. Erfaßt man aber Gehalte in ihrem genetischen Ursprung aus Handlungen, dann heißt das: zu studieren, was an Bezügen durch

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 35

Vollzüge zustande kommt, anders gesagt: die Ordnung oder *Strukturlogik von Vollzügen*.

Die Strukturbetrachtung widerspricht hierbei sowenig einem dynamischen Denken, daß sie letzteres geradezu voraussetzt, sich jedoch bescheidet: Nicht was wirkt oder dem Wirkenden als »Wirklichkeit« korrespondiert, steht als solches in *actu exercito* (im Vollzug) zur Debatte, sondern die Ordnungsstrukturen, in denen gewirkt wird, die Bezüge zwischen den Elementen des Wirklichen. Diese Selbstbescheidung nenne ich das *strukturale Paradigma*. Nicht mehr Sein und Wesen des Wirklichen, nicht das, was die Welt im Innersten zusammenhalten mag, sind unmittelbar das Thema, sondern: Ordnungsstrukturen.

Auch im mittelalterlichen Denken, besonders des Thomas von Aquin *(»sapientis est ordinare«:* Aufgabe des Weisen ist Ordnen), spielte der Ordnungsgedanke eine hervorragende Rolle. Nun aber geht es nicht mehr um die »Seinsordnung« unmittelbar als solche, sondern um Denkordnung, um notwendige Vernunftstrukturen. Dies sei letztlich dasselbe? So reden gern Seinsphilosophen, deren Nostalgie dahin geht, die neuzeitliche Geistesgeschichte als gleitende Fortsetzung des Mittelalters zu sehen oder gar als Niedergang zu interpretieren. Sie werden weder der spezifischen Größe des Mittelalters noch der Neuzeit gerecht.

Vernunftstrukturen sind lediglich Gesetzmäßigkeiten des allesdurchwaltenden Logos, nicht Hohlformen, vorstellbare Gestalten, die der subtile Urstoff des Einen Seins nur zu erfüllen braucht. Die Ausdrücke »Sein« und »Seiendes« sucht man bei Kant vergeblich in einem zentralen Sinn. Hierin kommt das epochale Ausmaß seiner »Revolution der Denkungsart« nach der negativen Seite hin zum Ausdruck: die jahrtausendealte, auf Aristoteles zurückgehende, in der Scholastik zum vollen Durchbruch gekommene und von Heidegger mit nachkantisch-historistischer Subtilität restaurierte Grundvorstellung vom alleserfüllenden Urstoff »Sein« wurde durch Kants Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit des Erkennens, durch seine Hinwendung zu einem vom Ansatz her relationalen Denken (wenn auch noch eingeschränkt auf Subjekt-Objekt-Bezug und Selbstbezug des Subjekts), stillschweigend entthrohnt. Wir werden diesen Reflexionsvorgang in der Hauptuntersuchung näher bedenken.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 36

An dieser Stelle stehen lediglich die Folgen für den Ordnungs- und Strukturbegriff zur Debatte. Aus den im Grunde vorstellungsartigen Ordnungsgestalten des Seienden werden phänomenal nicht wahrnehmbare Gesetze, also Gesetzmäßigkeiten, Regelhaftigkeiten von Relationen – was immer mit den aufeinander bezogenen Relaten »an sich« sein mag. *Struktur als Regel eines relationalen Gefüges – das ist etwas anderes als der vorstellungsmäßige Bauplan eines Seienden.*

Parallel zur »Ordnung« hat sich der Form-Begriff gewandelt: statt grundsätzlich vorstellbaren Gestalt-Formen die unsichtbare, nur denkbare Konstanz oder Regelmäßigkeit von Bezügen. *Der Struktur-Begriff bringt zum Form-Begriff noch die Ganzheit hinzu. Strukturales Denken ist der formale Aspekt dessen, was man neuerdings holistisches Denken nennt: Denken in dynamischen Systemganzheiten. Ordnung, Struktur und System sind keine altabendländischen Requisiten, sondern Stichworte eines erst im Kommen begriffenen Paradigmas.*

Daß Kant zu dem neuen systemisch-holistischen Paradigma einen Beitrag zu leisten hat, und zwar von der strukturalen, formalen Seite (wie Hegel von der dynamischen Seite), darum geht es. Weder die Entthronung des Seinsbegriffs noch die Inthronisierung von »Relation« und »Struktur« liegt thematisch in Kants Hauptabsicht. Alles das sind Folgeerscheinungen seiner »kopernikanischen Wende«, die im Kern als Reflexionsbewegung interpretiert werden soll. Doch liegt mir daran, aufzuzeigen, *daß der zuerst mit Descartes anhebende Neubeginn von Philosophie als Reflexionstheorie oder methodische Selbstthematisierung des menschlichen Reflexionsvermögens das strukturale Paradigma* ausgelöst hat, das bis heute nichts von seiner Aktualität verloren hat. Wo es nicht zum Formalismus verkommt, bleibt es unabdingbarer formaler Aspekt des systemischen Ganzheits-Paradigmas.

Es könnte gefragt werden, wieweit die Intentionen von Leibniz' *»mathesis universalis«* bereits als strukturale gekennzeichnet werden können. Hier wären zweifellos ebenfalls positive Verbindungslinien zu erkennen. Doch fehlt bei Leibniz nach meiner Kenntnis genau jenes Moment der Selbstthematisierung der Reflexion. Der Gedanke, die Dinge und Wörter als Komplexionen einfacher Gedanken zu erfassen, hat meines Erachtens seine Zukunft noch vor sich. Doch kann dieser große Geist aufgrund seiner objektiv-logischen Denkhal-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 37

tung nicht als Initiator eines Reflexions-Strukturalismus gelten, mit Hilfe dessen wohl allein seine eigensten logischen Intentionen ausführbar sind. Als solchen aber, als anfänglichen **Reflexions-Strukturalisten**, möchte ich Kant interpretieren und vorstellen.

Sich in die strukturale Betrachtungsweise bescheidend, hält Kant philosophisch Schritt mit der Entwicklung der naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung seiner Zeit: Nicht die Untersuchung des »Wesens« von Kraft und Materie usw. führte weiter, sondern die methodische Erforschung von strukturalen Gesetzmäßigkeiten der Prozesse. Führt solcher »Strukturalismus« in der Naturwissenschaft in die quantitative Betrachtungsweise, so in der philosophischen Vollzugsreflexion zur Logik der Vollzüge und Bezüge – und zwar zu einer über die aristotelische Logik der Begriffe, Urteile und Schlüsse hinaus erheblich erweiterten Logik.

Kants »transzendentale Logik« – der Begriff des »Transzendentalen« wird in der Hauptuntersuchung näher erörtert werden – steht nicht als etwas ganz Anderes einfach neben den bis dato gültigen Vorstellungen von Logik, sondern ist dazu angetan, diese aufzusprengen. Dieser Sprengungsvorgang ist jedoch bis heute nicht geglückt, so daß hundert Jahre nach Kant eine entschieden weiterentwickelte, aber philosophisch wenig relevante Formallogik einerseits und eine logisch unterentwickelte Philosophie anderseits sich gegenüber, vielmehr nebeneinander stehen.

Hätte man Kants Kategorienprogramm weitergeführt, so hätte sich ein philosophisch-logischer Strukturalismus entwickelt, der uns unzählige philosophische Umwege sowie unermeßliche außerphilosophische Unkosten hätte ersparen können. Denn das strukturale Paradigma vereint logische Strenge mit philosophischer Wesentlichkeit, Bescheidenheit mit umfassendem Ausgriff des Erkennens. Es geht aufs Ganze und ist doch der Grenzen bewußt.

Aus diesem Grund scheint mir die Art, wie Hartmut und Gernot Böhme in ihrem Buch *Das Andere der Vernunft* (Frankfurt 1983) einen Kantischen Vernunftimperialismus meinen abwehren zu müssen, auf einem Mißverständnis zu beruhen. Den Autoren geht es um ein

»Selbstverständnis der Vernunft, die weiß, daß sie nicht das Ganze ist. Die Anerkennung des Anderen der Vernunft muß ihre Realisierung in der Entwicklung

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 38

> neuer, angstfreier Umgangsformen mit der Natur, dem Leben, der Phantasie finden, in einer neuen Kultur. Gegen die Herrschaft der Vernunftphilosophie, der wissenschaftlichen Rationalität und der technisierten Lebensform muß diese Kultur durch eine neue Philosophie vorbereitet werden (…), die vernunftkritisch nicht mehr der Vereinnahmung oder Ausgrenzung des Anderen der Vernunft dient« (ebd., 25).

Wo solche Ausgrenzung aber nicht bloß unterläuft, sondern aufgrund methodischer Selbstbegrenzung geschieht, kann das Ausgegrenzte auf seine eigene Weise thematisiert werden, und nur dann. Natur, Phantasie, Gefühl, Trieb, Unbewußtes, Überbewußtes, Glaube und Vertrauen, auch Ahnungshaftes und »Parapsychologisches« – also das, was die Gebrüder Böhme ihrerseits gleich anfangs als philosophisch nicht salonfähig abtun wollen (ebd. 9) – alles das kann nur aufgrund, ja oft mittels methodischer Selbstbescheidung auf Strukturerkenntnis auf die ihm jeweils eigentümliche, angemessenere Weise thematisiert werden. Kants berühmter Ausspruch

> »Ich mußte also das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen« (B XXX)

sollte einmal in seiner *erkenntnisstrukturellen* Tragweite, nicht allein in bezug auf philosophisches Wissen und religiösen Glauben, meditiert werden.

Als gegenwärtig noch aktuelles Beispiel für Grenzvergessenheit nehme ich die sogenannte Diskurstheorie von Jürgen Habermas. Es ist derselbe Habermas, der mit seinem Frankfurter Kollegen Apel der scheinbar antirationalistischen Meinung ist, das »bewußtseinsphilosophische Paradigma« zugunsten des sprachphilosophischen und kommunikativen Paradigmas einfach zurücklassen zu können – statt den Weg vom Bewußtsein zur Sprache argumentativ zu gehen (siehe dazu im folgenden Kap. IV/2 und V). Unter Vorgriff auf eine – freilich unüberwindlich abwesende, daher schmückend als »kontrafaktisch« bezeichnete – ideale Sprechsituation sollen für die diskursive, also rationale Argumentation Regeln aufgestellt werden, die zu gemeinsamen, diskursiven Entscheidungen über die persönliche Lebensführung des zwischenmenschlichen wie des gesamtgesellschaftlichen Lebens taugen. Hier wird vergessen, *daß die philoso-*

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 39

phische Argumentation grundsätzlich nur für strukturelle Fragen zuständig ist, nicht für konkrete materiale Wertentscheidungen, ebensowenig wie für Situationsentscheidungen. Der Unterschied zwischen Strukturen und Wertgehalten wird übersehen, und damit die Grenzen des Diskurses. Werte und Wertentscheidungen spielen aber für das soziale Leben eine schlechthin entscheidende Rolle. Soziale *Wertekommunikation* ist nicht primär diskursiv. Wohl kann über Werte und Situationen strukturell-allgemein manches Wichtige gesagt werden; und nur für solche Allgemeinheit taugt der Diskurs. Die Bestimmung der Grenzen ist allerdings selbst strukturell sowie diskursiv. Die beiden Begriffe haben in etwa gleiche Extension – woran vollends deutlich werden mag, daß hier nicht gegen den Diskurs, sondern gegen seine rationalistische Überstrapazierung argumentiert wird.

Beispiele: Warum ich diesen Menschen als Partner vor jenem vorziehe, ob wir lieber Hochdeutsch oder Dialekt pflegen, wie wir uns zu Nationen als primär kulturellen Einheiten im Verhältnis zu ihren staatlich-politischen Formationen stellen, wie wir die Ausländerfrage anfassen, wie eine Familie, eine Gruppe, gar eine staatliche Gesellschaft sich zu gemeinsamen religiösen Vollzügen stellen – all das geht weit über diskursiv entscheidbare Fragen hinaus, weil es über Strukturfragen hinausgeht.

Nicht daß die diskursiven Klärungen in diesem Bereichen unwichtig würden, im Gegenteil, der Diskurs kann, ähnlich wie die philosophische Argumentation im besonderen, sein eigentliches Recht und seine Bedeutung erst erlangen oder wahren, wenn er die Grenzen seiner Kompetenz anerkennt. Das geschieht in dem Rationalismus der Diskurs-Theorie offensichtlich nicht. *Eine fehlerhafte Unterfunktion der Ratio führt zu deren wuchernder Überfunktion in raffiniertesten Figuren ohne erkennbaren Lebensbelang.* Auch die neuerliche Adaptierung des Husserlschen »Lebenswelt«-Begriffes kann so keine Abhilfe leisten. Ein über sich selbst und seine Grenzen nicht aufgeklärtes Theorie-Raffinement arbeitet wider Willen dem historischen Relativismus, auch der irrationalistischen Resignation vor den Aufgaben vernünftiger Erkenntnis in die Hände.

Eine späte Auswirkung der Kantischen Art der Reflexion auf Bewußtseinsvollzüge und deren Strukturen stellt die *Sprachanalyse* des 20. Jahrhunderts dar. Auch sie hat es im großen und ganzen zu

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 40

wenig ergiebigen Strukturerkenntnissen über die Sprache gebracht. Erst der linguistische Strukturalismus bis hin zu Noam Chomskys Versuch, ein universales Regelsystem als Grundlage (Bedingung der Möglichkeit) der grammatischen Kompetenz aufzudecken, versuchte hier eine Kursänderung. Die sprachanalytische und die traditionell sprachphilosophische Strömung wurden sich hingegen in einem Grunddogma einig: dem von der sogenannten *Unhintergehbarkeit der Sprache.* Dieses Dogma stellt die wahrscheinlich stärkste Bastion des zeitgenössischen Relativismus dar. Zur weithin revidierten linguistischen Position vergleiche man etwa Elmar Holenstein:

> »Die folgenden Ausführungen richten sich primär gegen den heute weitverbreiteten Sprachdeterminismus, der in deutschen Landen mit den Namen Humboldt und Weisgerber, im angelsächsischen Bereich mit den Namen Sapir und Whorf verbunden ist, nach dem im Verhältnis von Sprache und Denken die Priorität der Sprache zukommt. Die Weltanschauung, nicht nur die geistige, auch die sinnliche, die Welterfahrung, ist danach von der Sprache abhängig. Die griffigen Formulierungen der Erlanger Schule, was die meist in Vagheiten steckengelassene These von der Nichthintergehbarkeit der Sprache betrifft, sind jedoch eine Einladung, sie als Leitfaden der Kritik zu nehmen … « (*Von der Hintergehbarkeit der Sprache,* 13).

Das historistisch-philosophische Standard-Argument für die Unhintergehbarkeit der Sprache, wie es sich bis in neueste sprachphilosophische Schriften hinein erhält, lautet: Um etwa denkend hinter die Sprache zurückzugehen, müßten wir uns bereits der Sprache bedienen. Also geschieht das gewollte Zurückgehen hinter die Sprache mit der Sprache und kann kein Zurückgehen hinter sie im Sinne einer denkerischen Unabhängigkeit oder auch nur eines Freiraums sein.

Man könnte mit beinahe gleichem Recht argumentieren: Um Physik zu treiben, bin ich schon auf das Funktionieren physischer Zusammenhänge angewiesen. Also wird meine Art von Physik immer von den physikalischen Bedingungen meiner Arbeit abhängig sein. Das Argument ist ebenso richtig wie unsinnig, wenn es gegen die Möglichkeit allgemein verbindlicher physikalischer Erkenntnis, etwa allgemein geltender Gesetze, gerichtet sein soll.

Die Naturwissenschaft braucht sich um derartige *Sophismen* nicht zu kümmern. Sie geht ihren sicheren oder problematisierenden Gang,

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 41

indem sie sich mit tatsächlichen Forschungsproblemen beschäftigt. Die philosophische Debatte aber, und insbesondere der Neuling in ihr, bleibt dergleichen Sophismen hilflos ausgeliefert, vor allem solange keine echten Forschungssituationen geschaffen werden. *An vielen Fakultäten lernt der Student ohnehin nur historische Probleme der Philosophie kennen, nicht seine eigenen.*

Beide Gedanken – Philosophiegeschichte ist beinahe die Sache selbst wie die Sprache zu jeglicher Erkenntnis – gehören innerlich engstens zusammen, weil es ja die sprachliche Vermittlung von Problemen ist, an denen bereits die Geschichte hängt, und umgekehrt. Ebendeshalb bezeichnete ich das Dogma von der Unhintergehbarkeit der Sprache als Hauptbastion des zeitgenössischen Geschichtsrelativismus. Daß diese Unterminierung philosophisch-systematischer Sachdiskussion und Kooperation auf Sophismen beruht, macht die Sache nicht leichter, weil Sophisten von alters her im Gewand der Aufklärung einherschreiten. Sie sind nur zu widerlegen durch sinnvolle Theorieansätze, da ein guter Sophist um Ausflucht nie verlegen wird. Er braucht sie sich nicht durch schlichte Wahrheitsansprüche zu versagen.

Die Sprache ist gedanklich ähnlich »hintergehbar« wie meine physikalische Konstitution, die Sprache beim Denken so durch sich selbst wie der Körper durch sein eigenes Experimentieren und Beobachten. Sie lebt nämlich aus der Offenheit von »Sinn«, das heißt von Bewußtseinsgehalten überhaupt, die mir keineswegs nur als Sprachmünzen zugänglich sind. Einen Bärendienst erweist man der Sprache, indem man sie als einzig mögliche Weise der Sinnteilhabe deklariert oder zumindest ihre Fähigkeit leugnet, »Unerhörtes« an Erfahrung und Gedanken als solches mitzuteilen, auch um den Preis eigener Selbsterweiterung.

Das Beispiel Sprache, auf deren angebliche Unhintergehbarkeit wir angesichts der historistisch-relativistischen Mentalität zu sprechen kamen, ist kein beliebiges. Kants Kategorien werden an der Sprache zu konkretisieren sein. Sie sind ausdrücklich anhand der logischen Tafel der Urteile gewonnene Sageweisen – und dennoch nicht einmal vorzüglich sprachlich verstandene Grundvollzüge. Herder, Hamann und andere konnten Kant mit Recht wegen der »Reinheit« seiner Vernunft kritisieren. Ihre Kritik hätte konstruktiver ausfallen können. Recht verstanden, sind diese bzw. die von mir reflexions- und sprach-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 42

theoretisch modifizierten Kategorien nämlich die ursprünglichen Formen der sprachlichen Synthese, der Verbindungsart in Aussagen.

Zum Aufweis dessen muß man jedoch auf noch grundlegendere Sinnstrukturen zurückgreifen – und von diesen her das Sprachliche synthetisch rekonstruieren. Man wird Kant den Vorwurf nicht ersparen können, der Sprache nicht genügend Beachtung geschenkt zu haben. Aber er widmete sich den Sinnstrukturen, den Denkformen, die sich in der Sprache manifestieren, auf eine Weise, die letztlich für die »synthetische Analyse« der sprachlichen Manifestationen ergiebiger werden kann. Das wird an der kategorialen Durchführung seines Strukturalismus aufgezeigt werden.

Kant sah seinen Kritizismus als konstruktive Grundlegung einer kritisch gereinigten Metaphysik oder einer, wie wir heute sagen würden, Strukturontologie, als Weg und Ausweg *zwischen Dogmatismus und Skeptizismus,* der nach einiger Zeit stets in »Indifferentismus« übergehe. Wir haben den Skeptizismus und Indifferentismus in seiner geistesgeschichtlich aktuellen Form von historischem Relativismus bedacht. Kant zeigt in der Vorrede zur ersten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* ein gewisses Verständnis für diese gelehrte Gleichgültigkeit, sofern sie selbst bekümmert sei und

> »offenbar die Wirkung nicht des Leichtsinns, sondern der gereiften *Urteilskraft* des Zeitalters, welches sich nicht länger durch Scheinwissen hinhalten läßt und eine Aufforderung an die Vernunft, das beschwerlichste aller ihrer Geschäfte, nämlich das der Selbsterkenntnis aufs neue zu übernehmen und einen Gerichtshof einzusetzen (…), und dieser ist kein anderer als die *Kritik der reinen Vernunft* selbst. Ich verstehe aber hierunter nicht eine Kritik der Bücher und Systeme, sondern die des Vernunftvermögens (…), alles aber aus Prinzipien« (A XIf).

Der strukturale Charakter seines systematischen Denkens wird besser mit »Systematik« als mit »System-Denken« gekennzeichnet. Karl Jaspers traf diese Unterscheidung, mitten in den finstersten Zeiten (1941), mit Vehemenz:

> »Das System will fälschlich das Sein einfangen, die Systematik will die methodische Bereitstellung der jeweils erreichten Mittel für den weiteren Gang des Philosophierens. Der Wille gegen das System schließt den systematischen Antrieb

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 43

> so wenig aus, daß jener Wille vielmehr ohne diesen Antrieb ins Chaos führen müßte. Die Systematik als ›Organon der V ernunft‹ in einer Logik zu entfalten, scheint mir heute das wichtigste Anliegen« (*Über meine Philosophie).*

Nicht umsonst gebraucht Jaspers mit *Organon der Vernunft* einen Ausdruck Kants:

> »Ein Organon der reinen Vernunft würde ein Inbegriff derjenigen Prinzipien sein, nach denen alle reinen Erkenntnisse a priori können erworben und wirklich zustande gebracht werden. Die ausführliche Anwendung eines solchen Organon würde ein System der reinen Vernunft verschaffen« (A II/B 24).

»System der reinen Vernunft« würden wir heute etwa mit tendenziell vollständiger Struktur-Systematik übersetzen. Die strukturale, kategoriale Kant-Interpretation, wie sie im folgenden versucht wird, steht im Gegensatz zu einer gewissen *Kant-Scholastik.* Einmal dadurch, daß es ganz entschieden letztlich nicht um Kant geht, vielmehr um die mit ihm und seiner Hilfe bedachten Strukturen selbst. Meines Erachtens ist dies aber die einzige Weise, einen Denker als solchen ernstzunehmen.

Kant-Scholastik nenne ich, Karl Jaspers' Ausdruck aufgreifend, zum einen eine bloß historische oder philologische Behandlung dieses Philosophen, sofern sie ihre Beschäftigung sowie die passive Aneignung Kantischer Begrifflichkeit ohne weiteres als Philosophie ausgibt. Sodann habe ich vor allem eine psychologisierende, vermögenstheoretische Kantrezeption im Auge, die Kants Unterscheidung der Erkenntnis- und Seelenvermögen unbesehen für Offenbarung nimmt, in deren geheimnisvollen Wortlaut sie sich nicht genügend vertiefen kann.

Die strukturale, kategoriale, logische Kantrezeption, wie ich sie versuche, steht in ausgesprochenem Gegensatz dazu. Es geht nicht um an den philosophischen Propheten offenbarte, geheime Vermögen, sondern um jedermann und jederzeit zugängliche Sinngehalte und deren Zusammenhänge. Von diesen her mag man, wie Kant selbst, von Kräften des »Gemütes« als gestuften Leistungen des Einen reflexiven Erkenntnisvermögens, von diesem wiederum als einer Funktion des Selbstvollzugs des Reflexionswesens »Mensch« sprechen.

Es liegt mir indessen fern, eine ihres historischen und insofern vorphilosophischen Charakters und *ihrer Grenzen bewußte* Kant-Forschung herabzusetzen, noch weniger aber die seltenen Köpfe, die vorzüglich mit Kant, aber auch diesem gegenüber kritisch, weiterdenken.

> »Die Größe im Denken der Grenzen und die Kraft der Form bedeutet: diese Kraft hat nur die Vernunft Kants, nicht das in Lernbarkeit übersetzte Wissen von Kantischen Begriffen. Die Kant-Scholastik ist dürftiger als jede andere. **Die Größe Kantischen Denkens zu fassen, setzt eine Grundentscheidung der Existenz selber voraus**« (K. Jaspers, *Kant – Leben und Wirkung*, 215).

Ich meinte: die Entscheidung zum kategorialen Strukturdenken, nach dem Historismus.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 45

I. »Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum« über das eigentliche Wesen des Kantischen Neuansatzes

»Das gerade ist die Wurzel und das innigste Wesen des Organs zur Philosophie, das Ihnen schlechthin angemutet wird: Sinn zu haben für den Sinn, als schlechthin etwas Anderes, denn alles Mögliche, das genommen wird in einem Sinne.«

J.G. Fichte, Transzendentale Logik 1813

Mit der Überschrift erlaube ich mir einen Anklang an eine »populäre« Schrift des großen, produktiven Kant-Rezipienten Johann Gottlieb Fichte, nur zwanzig Jahre nach der *Kritik der reinen Vernunft* erschienen: *Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum, über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. Ein Versuch, den Leser zum Verstehen zu zwingen* (1801).

Bevor wir nämlich zur besonderen Fragestellung nach Wesen und Bedeutung sowie Begründbarkeit der Kategorien kommen, sollen einführend die allgemeinen Grundzüge des Kantischen Denkansatzes beleuchtet werden.* Der mit Kant nicht Vertraute hat Recht darauf, Klarheit über die zu verwendenden Ausdrücke zu gewinnen, vor allem, was »transzendental« genau heißt. Den Eingeweihten mag interessieren, wie dergleichen hier aufgefaßt, angefaßt, beleuchtet wird.

Denn diese Beleuchtung ist nicht bloß die einer nacherzählenden Haltung. Die damals neuartigen und noch immer aktuellen Grundzüge des bei Kant zum vollen Durchbruch kommenden und erstmals so benannten »transzendentalphilosophischen« Ansatzes aufzudecken, schließt kritische und weiterführende Anmerkungen, sofern sie nur als solche vom »Referat« unterscheidbar sind, nicht aus. Handelt es sich doch um philosophisches, nicht bloß historisches, Mitdenken und mögliche Aneignung.

In der Einleitung zur ersten Vernunftkritik gibt Kant seine berühmte Definition von »transzendental« und »Transzendentalphilosophie«:

* Um dieser Einführungsfunktion des Kapitels besser Rechnung zu tragen, wurde gegenüber der 1. Auflage eine Umstellung der Kapitel I und II vorgenommen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 46

> »Ich nenne alle Erkenntnis transzendental, die sich nicht sowohl mit Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, sofern diese a priori möglich sein soll, überhaupt beschäftigt. Ein System solcher Begriffe würde Transzendental-Philosophie heißen« (B 25).

Ich möchte diese Definition(en) unter vier – wie sich übrigens später zeigen wird, selbst nach einer Zusammenhangs-Logik gestuften – Aspekten betrachten: Transzendentalphilosophie als Apriori-Forschung (1), als reflexive Theorie (2), als Handlungstheorie (3) sowie als Systematik (4).

1.»SOFERN DIESE A PRIORI MÖGLICH SEIN SOLL«: APRIORI-FORSCHUNG

In der Einleitung zu den *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können,* die er 1783, zwei Jahre nach der ersten Vernunftkritik, zu deren leichteren Erfassung dem Publikum nachreichte, gibt Kant freimütigen Einblick in das Grundproblem, das ihn seit Jahren beschäftigte, und wer den Anstoß dazu gab:

> »Ich gestehe frei: die Erinnerung des *David Hume* war dasjenige, was mir vor vielen Jahren zuerst den dogmatischen Schlummer unterbrach, und meinen Untersuchungen im Felde der spekulativen Philosophie eine ganz andre Richtung gab« (*Prolegomena* A 13).

Er bezeichnet Humes Angriff auf die Metaphysik als die wichtigste Begebenheit seit Locke und Leibniz, ja seit dem Entstehen der Metaphysik. Hume sei von dem Problem der Verknüpfung von Ursache und Wirkung ausgegangen. Er habe unwidersprechlich bewiesen, daß die Verknüpfung einer Ursache mit einer Wirkung keine Sache der begrifflichen Notwendigkeit sei, sondern Sache der Erfahrung – und daß die (rationalistische) Vernunft sich selbst betrüge, daß sie diesen Begriff fälschlich »vor ihr eigen Kind halte« (ebd. F A8). Hume folgerte daraus, daß alle unsere Urteile, die eine Wirkung mit einer Ursache mit verknüpfen und hier wie sonstwo Notwendigkeit beanspruchten, diesen Anspruch nur aufgrund »subjektiver Notwen-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 47

digkeit«, aufgrund von Gewohnheit der Assoziation, nicht aufgrund einer objektiv begründeten Notwendigkeit erhöben.

> »Ich versuchte also zuerst, ob sich nicht Humes Einwurf allgemein vorstellen ließ, und fand bald: daß der Begriff der Verknüpfung von Ursache und Wirkung bei weitem nicht der einzige sei, durch den der Verstand a priori sich Verknüpfungen der Dinge denkt, vielmehr, daß Metaphysik ganz und gar daraus bestehe. Ich suchte **mich ihrer Zahl zu versichern**, und da mir das auf Wunsch, nämlich **nach einem einzigen Prinzip**, gelungen war, so ging ich an die Deduktion dieser Begriffe, von denen ich nunmehr versichert war, daß sie nicht, wie Hume besorgt hatte, von der Erfahrung abgeleitet, sondern aus dem reinen Verstande entsprungen seien. Diese Deduktion **…** war **das Schwerste, was jemals zum Behuf der Metaphysik unternommen werden konnte**, und was noch das Schlimmste dabei ist, so konnte mir Metaphysik, so viel davon nur irgendwo vorhanden ist, hiebei auch nicht die mindeste Hilfe leisten, weil jene Deduktion zuerst die Möglichkeit einer Metaphysik ausmachen sollte« (ebd. 14).

Die Möglichkeit von Metaphysik hängt nämlich an der Grundfrage: Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?

Synthetische Urteile sind erweiternde, im Unterschied zu zergliedernden, das heißt erläuternden, analytischen Urteilen wie z.B. »Ein Körper ist ausgedehnt« oder »Diese Maschine ist ein Gegenstand«. Diese analytischen Urteile sind keine echten Erfahrungsurteile, weil schon im Begriff »Körper« die Ausdehnung (wenn auch nicht notwendig die Schwere) mitgedacht wird; ebenso das Gegenstandsein in »Maschine«. Solche erläuternden oder analytischen Urteile können auch in bezug auf Erfahrungszusammenhänge sinnvoll ausgesprochen werden, um sich oder anderen etwas eigentlich Bekanntes »analytisch« klarzumachen.

Die wichtigeren analytischen Urteile sind Urteile a priori, das heißt Begriffsklärungen nicht erfahrbarer Zusammenhänge, z.B. »Ein Urteil ist eine Begriffsverbindung« oder »Unter ›Gott‹ verstehe ich …«. Doch nicht alle Urteile a priori sind analytische, bloß erläuternde. Es gibt auch synthetische Urteile a priori, und diese sind für Kant die interessantesten, die ihm zum Problem wurden. Ein so wichtiger metaphysischer Satz wie »Gott ist die letzte Ursache von allem« beruht (im Unterschied zum vorigen, bloß erläuternden und definitorischen Beispielsatz-Schema) auf synthetischen Urteilen, von denen sicher einige a priori sind. Die meisten und wichtigeren Erfah-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 48

rungsurteile (Urteile a posteriori) sind erweiternd, synthetisch – z.B. »Die Sonne erwärmt den Stein« – eben nicht a priori klar. Sonst brauchte es keine Erfahrung. Dennoch haben auch sie *Elemente* a priori, wie das Beispiel zeigt: Denn der dynamische Zusammenhang zwischen der scheinenden Sonne und dem erfahrenen Warmwerden des Steines wird gerade nicht erfahren im strengen Sinne von wahrgenommen. Und so meist bei Ursache-Wirkungs-Beziehungen: Wahrgenommen wird ein Nacheinander von Phänomenen, nicht der Zusammenhang selbst.

Also die Begriffsbereiche von »analytisch« und »a priori« einerseits, von »synthetisch« und »a posteriori« anderseits haben jeweils größere oder allgemeinere Affinität zueinander, decken sich aber keineswegs.

- analytisch (nicht notwendig =) a priori (ohne Erfahrung)
- synthetisch (nicht notwendig =) a posteriori (aus Erfahrung)

Es geht nun keineswegs um Einzelheiten der Kantischen Erkenntnistheorie, die zu mancherlei Diskussion Anlaß gäben. Die Unterscheidung von analytischen und synthetischen Urteilen etwa setzt schon die Anerkennung eines kulturellen oder wissenschaftlich festgelegten Begriffssystems voraus. So mögen Sprecher anderer Kulturen beispielsweise im Begriff »Körper« nicht die Ausdehnung, sondern die Schwere notwendig mitdenken, wäre die Feststellung über die Ausdehnung ein synthetisches Urteil a posteriori, das heißt aus der Erfahrung.

Es geht auch nicht um das umstrittene Problem, ob die »Sätze« der Mathematik (also 2 x 2 = 4 sowie kompliziertere) und der Geometrie synthetisch und a priori, erfahrungsunabhängig sind. Es braucht nicht untersucht zu werden, wieweit synthetische Urteile a priori reichen, wieviel sie umfassen. Denn es geht hier nicht um die Grundlegung von »Metaphysik«, nicht einmal um Klärung dessen, was damit gemeint war und heute gemeint sein könnte.

Uns geht es lediglich um ein wesentliches Stück strukturaler Erkenntnistheorie, um das Problem von Kategorien oder Denkstrukturen a priori, und zwar ihrer »Zahl« nach und »nach einem einzigen Prinzip«, wie es in diesem Zitat heißt. Daher genügt uns die Feststel-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 49

lung jener Elemente in den Erfahrungsurteilen, die nicht aus der Erfahrung selbst stammen.

Das ist es, was Kant bei aller zeitbedingten und teilweise strittigen Einkleidung selbst das Wichtigste war: das Interesse an dem, was an Erkenntnisgehalten nicht aus der Erfahrung selbst stammt, sondern bezüglich dieser a priori, früher ist.

Dieser Bedeutung gemäß beginnt die *Kritik der reinen Vernunft*, mit der Einleitung zur zweiten Auflage (B) noch prägnanter als in der ersten (A):

> »Daß alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfange, daran ist gar kein Zweifel. (…) Wenn aber gleich alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anhebt, so entspringt sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. (…) Es ist also wenigstens eine der näheren Untersuchung noch benötigte und nicht auf den ersten Anschein sogleich abzufertigende Frage: ob es ein dergleichen von der Erfahrung und selbst von allen Eindrücken der Sinne unabhängiges Erkenntnis gebe. Man nennt solche Erkenntnisse a priori, und unterscheidet sie von den empirischen, die ihre Quellen a posteriori, nämlich in der Erfahrung haben« (B 1f).

Die *Begriffe* a priori, die Kant auffindet, das sind eben die Kategorien. Es gibt jedoch noch andere Erkenntniselemente a priori: am elementarsten die »reinen« *Anschauungsformen Raum und Zeit,* wovon die *Transzendentale Ästhetik*, der erste Teil der *Transzendentalen Elementarlehre*, handelt. Im Hinblick auf diese Anschauungsformen a priori hat Kant offensichtlich die vorangestellte Definition von »transzendental« in der zweiten Auflage präzisiert. In der ersten Auflage stand lediglich, die transzendentale Erkenntnis beschäftige sich »mit unseren Begriffen a priori von Gegenständen überhaupt« (A 11f), während dann genauer auch der Anschauung a priori Rechnung getragen wurde durch die Formulierung: »mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, sofern diese a priori möglich sein soll«.

Außer den genannten apriorischen Bestandteilen der *zwei Erkenntnisstämme Sinnlichkeit und Verstand* kennt Kant als weitere Elemente a priori: die *Grundsätze und Schemata* der Verbindung von Verstand und Sinnlichkeit sowie die *Vernunftideen* im engeren Sinne (Freiheit, Unsterblichkeit, Gott), die allerdings keine Basis in der uns einzig gegebenen sinnlichen Anschauung und Erfahrung haben, daher

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 50

nur Gedanken, keine Erkenntnisse sind. Diese transzendentalen Ideen werden, wenn man sie für Erkenntnisse nimmt, »überfliegend« oder »transzendent«, für Kant eine negative Qualifizierung eines Erkenntnisanspruchs, den er durch die »transzendentale Dialektik« vom dialektischen Schein befreien, d.h. als Scheinerkenntnis entlarven will. Die transzendentalen Ideen (Vernunftideen) haben jedoch eine wichtige positive *regulative* Bedeutung im Erkenntnisprozeß sowie für die praktische (handelnde und hoffende) Vernunft.

Die erkenntnistheoretischen Konsequenzen, die sich aus der Annahme zweier Erkenntnisstämme ergeben, können und brauchen wir an dieser Stelle nicht zu diskutieren. Es sei aber auch im Hinblick auf die Kategorienproblematik schon darauf hingewiesen, daß die Unterscheidung des Erkenntnisvermögens der *Spontaneität,* des Verstandes (im weiteren Sinne, der auch Vernunft einschließt), und des Vermögens der *Rezeptivität,* der sinnlichen Erkenntnis, alles andere als eine Selbstverständlichkeit, vielmehr eine Entdeckung war.

Verständlicherweise blieb der Entdecker erst einmal problemlos bei dieser Zweiheit der Erkenntnisstämme und -quellen. Weniger gut verständlich ist mir, wie unproblematisch diese Zwei-Stämme-Lehre nicht allein von der engeren Kant-Scholastik bis heute tradiert, ja oft zum Angelpunkt der Kantischen Lehre gemacht wurde. In der Tat ist sie wesentlich für das »exoterische Ergebnis der Kantischen Philosophie« (Hegel), woraus dann die theoretische Unerkennbarkeit Gottes folgt undsoweiter. Nicht um der philosophischen Theologie willen, sondern aus vielfachen erkenntnis- und systemtheoretischen Gründen werden wir den bloßen Dualismus in Kants Lehre von den Erkenntnisvermögen in Frage zu stellen haben: nicht um ihn rückgängig zu machen, sondern um ihn zu erweitern.

Jedenfalls, Transzendentalphilosophie als Apriori-Forschung – und darum ging es in dieser ersten Charakteristik von Kants Ansatz – ist in keiner Weise notwendig an einen erkenntnistheoretischen Dualismus geknüpft. Dies klar zu sehen, bedeutet eine Verlagerung der gesamten Optik gegenüber der üblichen Kant-Rezeption.

Es stellt sich die Frage, welcher Art die Anschauung und vor allem die Begriffe a priori sind: »platonische« Ideen, d.h. eingeborene und hinzunehmende Gehalte? Oder, was die Alternative dazu wäre, sind sie – zumindest die Begriffe – ursprünglich *Handlungsfiguren*, bevor

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 51

sie objektivierte Gehalte werden können? Auf diese Frage werden wir in Abschnitt 3 dieses Kapitels zurückkommen.

2. »NICHT SOWOHL MIT GEGENSTÄNDEN, SONDERN MIT UNSERER ERKENNTNISART VON GEGENSTÄNDEN«: REFLEXIVE THEORIE

Wir haben mit diesem Definitionselement den »harten Kern« der Bedeutung von »transzendental« vor uns. Es sind Transzendentalphilosophien denkbar, die sich nicht als reine Apriori-Forschung verstehen. (Ich vertrete selbst eine solche mit einem Verfahren, das Gegebenes von Begrifflichem her rekonstruiert, sich also für das Zusammenspiel von apriorischen und aposteriorisch-empirischen Momenten interessiert.) Doch gibt es keine Transzendentalphilosophie, die diese von Kant neu geprägte Bezeichnung verdient und nicht seine *kopernikanische Wende* mitvollzieht: weg von der unmittelbar gegenstandsbezogenen Betrachtung – hin zu den *Akten,* in denen Gegenstände als *Gehalte* erkannt werden, somit hin zum erkennenden Subjekt: Für es sind die Gegenstände. Nach dem Subjekt und seinen »konstitutiven« Leistungen, Bewußtseinsgehalte (Sinngehalte) aufzubauen, müssen sich die »Gegenstände« (als für das Bewußtsein seiende Gehalte) richten.

> »Es ist hiermit ebenso, als mit den ersten Gedanken des Kopernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen und dagegen die Sterne in Ruhe ließ. In der Metaphysik kann man nun, was die Anschauung der Gegenstände betrifft, es auf ähnliche Weise versuchen« (B XVIf).

Die damaligen Metaphysiker des protestantisch geprägten Rationalismus sowie die katholischen, an der mittelalterlichen Seinsphilosophie ausgerichteten Scholastiker warfen Kant »Subjektivismus« vor, und dieser Vorwurf ist bei denen, die die transzendentale Wende nie verstanden und mitvollzogen haben, bis heute nicht verstummt. (In Schellings und Hegels Munde hat der Vorbehalt des »subjektiven Idealismus« einen ganz anderen Klang und Stellenwert.) Man wird

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 52

aber sagen können, daß heute kein schöpferisch Philosophierender mehr an der durch Kant (nach den Anfängen bei Descartes) zum vollen Durchbruch gekommenen *Reflexionsbewegung* vorbeikommt. Sie scheidet das antik-mittelalterliche Denken (bei der Reflexion notwendig auch eine Rolle spielte, sogar bisweilen Thema wurde – vgl. etwa Thomas von Aquin, *Summa contra gentiles*, Buch IV Kap. 11 – , jedoch nicht grundlegend und systembildend wurde) in der Tat ebenso epochal von der neuzeitlichen Philosophie, wie sich das kopernikanische Weltbild vom ptolomäischen nicht nur graduell unterscheidet. Kant hatte Recht mit dem Bewußtsein, eine kopernikanische Wende, wenn nicht einzuleiten, so doch zum systematischen Durchbruch zu bringen.

Der Vorwurf des bloßen Subjektivismus ist deshalb methodisch unhaltbar, weil die Reflexion sich – zumal bei Kant – gar nicht auf das denkende Subjekt als solches allein richtet, sondern auf die »Erkenntnisart«, die Erkenntnisleistungen oder –akte, somit auf die *Beziehung* zwischen Erkennendem und Erkanntem. Sofern diese Beziehung in der Reflexionsbewegung erfaßt wird, »Gegenstand« neuer Art wird, stellt transzendentales Denken in Kants Sinn wesentlich *Beziehungsdenken* dar. Erst wo dies erkannt und anerkannt ist, lohnt sich irgendeine Diskussion über Mängel im Kantischen Ansatz. Sie lohnt sich zumeist nicht, wenn jemand weiterhin, in traditionalistischer oder auch formallogischer Einstellung, »rein objektiv« denken will. (Selbst in der Sprachanalyse sind die vermeintlichen sprachlichen »Objekte« die manifestierten Beziehungen selbst. Sie steht – bewußt oder unbewußt, mehr oder weniger konsequent – auf dem Boden der kopernikanischen Wende.)

Auf der anderen Seite wird die Diskussion auch schwierig, wenn die transzendentale Reflexion als bloße Subjekt-Reflexion verstanden wird, Transzendentalphilosophie also als Ich-Philosophie, und das Gequäle mit der Frage beginnt, wie das so eingeschlossene Ich wieder Kontakt nach außen aufnehmen kann. Es würde zu weit führen, hier zu fragen, welche Transzendentalphilosophen nach Kant diesem Mißverständnis erlegen sind.

Allerdings kann man nicht sagen, daß Kant selbst schon ein klares Bewußtsein über sein reflexives Denken als Beziehungsdenken im Unterschied zu einer Ich-Philosophie hatte. Diese Probleme kamen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 53

auf seine Nachfolger, zuerst vor allem Johann Gottlieb Fichte. Bei diesem kann man bereits von Transzendentalphilosophie als vollbewußt erfaßter *Reflexionstheorie* (mit allen Gefahren) sprechen, während Kants transzendentaler Ansatz lediglich als »reflexive Theorie« charakterisiert werden sollte: *Reflexion wird bei ihm zur Denkform, nicht jedoch bereits gleichzeitig zum Thema, zum Denkinhalt.* Aus dieser noch im guten Sinn »naiven« Halbheit, wenn man so sagen darf, ergeben sich selbstverständlich ebenfalls Schwierigkeiten.

Eine davon besteht im Fehlen einer ausdrücklichen *Subjekttheorie.* Reflexion ist *auch* Bezug des Erkennenden und Handelnden auf sich selbst: Rückbeugung, Rückwendung als Selbstbezug. Hat man die Metapher des reflektierten Lichtes und Spiegelbildes vor Augen (was allerdings nicht notwendig ist, um den Sachverhalt zu erfassen), so kann man den eigenen subjektiven Vollzug als Spiegel ansehen, in welchem das Subjekt sich spiegelt: Es ist aber Spiegel, Spiegelbild und Original zugleich.

Kant vertritt, worauf mit Recht hingewiesen wurde (Dieter Henrich in kritischem Sinne), unausdrücklich eine Reflexionstheorie des Selbstbewußtseins: Das Subjekt oder Selbst ist wesentlich Spiegelung seiner selbst. Dieses Doppeltsein und Spiegelungssein macht sein Wesen aus. Bei Fichte, der sich als Kant-Nachfolger und -Interpreten verstand, werden diese subjekttheoretischen Zusammenhänge ausdrücklich: das Ich als sich selbst setzende Tat-Handlung, der ein Auge eingesetzt ist, undsoweiter. Daß bei Kant dergleichen Subjekttheorie nur implizit, zwischen den Zeilen, vorliegt, zeigt besonders deutlich das Anfängliche, Tastende in seiner »Revolution der Denkart« (B XI und XIII). Es fragt sich aber, ob eine reflexive Erkenntnistheorie ganz ohne ausdrückliche Theorie der reflektierenden Instanz, des Subjekts, auskommt.

Der zu Beginn dieses Kapitels genannte J. G. Fichte schreibt 1794 in einer Anmerkung seiner *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre*:

> »Die meisten Menschen würden leichter dahin zu bringen sein, sich für ein Stück Lava im Monde, als für ein Ich zu halten. Daher haben sie Kant nicht verstanden und seinen Geist nicht geahndet; daher werden sie auch diese Darstellung, obgleich die Bedingung alles Philosophierens an die Spitze gestellt ist, nicht verstehen. Wer sich hierüber noch nicht einig mit sich selbst ist, der versteht keine gründliche Philosophie und er bedarf keine. Die Natur, deren

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 54

> Maschine er ist, wird ihn schon ohne all sein Zutun in den Geschäften leiten, die er auszuführen hat. Zum Philosophieren gehört Selbständigkeit: und diese kann man sich nur selber geben.«

Dann in der zweiten Auflage 1798:

> »Es ist bei der ersten Erscheinung dieser Note in Umkreise des Verfassers viel über sie gespottet worden, von Einzelnen, die sich durch sie getroffen fühlten. Ich wollte sie gegenwärtig vertilgen; aber ich erinnere mich, daß sie leider noch immer gilt« (Fichtes Werke I, 175f).

Diese Anmerkung gilt wohl heute noch mehr. Zudem wird von dem erwähnten D. Henrich vertreten, Fichtes ursprüngliche Einsicht habe darin bestanden, von Kants impliziter Reflexionstheorie des Selbstbewußtseins loszukommen – was ich für falsch halte (vgl. D. Henrich, *Fichte ursprüngliche Einsicht*, Frankfurt 1967; dazu: J. *Heinrichs Reflexion als soziales System*, Bonn 1976, §§ 2–4). In jedem Fall aber blieb der Sinn von »transzendentaler« als einer reflexiven Erkenntnis noch in manchem unklar.

Eine andere Seite desselben Sachverhalts, daß Reflexion bei Kant Denkform, jedoch noch nicht voll Thema, Denkinhalt wird, liegt in dem schwankenden Gebrauch des Wortes »transzendental« im Sinne eines *Methodenbegriffs,* wie es in der voran geschickten Definition der Fall ist, und im Sinne eines *Inbegriffs der Inhalte* der transzendentalen Untersuchung. Er nennt die gefundenen Gehalte (Begriffe, Schemata, Ideen a priori) ebenfalls »transzendental«. Selbst die reinen, weil apriorischen Anschauungsformen kann man in Kants Sinn »transzendental« nennen – obwohl er selbst diese Wortverbindung, »transzendentale Anschauung«, nicht verwendet. Wohl hat er, wie bereits oben (I,1) erwähnt, wahrscheinlich die umständlichere Definition von »transzendental« in der 2. Auflage gewählt, um nicht allein die »Begriffe a priori« (so in der 1. Auflage), sondern auch die Anschauungen einzubeziehen.

Die hier wichtigere Wandlung von transzendentaler Methode zu transzendentalen Inhalten kann und sollte zunächst als eine harmlose Bedeutungsübertragung zur Kenntnis genommen werden. Dahinter verbirgt sich jedoch die weittragende Frage bezüglich Reflexion: Ist sie

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 55

lediglich der Sache äußerliches Methodenprinzip (»äußerliche Reflexion«) oder gehört sie zur reflektierten »Sache« selbst, ist diese innerlich reflexiv (»innere Reflexion«)? Ich möchte, weil diese letzten, von Hegel entliehenen Ausdrücke nicht eindeutig genug sind, von *vollzogener oder gelebter* einerseits und *nachträglicher oder ausdrücklicher* Reflexion auf der anderen Seite sprechen.

Ist das »Ich denke«, für Kant der Inbegriff der »transzendentalen Apperzeption«, also der selbstbewußten Einheit des Bewußtseins, nur ein transzendentales Prinzip als Inhalt, Gegenstand der transzendentalen Besinnung im methodischen Sinn – oder ist es transzendental als eine begleitende Reflexion (*reflexio concomitans*, wie schon die Scholastiker die vollzogene Reflexion unter erkenntnistheoretischer Rücksicht nannten)? Der berühmte § 16 der sogenannten »transzendentalen Deduktion der reinen Verstandesbegriffe«, also des Lehrstücks, das die Realgeltung, die Erfahrungsbedeutung, der aufgefundenen Verstandesbegriffe beweisen soll, beginnt so:

> »Das: Ich denke, muß alle meine Vorstellungen begleiten können; denn sonst würde etwas in mir vorgestellt werden, was gar nicht gedacht werden könnte, welches ebensoviel heißt, als die Vorstellung würde entweder unmöglich, oder wenigstens für mich nichts sein … Also hat alles Mannigfaltige der Anschauung eine notwendige Beziehung auf das: Ich denke, in demselben Subjekt, darin dieses Mannigfaltige angetroffen wird. Diese Vorstellung aber ist ein Aktus der Spontaneität, d.i. sie kann nicht als zur Sinnlichkeit gehörig angesehen werden. Ich nenne sie die reine Apperzeption … Ich nenne auch die Einheit derselben die transzendentale Einheit des Selbstbewußtseins, um die Möglichkeit der Erkenntnis a priori aus ihr zu bezeichnen« (B 131f).

Freilich zeigt Kant später, in den »Paralogismen der reinen Vernunft«, wo von den dialektischen Trugschlüssen der Subjekterkenntnis die Rede ist, daß auf dem »Ich denke« keine rationale Seelenlehre aufgebaut werden dürfe (A 341ff/B 399ff) – weil damit eine vorstellungsmäßige Verdinglichung, gestützt auf den psychologischen inneren Sinn mit seiner Zeitvorstellung, vorgenommen würde. Das nur dem reinen Verstande angehörende »Ich denke« dürfe nicht mit der psychologischen Erscheinung des Ich, dem empirischen Ich, kurzschlüssig verbunden werden. Er ordnet die Trugschlüsse, die sich an das so entstandene »Seelending« heften, bezeichnenderweise nach der Kategorientafel.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 56

Trotzdem bleibt die Frage, welchen Erkenntnisstatus das reine »Ich denke« hat: Handelt es sich hier um »reine« Verstandeserkenntnis rationaler Art? Kant scheint es als selbst inhaltslose, bloße »Bedingung der Möglichkeit« anderer Vollzüge behandeln zu wollen. Doch dann muß er zumindest ein *Vollzugsbewußtsein* voraussetzen. Beruht dieser Satz, in welchem sich das fundamentale Faktum des Selbstbewußtseins ausspricht, nicht auf einem Vollzugsbewußtsein, das den Dualismus von sinnlicher (raumzeitlicher) und intellektueller (begrifflich-kategorialer) Erkenntnis sprengt? Man beobachte seine aufrichtige Verwunderung, in dem meines Wissens aufschlußreichsten Text, über das für seine Erkenntnistheorie »unbequeme« Ich, diese

> »an Inhalt gänzlich leere Vorstellung: *Ich;* von der man nicht einmal sagen kann, daß sie ein Begriff sei, sondern ein bloßes Bewußtsein, das alle Begriffe begleitet. Durch dieses Ich, oder Er, oder Es (das Ding), welches denkt, wird nun nichts weiter, als ein transzendentales Subjekt der Gedanken vorgestellt = x, welches nur durch die Gedanken, die seine Prädikate sind, erkannt wird, (…) um welches wir uns daher in einem beständigen Zirkel herumdrehen, indem wir uns seiner Vorstellung immer schon bedienen müssen, um irgend etwas von ihm zu urteilen; eine Unbequemlichkeit, die davon nicht zu trennen ist, weil das Bewußtsein an sich nicht sowohl eine Vorstellung ist, die ein besonderes Objekt unterscheidet, sondern eine Form derselben überhaupt, sofern sie Erkenntnis genannt werden soll« (A 346/ B 404).

In der Tat, das Bewußtsein des »Ich denke« ist weder sinnlich-objektiv noch rational-objektiv. Es ist ein begleitendes Vollzugsbewußtsein. Ohne dieses könnte Kant das »Ich denke« nicht zum »höchsten Punkt« seiner ganzen Kritik und Transzendentalphilosophie erwählen. Ohne die gelebte Reflexion des »Ich denke« könnte er sie niemals in nachträglicher Reflexion thematisieren. Das reflexive Vollzugsbewußtsein ist die »Bedingung der Möglichkeit« für alle Vorstellungen sowie für seine eigene nachträgliche Thematisierung. Das »Ich denke« als Vollzugserkenntnis ernstzunehmen, führt die von Kant begonnene Reflexionstheorie des Ich weiter und hat mit der alten Metaphysik des »Seienden« namens Seele und Subjekt nichts zu tun. Wenn es ein solches Vollzugsbewußtsein gibt – man kann es auch eine »*transzendentale Erfahrung*« nennen –, kann man darauf nicht ohne weiteres eine neue Art von Seinsphilosophie gründen, wie es

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 57

zum Beispiel in der neuthomistischen »transzendentalen Scholastik« geschieht.

(Vgl. als typisches und nach wie vor lehrreiches Dokument solcher halbtranszendentalen Wende und Kant-Rezeption, wie sie auch bei dem Theologen Karl Rahner vorliegt, den Sammelband *Kant und die Scholastik heute*, hg. von Johannes B. Lotz, Pullach 1955. Ferner: J. B. Lotz, *Transzendentale Erfahrung*, Freiburg 1978. »Transzendentale Erfahrung« wird hier, von mir, wohl in einem präziseren und elementareren Sinn verstanden: als Vollzugserfahrung.)

Es geht nicht darum, die mit der alten Seinsmetaphysik unvereinbare kopernikanische Wende zum reflexiven Denken in Beziehungen rückgängig zu machen. Aber es muß festgestellt werden, durchaus im Hinblick auf die Auswertung von Kants eigener Kategorienlehre, daß seine erkenntnistheoretischen Vorurteile ihn hindern, seine eigenen Voraussetzungen hinreichend zu reflektieren. Das ist für einen reflexiven Ansatz ein innerer Mangel, der zu Widersprüchlichkeiten führt. Eine davon ist die Berufung auf das »Ich denke«, als sei das ein Nichts an Erkenntnis – nur weil es in die Synthese der vereinten Vorurteile von Rationalismus und Empirismus nicht paßt: weil es weder objektiv-sinnliche noch objektiv-rationale Erkenntnis darstellt. Wenn Kant Recht damit hat, die Trugschlüsse einer falschen, objektivistischen Subjektmetaphysik zu sprengen, – nimmt er nicht die Vorurteile sowohl des Rationalismus wie des Empirismus (die er beide zu überwinden glaubte) auf, indem er annimmt, jede Erkenntnis sei *objektiv:* rational und empirisch zugleich?

Läßt man aber Vollzugserkenntnis des »Ich denke« als in sich nicht der Objektivierung bedürftige, gelebte Reflexion und als Möglichkeitsbedingung allen Nachdenkens darüber gelten – und ich sehe nicht, wie man an ihr vorbeikommt –, dann bedeutet das den Beginn von ausdrücklicher reflexiver Subjekttheorie und ontologischer Reflexionstheorie: die vollzogene, gelebte Reflexion wird zu dem, was die nachträgliche Reflexion nachbildet. Sie ist die durch »transzendentale Rückfrage« erhobene Bedingung der Möglichkeit, d.h. implizierte Struktur und Gehalt des unmittelbar zugänglichen Vollzuges.

(Wir haben hier ein Beispiel für die zwei Schritte transzendentaler Methode: 1. *Deskription*, Hinweis auf Gegebenes, 2. *Explikation*, Aufweis als notwendig Impliziertes, d.h. Bedingung der Möglichkeit

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 58

des Gegebenen. Die inzwischen viel mißbrauchte Rede von »Bedingung der Möglichkeit« kommt von Kant und meint eben dies: notwendiges Sinnimplikat in einem zugestandenen Bewußtseinsvollzug.)

Damit ist bereits eine Erweiterung der Kantischen Lehre von den beiden Erkenntnisstämmen vorgenommen, auf die ich später zurückkommen möchte. Für diesen Zusammenhang – die Charakterisierung des transzendentalen Ansatzes als eines reflexiven – sei doch schon kritisch darauf hingewiesen, daß die *Selbstreflexion der Kantischen Philosophie* mit Kants eigener Erkenntnistheorie nicht möglich ist. Es liegt, wie schon oft bemerkt und an einzelnen Paradoxien aufgezeigt, aber selten einfach und klar mit den konstruktiven Konsequenzen ausgesprochen wurde, ein enormes Paradoxon darin, daß unter Kants eigenen Voraussetzungen, somit der Einschränkung von Erkenntnis auf den Bereich der sinnlichen Anschauung, ein Großteil seiner Philosophie nur noch als Denkspiel, nicht mehr als Erkenntnis qualifiziert werden müßte. Er will sie aber zweifelsohne als »transzendentale Erkenntnis« in jenem methodischen Sinn reflexiver Erkenntnis wie auch im Sinne des darin Erkannten. Dieser transzendentale Traktat paßt jedoch – eine Ungeheuerlichkeit! – nicht mehr in seine eigene Erkenntnistheorie, wenn und weil sie nicht die reflexive Erkenntnis als eigene Erkenntnisquelle und damit auch sich selbst als solche gelten läßt. Wir sollten Kants Werk vor dieser monströsen Selbstvernichtung bewahren. Wenn wir Kant gelten lassen wollen, *müssen* wir weiterdenken, durchaus mit ihm und nicht gegen ihn.

Zur Verwendung des Terminus »Reflexion«: Sie ist als *psychologisch-objektivierende* möglich. Diese hat es, wie Kant richtig sieht, mit dem objektivierten und zeitlichen (empirischen) Ich als Erscheinung zu tun wie die räumlich-empirische Erkenntnis mit den dinglichen Erscheinungen.

Etwas anderes ist die explizite Selbstreflexion der Bewußtseinsvollzüge (Sinnvollzüge) mit ihren Gehalten. An dieser philosophischen, »*transzendentalen Reflexion*« lassen sich zwei Aspekte unterscheiden: die Reflexion auf den *Vollzugsaspekt* sowie auf den *Gehaltsaspekt.* (Hans Wagner spricht in seinem Werk *Philosophie und Reflexion* diese beiden Aspekte mit Husserl als »noetische« und »noematische« Reflexion an.) Wo diese beiden Aspekte getrennt werden, fällt die Reflexion

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 59

in die psychologische bzw. die *logische* Reflexion auf bloße Gehalte zurück. Es unterscheidet die Transzendentalphilosophie als grundlegende geisteswissenschaftliche Disziplin von den empirischen Seinswissenschaften (wozu auch die Psychologie gehört) einerseits wie von den formalen Denkwissenschaften (formale Logik und Mathematik) anderseits, daß sie diese beiden Aspekte nicht trennt. (Vgl. hierzu näher Paul Tillich, *Das System der Wissenschaften nach Gegenständen und Methoden.*)

Allerdings – um das Terminologische zu Ende zu bringen – gebraucht Kant den Reflexions-Begriff fast nur im Sinne der nachträglichen und zudem methodologischen Überlegung und Vergleichung, zu welchem Erkenntnisvermögen eine Vorstellung gehört. Er wird daher fast nur in dem *Anhang von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe* ausdrücklich und nur in diesem eingeschränkten, methodologischen Sinne, spricht er von »transzendentaler Reflexion« (A 262f/B 318f). Dies entspricht dem engeren, methodologischen Begriff von »transzendental«, von dem wir ausgingen. Daher wurde der oben gebrauchte weitere Begriff von transzendentaler Reflexion in Anführungszeichen gesetzt.

Auch dies ist kennzeichnend dafür, wie man über den Buchstaben Kants hinausdenken muß, um seinem Geist mitdenkend und weiterdenkend gerecht zu werden. Das wird sich am deutlichsten zeigen, wenn wir auf jenen »Anhang« zurückkommen werden – um ihm seine erkenntnismäßige, heuristische Schlüsselfunktion für das Kategorienproblem zuzusprechen.

3. »DASS DIE VERNUNFT NUR DAS EINSIEHT, WAS SIE SELBST NACH IHREM ENTWURFE HERVORBRINGT«

Das Resultat des vorigen Abschnitts: Transzendentales Denken, genau im Sinne Kants, ist Reflexion auf Gehalte, sofern sie in Handlungen a priori des Bewußtseins begründet sind, oder auf Vollzüge, sofern sie Gehalte (Begriffe und Anschauungen) a priori enthalten, ja hervorbringen. Untrennbar verbunden mit dem reflexionstheoretischen Aspekt des Kantischen Ansatzes erweist sich somit der nun zu erörternde handlungstheoretische.

Daß wir gegen Kant die Vollzugserfahrung als eigene Erkenntnisquelle geltend machen mußten, erhält dadurch eine gesteigert para-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 60

doxe Note, daß eine der tiefsten Grundintentionen seines neuen Ansatzes darin liegt: Vollzugstheorie zu sein. In der vorausgeschickten methodologischen Definition von »transzendental« liegt dies nur implizit in dem Wort »Erkenntnisart«.

Zu Beginn der zweiten Vorrede (von 1787) zur *Kritik der reinen Vernunft* gelingt es dem Philosophen, diese seine *neue Denkform* in allgemeiner und methodischer Hinsicht einigermaßen, noch immer mit Dunkelheiten behaftet, ans Tageslicht der Formulierung zu bringen. Er will sich und anderen Rechenschaft darüber geben, wie es möglich (und ihm gelungen) sei, die Vernunfterkenntnis vom »bloßen Herumtappen« in den »sicheren Gang einer Wissenschaft« (B VII und dann oft) zu bringen. Er läßt sich da auf ein Stück Wissenschaftsgeschichte ein: Die formale Logik habe diesen sicheren Gang schon seit Aristoteles, von dem an sie weder rückwärts gedurft noch vorwärts gekonnt hätte. Sie habe diesen ihren Vorteil »nur ihrer Eingeschränktheit zu verdanken« (B IX), da sie es nur mit den *Formen* des Verstandes ohne alle Rücksicht auf Inhalt und Ursprung der Erkenntnisse zu tun habe. In der Mathematik (Geometrie) habe zuerst eine, nein *die* bis heute in Gang befindliche und nun bei der Metaphysik ankommende »Revolution der Denkart« eintreten müssen (B XIf):

> »Dem ersten, der den gleichseitigen Triangel demonstrierte (er mag nun Thales oder wie man will geheißen haben), dem ging ein Licht auf; denn er fand, daß er nicht dem, was er in der Figur sah, oder auch dem bloßen Begriffe derselben nachspüren und gleichsam davon ihre Eigenschaften ablernen, sondern durch das, was er nach Begriffen selbst a priori hineindachte und darstellte (durch Konstruktion), hervorbringen müsse, und daß er, um sicher etwas a priori zu wissen, er der Sache nicht beilegen müssen, als was aus dem notwendig folgte, was er seinem Begriffe gemäß notwendig in sie gelegt hat.«

Mit der Naturwissenschaft sei es weit langsamer zugegangen. Die neueren, experimentellen Naturforscher vom Schlage Galileis sind es, von denen es dann heißt:

> »Sie begriffen, daß die Vernunft nur das einsieht, **was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt**, daß sie mit Prinzipien ihrer Urteile nach beständigen Gesetzen vorangehen und die Natur nötigen müsse, auf ihre Fragen zu antworten, nicht aber sich von ihr allein gleichsam am Leitbande gängeln lassen müsse« (B XIII).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 61

In dem von mir hervorgehobenen Relativsatz scheint mehr angedeutet als das, was dann nochmals explizit wird: die Natur nach eigenen Entwürfen zu befragen. Es geht Kant um eine Art Selbsterkenntnis der Vernunft, wie bei der Logik, jedoch nun *als entwerfender, als handelnder.* Gerade von den gesuchten Verstandesbegriffen wird nämlich gelten, daß die Vernunft sie einsieht, weil sie »sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt«.

Doch der Entwurf ist in diesem Falle der Entdeckung von Verstandesbegriffen nunmehr nicht ein solcher der nachträglichen, methodischen, sondern der gelebten, vorgängigen Reflexion des Subjekts. Mit dieser Interpretation gehe ich bewußt über den Wortlaut des Textes hinaus, oder genauer: Ich nehme ihn strenger, als der Kontext es fordert. Denn Kant schließt nun den Gedanken der kopernikanischen Wende im Sinne der erläuterten reflexiven Wende an: »annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis richten« (B XVI). Wo das Prinzip des aktiven, handelnden Entwerfens nicht mehr bloß der äußeren, methodischen Reflexion angehört (wie bei der Geometrie), sondern der inneren, gelebten des Verstandes selbst – da liegt sowohl Reflexions- wie **Handlungstheorie der Erkenntnis** vor.

Daß sie bei Kant – unabhängig von der hier gegebenen strengen Interpretation der in der Überschrift zitierten Wendung – vorliegt, daran kann kein Zweifel bestehen, obwohl die Kantforschung diesem Grundzug bisher wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat. Die Ausnahmen vertritt ein verdienstvolles Buch von Friedrich Kaulbach *Das Prinzip Handlung in der Philosophie Kants* (1978). Das Vorwort faßt die These prägnant zuammen:

> »Das Thema Handlung führt die Untersuchung zur Aufdeckung des Grundgewebes, welches die Philosophie Kants im Ganzen zusammenhält. Da diese Interpretationsidee maßgebend (…) ist, kommt es dem Verf. auch auf den Beweis dafür an, daß Kants Philosophie im Ganzen als **eine durch all ihre Teile hindurchgehende Theorie der Handlung** zu interpretieren ist. Es zeigt sich, daß eine sich am Leitfaden des Handlungsprinzips orientierende Darstellung der Kantischen Philosophie durch keine Gebietsgrenzen eingeschränkt wird: vielmehr öffnen sich für dieses Vorgehen von selbst alle Türen, die sonst Bereiche wie Theorie und Praxis, Moralphilosophie, Rechtsphilosophie, Geschichtsphilosophie, Religionsphilosophie voneinander trennen (…) So gibt das Thema Handlung einen Blick auf eine bisher kaum gesehene Einheit des Kantischen ›Systems‹ frei.«

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 62

Dem möchte ich lebhaft zustimmen. Und doch vermisse ich einen Aufweis, daß und in welchem Sinne Handlung nicht nur verbindendes Materialprinzip, sondern *Formprinzip, Denkform des transzendentalen Neuansatzes* ist – ebenso wie und zugleich mit Reflexion übrigens, diese einschließend und vertiefend. Das hat Fichte ebenfalls ausdrücklicher erfaßt und zudem die bei Kant noch ganz unausdrückliche, aber für das Kategorienproblem wichtige Forderung aufgestellt: daß alle transzendentalen Gehalte *»genetisch werden«, das heißt als Handlungsprodukte sichtbar und verständlich werden* müssen. Das wird bei Fichte dann transzendentale Deduktion heißen.

In Kants sogenannter »metaphysischer Deduktion«, der Vorstellung der Kategorientafel am Leitfaden der transzendentalen Urteilstafel nämlich, kommt dem Begriff »Handlung« allerdings auch eine so zentrale Stellung zu, daß gar kein Zweifel bestehen kann: die Kategorien sind die ursprünglichen Produkte der »Handlungen« des Verstandes, ja – noch tiefer: die Figuren der grundlengenden Handlungs-Funktionen des Denkens selbst – *Vollzugsfiguren* wie solche des Tanzes.

Daher gehen diejenigen an der Eigenart von Kants Kategorien schon im ersten Ansatz vorbei, die darin eingeborene »platonische« Ideen, irgendwo vorliegende Grundgehalte, sehen wollen. Nein, die Gehalte sind schon nachträgliche Objektivierungen wie Begriffe und Schemata, die man sich von Tanzfiguren machen kann. Diese bleiben aber, was sie primär waren: Bewegungs- oder Vollzugsfiguren. Die Frage »warum gerade diese?« kann vorläufig so beantwortet werden: Weil sie die naturhaften Figuren der Selbstbewegung des Denkvermögens darstellen. Ob nochmals sinnvoll die Frage gestellt und beantwortet werden kann »warum gerade diese Vollzugsfiguren?«, wollen wir später untersuchen. Kant versteht das Denkvermögen *in actu* als Verbindungsvermögen:

> »Die Sache der Sinne ist es, anzuschauen; die des Verstandes, zu denken. Denken aber ist: Vorstellungen in einem Bewußtsein vereinigen« (*Prolegomena* § 22).

Hat es Sinn, diese genial einfache Bestimmung des Denkens als Aktus der Verbindung nochmals zu hinterfragen? Möglicherweise hakt das Kant- und Kategorienverständnis daran, daß das Denken als Verbin-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 63

dungshandeln nicht handlungs- und reflexionstheoretisch tiefer begriffen wird.

Zunächst einige Belege aus der »metaphysischen Deduktion« der Kategorien, diesem zugunsten der »transzendentalen Deduktion« mit ihrer Verstand-Sinnlichkeits-Problematik so ungerechtfertigt vernachlässigten Text *Von dem Leitfaden der Entdeckung aller reinen Verstandesbegriffe*. Belege für die ebenfalls vernachlässigte handlungstheoretische, das heißt vollzugstheoretische Denkform Kants, die zugleich ein Suchbild für die Kategorien ergeben. Lediglich der erste Beleg findet sich schon ein paar Seiten vorher in der Einleitung zur ganzen *transzendentalen Logik*.

> »In der Erwartung also, daß es vielleicht Begriffe geben könne, die sich a priori auf Gegenstände beziehen mögen, nicht als reine oder sinnliche Anschauungen, sondern bloß als **Handlungen des reinen Denkens**, die mithin Begriffe, aber weder empirischen noch ästhetischen Ursprungs sind, so machen wir uns im voraus die Idee von einer Wissenschaft des reinen Verstandes und Vernunfterkenntnisses **…**« (A 57/B 81).

> »Alle Anschauungen, als sinnlich, beruhen auf Affektionen, die Begriffe aber auf Funktionen. Ich verstehe aber unter **Funktion** die **Einheit der Handlung**, verschiedene Vorstellungen unter einer gemeinschaftlichen zu ordnen« (A 68/B 93).

»Einheit der Handlung« kann genetivus subjectivus/auctoris oder possesivus/explicativus sein: die Einheit als begriffliches Produkt oder als Vollzugsbestimmtheit der Handlung selbst. Im Zusammenhang mit »Funktion« hat die letztere Interpretation, die die erstere nicht ausschließt, den Vorzug.

> »Wir können aber **alle Handlungen des Verstandes auf Urteile** zurück führen, so daß der Verstand überhaupt als ein *Vermögen zu urteilen* vorgestellt werden kann (…) Die Funktionen des Verstandes können also insgesamt gefunden werden, wenn man die **Funktionen der Einheit in den Urteilen** vollständig darstellen kann« (A 69/B 105).

> »Ich verstehe aber unter *Synthesis* in der allgemeinsten Bedeutung die **Handlung, verschiedene Vorstellungen zueinander**, und ihre Mannigfaltigkeit in einer Erkenntnis zu begreifen (A 77/B 103).

> »Derselbe Verstand also, und zwar durch eben dieselben **Handlungen**, wodurch er in Begriffen (…) die logische Form eines Urteils zustande brachte, bringt

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 64

> auch (…) in seine Vorstellungen einen **transzendentalen Inhalt**, weswegen sie reine Verstandesbegriffe heißen, die a priori auf Objekte gehen, welches die allgemeine Logik nicht leisten kann« (A 79/B 105).

Im letzten Textbeispiel erkennt man gut die »Übersetzung« der Kategorie als reiner Handlungsfunktion und *Vollzugsfigur* in einen transzendentalen *Gehalt.* Es ist diese Gehaltseite, an die man sich in der Geschichte der Kategorien-Diskussion fast ausschließlich gehalten hat. Diese steht aber bei Kant in einer von ihm nicht näher thematisierten Einheit mit der Vollzugsseite. Wird diese und damit **der vollzugstheoretische Ursprung der transzendentalen Begriffe** jedoch vernachlässigt, dann gerät ein wesentlicher Grundzug des Kantischen Denkens außer Sicht – und die Kategorien müssen im Sinne eines Ideenplatonismus als eingeborene Gehalte interpretiert werden. Das mag dann schön historisch klingen, muß jedoch für Ansprüche des Denkens beliebig und irrational werden – wie alles, was in der Philosophie bloß historisch aufgelesen wird.

Daß Kant die **Vollzugs-Gehalt-Einheit** nicht eigens thematisiert, das mag man vermissen. Auf diese Einheit träfe das Wort »**Dialektik**« im Hegelschen Sinne präzise zu: als Zusammengehörigkeit gegensätzlicher Reflexionsmomente. Bei Hegel wird Dialektik vollends zur Reflexionstheorie und umgekehrt. Das erweist Kants Ansatz indessen nicht als falsch, sondern als zukunftsweisend.

Eine wichtige Folgerung für die Abgrenzung von *transzendental-logisch* im Unterschied *zu formal-logisch:* Kant hat sich wegen des gerade besprochenen Mangels schwer mit ihr getan, und so liegt bis heute ein unnötiger Schleier über dem Verhältnis dieser beiden Logik-Arten. Wenn Kant sagt, die formale Logik abstrahiere von allem Inhalt, die transzendentale jedoch nicht, so steht das in Spannung mit den Aussagen, daß auch die transzendentale Logik *als* Logik allein mit den reinen Formen des Denkens zu tun habe. Der Unterschied zur formalen Logik ist *nicht* in einer stofflichen Abgrenzung beider zu suchen, sondern allein darin, ob *man die Formen der Denkgehalte bloß positiv als gegeben hinnimmt oder nach ihrer vollzugstheoretischen Herkunft (Genese), nach ihrem Ursprung in »Handlungen des Verstandes« fragt.* Kant faßt diese originär transzendentale Ursprungs-Frage jedoch als einen gewissen Unterschied am Inhalt – und hierin liegt

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 65

meines Erachtens eine noch bestehende Unsicherheit des Pioniers einer vollzugstheoretischen Logik, weil er das Neue noch unter dem Aspekt des alten, scheinbar allgemeineren Logik-Begriffs sieht. Am Ende solcher Erwägungen kommt er – angeachtet dieser Unsicherheiten – zu einer anspruchsvollen Definition von »transzendentaler Logik«:

> »Eine solche Wissenschaft, welche den Ursprung, den Umfang und die objektive Gültigkeit solcher Erkenntnisse bestimmte, würde *transzendentale Logik* heißen müssen … « (A 55ff/B 80f).

Kurz, transzendentale Logik ist **vollzugstheoretische Formenlehre** und keine bloße Gehaltlogik. Wo noch immer darüber diskutiert wird, ob sie überhaupt notwendig und berechtigt sei gegenüber der formalen Logik, ist diese Verankerung der Gehalte in Handlungen des Bewußtseins und die Notwendigkeit philosophischer Reflexion auf die Vollzugs-Gehalt-Einheit des Bewußtseins nicht verstanden worden. Inzwischen hat sich die formale Logik, indifferent gegen philosophische Wahrheitsfragen, als eine Art von Mathematik etabliert. Die Zeit für eine Neubegegnung mag kommen.

Eine terminologische Ergänzung: Dem Leser mag aufgefallen sein, daß ich den Ausdruck »vollzugstheoretisch« vor »handlungstheoretisch« vorziehe. Dies deshalb, weil Handlungen des Verstandes oder des Bewußtseins, die seit dem Neukantianismus gern mit dem moderneren Terminus »Sinnvollzüge« benannt werden, von *eigentlichen Handlungen* unterschieden werden sollten, die sich dadurch auszeichnen, daß durch sie Wirklichkeit verändert wird. Das kann zwar sehr wohl auch bei rein inneren Handlungen der Selbstveränderung, der Entscheidung insbesondere, der Fall sein. (Vgl. J. Heinrichs, *Reflexionstheoretische Semiotik. Teil 1: Handlungstheorie.*) Doch Kants »Handlungen des Verstandes« sind nicht als Entscheidungen der freien, praktischen Vernunft zu verstehen, sondern als notwendige, »naturhafte« Vollzüge der theoretischen Vernunft. F. Kaulbach benutzt für theoretische Sinnvollzüge den Ausdruck »transzendentale Handlungen« im Unterschied zu »praktischen Handlungen«.

Kants vollzugstheoretischer Ansatz bereitete der sozialen, ethischen und sonstigen Handlungstheorie der Gegenwart entscheidend

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 66

den Weg, weil praktische Handlungen durchaus eine Untergruppe von Subjektvollzügen überhaupt sind: solche, die Wirklichkeit verändern. Ob Kant auch zum großen Ethiker der Neuzeit wurde (mit der *Kritik der praktischen Vernunft* und der *Metaphysik der Sitten*), weil sein theoretischer Ansatz durch und durch – im weiteren Verständnis – handlungstheoretischen Charakter trägt, oder ob umgekehrt sein grundlegend ethischer und somit praxistheoretischer Impuls ihn auch im theoretischen Feld zum Vollzugstheoretiker werden ließ, wer will das entscheiden? In der transzendentalen Reflexion auf Vollzüge liegen ohnehin beide Möglichkeiten vereint: sie ist Praxistheorie im weiteren wie im engeren Sinn. Übrigens schließt der weite Sinn von Vollzugsreflexion auch die ästhetische Urteilskraft ein, eines der beiden Haupthemen seiner dritten »kritischen« Meisterleistung, der *Kritik der Urteilskraft*. Für den Urheber war kritische Praxistheorie noch, anders als für spätere »kritische« Theorie, zugleich Systematik.

4. »EIN SYSTEM SOLCHER BEGRIFFE WÜRDE TRANSZENDENTAL-PHILOSOPHIE HEISSEN«: LOGIK – SYSTEMATIK – ARCHITEKTONIK

Mit dieser vierten Charakteristik des transzendentalen Ansatzes wollen wir einige Folgerungen aus dem Dargelegten ziehen und zugleich das folgende Kapitel (*Bedeutung und Problem der Kategorientafel als Leitfaden der Systematik Kants*) vorbereiten.

Der Unterschied der transzendentalen Logik zur formalen liegt nicht in stofflicher Abgrenzung beider voneinander – wer sollte diese auf Grund wovon vornehmen? –, sondern darin, ob man die allgemeinen Formen der Denkinhalte (Begriffe, Urteile usw.) positivistisch als gegeben hinnimmt oder nach ihrer vollzugstheoretischen Herkunft aus »Handlungen des Verstandes« fragt. Nicht Verschiedenheit der Gehalte als solcher begründet den Unterschied beider »Arten« von Logik, sondern ihr philosophischer beziehungsweise unphilosophischer Grundcharakter. Kant drückte diese erst durch ihn aktuell gewordene Scheidung zwischen philosophischer (sich selbst begründender oder wenigstens nach Begründung suchender) und positivistisch-formalistischer Logik im Hinblick auf die Untauglichkeit der formalen Logik als Organon (Instrumentarium) des

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 67

Erkennens wertend aus: indem er die »Logik des Scheins« von der »Logik der Wahrheit« (A 61f/B 86f) unterschied.

Das hat entscheidende Bedeutung für die Einschätzung der angeblich formallogischen Urteilstafel als Leitfaden zur Auffindung der Kategorien, die ihrerseits den Leitfaden für alle weitere Systematik liefern (vgl. *Prolegomena* § 39). Nichts liegt Kant ferner, als die »Logik des Scheins« zur entscheidenden Grundlage für die »Logik der Wahrheit« zu machen. Der Unterschied zeigt sich in der Urteilstafel inhaltlich zunächst nicht so groß, da die Einteilung nur »in einigen, wenngleich nicht wesentlichen Stücken von der gewohnten Technik der Logiker abzuweichen scheint« (A70/B 96).

Über *Die Voraussetzungen zur Kantischen Urteilstafel in der Logik des 18. Jahrhunderts* berichtet umfassend ein Aufsatz von Giorgio Tonelli. Der Verfasser vermutet eine starke Abhängigkeit der von Kant umgeformten Urteilstafel von der Kategorientafel. Er kommt zu folgendem Gesamtergebnis:

> »Kant hat also seine Urteilstafel relativ frei aufgestellt; bei der Qualität und der Quantität richtet er sich im wesentlichen nach der Majorität der Logiker; für die Relation und Modalität hat er die Lehren von Meier und Lambert umgestaltet und mit eigenen Elementen kombiniert; die allgemeine Aufstellung entspricht am besten der von Lambert (vier Hauptabteilungen, die als zur Form gehörig gelten). Kant hat also teilweise die Tradition berücksichtigt, teilweise sie in Anlehnung an Meier und Lambert und durch eigene Lehren verändert. Seine Urteilstafel darf deshalb als einigermaßen originell gelten« (in: *Kritik und Metaphysik*, 157).

Der eigentliche Unterschied zwischen der vortranszendentalen und der transzendentalen Urteilstafel gleicht – abgesehen von den immerhin doch vorhandenen Änderungen und der genauen Anordnung – dem zwischen einem geschenkten und einem gestohlenen Gaul oder, sagen wir etwas moderner wie auch genauer, zwischen einem gekauften oder geliehenen Auto. Eine nicht zu vernachlässigende Nuance freilich: zwischen einer transzendental und einer bloß empirisch formalistischen Urteilstafel.

Wenn L. Krüger in seiner Arbeit *Wollte Kant die Vollständigkeit der Urteilstafel beweisen?* gegen Tonellis Sicht von einer rückläufigen Beeinflussung des Leitfadens (Urteilstafel) durch die Kategorientafel

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 68

meint argumentieren zu müssen, dann liegt dem doch die fragliche Voraussetzung zu Grunde, die Urteilstafel sei noch bloß formallogisch. In den P*rolegomena* macht Kant unvorsichtigerweise jenen Unterschied zwischen einer »logischen Tafel der Urteile« und der »transzendentalen Tafel der Kategorien« (§ 21) – was wohl viele Forscher aufs Glatteis geführt hat. Kant hätte ausführlicher schreiben können: »transzendental begründete logische Tafel der Urteile« und »allgemein-transzendentale Tafel der Kategorien«. Denn die Kategorien haben, wie wir sehen werden, größere Allgemeinheit. Die Urteilsformen sind bereits speziellere, doch phänomenal leichter zugängliche Konkretionen.

Wodurch aber hat Kant die selbst schon transzendental verstandene Urteilstafel von der traditionellen Logik »gekauft«? Durch den Ansatz einer handlungstheoretischen Begründung? Dieser ist bisher nur im Grundgedanken sichtbar. Wie weit trägt er? Gerade dies muß uns noch beschäftigen, die Rechtmäßigkeit dieses »Kaufes« und die Gründe für die dabei vorgenommenen Veränderungen. *Das müßte doch vollzugstheoretisch und reflexionstheoretisch einsichtig werden* – wenn unsere Charakterisierung des Kantischen Ansatzes richtig und mehr als eine nette didaktische Frisur für ihn ist!

Hierin liegt das Programm für eine *größere Lösung* des dargestellten Kategorienproblems ausgesprochen. Die von Kant gegebenen vollzugstheoretischen Gesichtspunkte sowie die gestufte Anordnung der Tafel (der Urteile wie der Kategorien), damit eine von Krüger geltend gemachte »kleine Lösung« (die Urteilstafel sei nicht weiter begründungsbedürftig) können wir lediglich als eine »Anzahlung« ansehen.

Blicken wir vor der weiteren Skizzierung der Aufgabe kurz zurück: Wir haben Kants transzendentalen Ansatz in mehreren, sich vertiefenden Bedeutungsschichten betrachtet: als Apriori-Forschung (1), als reflexive Theorie und anfängliche Reflexionstheorie (2), als Vollzugstheorie oder Handlungstheorie im weiteren Sinn (3). Indem wir sie jetzt vom Standpunkt systematischer Theorie-Reflexion, als Systematik und Architektonik betrachten (4), stellt sich die Frage, ob die Kategoriensystematik in ihrer Begründung dem vollen Theorieniveau entspricht, das Kant vorschwebte. Haben wir nicht, nach allem Gesagten, Anlaß zu vermuten, *daß Kant sie nur – im Sinne der ersten*

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 69

Bedeutungsschicht von »transzendental« – als systematisches Apriori von Gehalten sich und dem Leser vor Augen gestellt hat, ohne die Kategoriensystematik reflexions- und handlungstheoretisch voll durchdacht zu haben, noch abgesehen von den architektonischen Konsequenzen, die sich aus der Kategorientafel als »systematischer Topik« (A 83/B 109) ergeben?

Es stellt sich die Frage (vor allem für einen *methodisch* auch an Hegel geschulten Leser und Autor), ob der Reflexionsgedanke, zusammen mit dem vollzugstheoretischen der Begründung von Gehalt aus Vollzügen, nicht selbst systematisch-architektonische Bedeutung gewinnen müßte. Erst dann könnte man von *eigentlicher Reflexionstheorie* im modernen Sinne sprechen.

(Der Ausdruck wurde zunächst von dem Logiker Gotthard Günther und seiner Schule, dann in meinen Schriften in diesem strengen Sinn verwendet und macht inzwischen als halbverstandener die Runde, sogar in dickleibigen Büchern, die im Titel »großzügig« eine Ortsbestimmung von verschiedenen Arten von Reflexion oder gar eine vom Reflexionsgedanken her begründete Systematik versprechen, dies aber nicht halten wie W. Marx, *Reflexionstypologie.*)

Bevor wir dieser Frage nachgehen, *wieweit bei Kant eine aus dem Reflexions- und Vollzugsgedanken sich innerlich ergebende Begründung der Systematik vorliegt oder zumindest angedeutet ist,* scheint zum Abschluß dieses hoffentlich mindestens in seinen Grundzügen genügend »sonnenklaren« Berichtes nochmals der Hinweis auf die architektonisch-systematische Folge-Bedeutung der Kategorien angebracht. Abgesehen von den anspruchsvollen Ausführungen über Systematik im Abschnitt *Die Architektonik der reinen Vernunft*, woraus ich ganz zu Anfang die Definition von »System« wiedergab, hebt Kant in der zweiten Auflage die architektonische Bedeutung der Kategorien-Topik ebenso stolz wie nachdrücklich hervor:

> »Über diese Tafel der Kategorien lassen sich artige Betrachtungen anstellen, die vielleicht **erhebliche Folgen in Ansehung der wissenschaftlichen Form aller Vernunfterkenntnisse** haben könnten. Denn daß diese Tafel im theoretischen Teile der Philosophie ungemein dienlich, ja unentbehrlich sei, *den Plan zum Ganzen einer Wissenschaft,* sofern sie auf Begriffen a priori beruht, vollständig zu entwerfen, und sie mathematisch (Vaihinger-Text: systematisch), *nach bestimmten Prinzipien abzuleiten,* erhellt schon von selbst daraus, daß gedachte

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 70

> Tafel alle Elementarbegriffe des Verstandes vollständig, ja **selbst die Form eines Systems derselben** im menschlichen Verstande enthält, folglich auf alle *Momente* einer vorhabenden spekulativen Wissenschaft, ja sogar ihre *Ordnung*, Anweisung gibt, wie ich denn auch davon anderwärts eine Probe gegeben habe. Hier sind nun einige dieser Anmerkungen …« (B 109f).

Auf die in der Literatur oft verharmlosten »artigen Betrachtungen« werden wir gelegentlich näher zurückkommen. Im Hinblick auf die Architektonik der Vernunftkritik selbst sei hervorgehoben, daß es sich um vier Kategorienklassen mit jeweils drei Kategorien handelt,

> »welches ebensowohl zum Nachdenken auffordert**, da sonst alle Einteilung durch Begriffe Dichotomie sein**« (B 110).

Das Prinzip der Dichotomie, der zweiteiligen Entweder-Oder-Alternativen also, hat eine lange Tradition in der mittelalterlichen wie vorkantischen Scholastik. Heute hat es in den Stammbäumen der generativen Grammatik Chomkys Auferstehung gefeiert – ist aber dadurch noch nicht richtiger, das heißt angemessener für reflexive Verhältnisse geworden. Ich werde nachzuweisen versuchen, daß in der Vierfachheit der Kantischen Kategorien bereits ein grundsätzlich anderes Prinzip, das einer Reflexionsstufung nämlich, nach Durchbruch suchte. Im Kontrast zur Vierfachheit der Kategorien ist die Architektonik der ersten Vernunftkritik jedoch zugleich noch von Dichotomien geprägt. Die Haupteinteilung sei bei dieser Gelegenheit zugleich als äußerer Überblick über das Werk vor Augen geführt:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 71

Kants eigene Gliederungsübersicht zur *Kritik der reinen Vernunft* (A XXIII):

I. Transzendentale Elementarlehre

Erster Teil. Transzendentale Ästhetik
1. Abschnitt. Vom Raume
2. Abschnitt. Von der Zeit

Zweiter Teil. Transzendentale Logik
1. Abteilung. Die transzendentale Analytik in zwei Büchern und deren verschiedenen Hauptstücken und Abschnitten
2. Abteilung. Die transzendentale Dialektik in zwei Büchern und deren verschiedenen Hauptstücken und Abschnitten

II. Transzendentale Methodenlehre

1. Hauptstück. Die Disziplin der reinen Vernunft
2. Hauptstück. Der Kanon der reinen Vernunft
3. Hauptstück. Die Architektonik der reinen Vernunft
4. Hauptstück. Die Geschichte der reinen Vernunft

Die »transzendentale Analytik« enthält die beiden Bücher: 1. Analytik der Begriffe, 2. Analytik der Grundsätze.

Unter der »Analytik der Begriffe« finden sich schließlich die beiden für unsere Kategorienthematik entscheidenden »Hauptstücke«, nämlich die beiden »Deduktionen«, genannt die »metaphysische« und die »transzendentale« Deduktion. (Der später für uns wichtig werdende Anhang *Von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe* findet sich zwischen *Analytik* und *Dialektik*.)

Die Zweiteilung (Dichotomie) der beiden Erkenntnisstämme Sinnlichkeit und Verstand – somit *Transzendentale Ästhetik* und *Transzendentale Logik* – stellt alles andere als eine Selbstverständlichkeit und auch keine leicht zu beweisende Einsicht dar. Tiefer als diese

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 72

Dichotomie liegt in systematischer Hinsicht die von Erfahrung überhaupt und apriorischen Denkelementen, wie wir sehen werden. Auch geübte Kant-Leser müssen es fertigbringen, jenen Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand zugunsten des allgemeineren von Erfahrung und Denken in Frage zu stellen.

Und doch sprengt Kant selbst die dichotomische Architektonik, wie zu zeigen ist. In der auch architektonischen Durchführung eines viergestuften Reflexionsprinzips – dies meine weitergeführte These – liegt die zukunftsweisende Modernität Kants.

Bevor wir uns dem eigentlichen Problem der Kategorienbegründung zuwenden, soll die Bedeutung der (zunächst historisch hingenommenen) viergliedrigen Kategorientafel für Kants Systematik erläutert werden.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 73

II. Bedeutung und Problem der Kategorientafel als Leitfaden der Systematik Kants

»Bis dahin kann man keine Philosophie lernen. (…)
Man kann nur philosophieren lernen.«
Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft, A 838/B 866

1. ZU KANTS PHILOSOPHIEBEGRIFF

Philosophie ist für Kant das »System der philosophischen Erkenntnisse oder der Vernunfterkenntnisse aus Begriffen«.

Als Begriffs-Kunst unterscheidet er die philosophische Wissenschaft von der Mathematik, die von ihm auch Vernunftwissenschaft genannt wird, die jedoch aus der *anschaulichen*, auf der »reinen«, das heißt noch nicht empirischen Raum- und Zeitanschauung beruhenden, Konstruktion der Begriffe hervorgeht. Obwohl Kant sowohl Mathematik wie formale Logik als Vernunftkünste bezeichnet, möchte er den Philosophen, im Unterschied zum Mathematiker und formalen Logiker, nicht »Vernunftkünstler« nennen (A 839/B 867), weil Vernunftkunst allein noch keine Erkenntnis ergibt und weil ihm die Gefahr der Vernünftelei dabei zu nahe liegt. Es ist aber angemessen, die Philosophie mit Kant im Unterschied zu jenen anderen, formalen Vernunftkünsten kurz als »*Kunst der Begriffe*« zu charakterisieren, sofern dabei nur die Angewiesenheit der begrifflichen Erkenntnis auf Erfahrung berücksichtigt wird. Diese Kurzdefinition als »Kunst der Begriffe« ist nicht ganz wörtlich, doch sinngemäß Kant. Sie scheint aus Kantischem Geist sehr geeignet, um die Grenze zu »Philosophieren« als unbestimmtem Plaudern über Menschheitsfragen markant zu ziehen und die Anstrengung und Strenge des Begriffs für sie zu beanspruchen.

»System der Vernunfterkenntnisse aus Begriffen« also lautet Kants sogenannter *Schulbegriff* der Philosophie: das System der Erkenntnis, die als Wissenschaft

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 74

gesucht wird. Daneben unterscheidet er einen allgemeiner interessierenden *Weltbegriff* der Philosophie als »Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntnis auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft« in innerem Zusammenhang steht (Logik-Vorlesung A 23, vgl. KrV B 866f).

Sowohl über dem Schulbegriff wie über dem Weltbegriff von Philosophie steht aber die Forderung:

»Unter der Regierung der Vernunft dürfen unsere Erkenntnisse überhaupt keine Rhapsodie, sondern sie müssen ein System ausmachen, in welchem sie allein die wesentlichen Zwecke derselben unterstützen und befördern können. Ich verstehe aber unter einem **Systeme** die Einheit der mannigfaltigen Erkenntnisse unter einer Idee« (A 832/B 860).

Wenn man – durch die nachkantische Philosophiegeschichte veranlaßt – »System« als tendentiell geschlossene Weltdeutung, »Systematik« aber als offenes, logisch durchstrukturiertes Zusammenhangs-Denken unterscheiden will, dann wird man Kants Rede von »System« in der Bedeutung von »Systematik« verstehen müssen. Denn gemeint ist immer »das Systematische der Erkenntnis« (B *663).*

»Denn unsere Vernunft (subjektiv) ist selbst ein System, aber in ihrem reinen Gebrauche, vermittelst bloßer Begriffe, nur ein System der Nachforschung nach Grundsätzen der Einheit, zu welcher *Erfahrung* allein den Stoff hergeben kann« (A 738/ B 766).

An derselben Stelle betont Kant den Unterschied von *dogmatischer* und *systematischer* Methode, die an Aktualität zunehmend gewonnen hat und zur Kenntnis genommen werden sollte, bevor man in aller philosophischen (nicht formal-logischen) Systematik Dogmatismus wittert.

2. BEDEUTUNG DER KATEGORIEN FÜR PHILOSOPHISCHE SYSTEMATIK

Die Kategorien sind – nach Kants höchst nachdrücklichen Versicherungen – grundlegend für seine philosophische Systematik überhaupt.

Unsere Hauptfrage richtet sich konkret auf Kants Kategorientafel und ihre von Kant nachdrücklich behauptete Vollständigkeit. Aber dies, weil sie ihm grundlegend für alle Systematik ist:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 75

> »Dieses System der Kategorien macht nun alle Behandlung eines jeden Gegenstandes der reinen Vernunft selbst systematisch, und gibt eine ungezweifelte Anweisung oder Leitfaden ab, wie und durch welche Punkte der Untersuchung jede metaphysische Betrachtung, wenn sie vollständig werden soll, müsse geführt werden: denn es erschöpft alle Momente des Verstandes, unter welche jeder andere Begriff gebracht werden muß« (*Prolegomena* § 39).

Kants neue, »subjektbezogene« Denkhaltung, die ich später charakterisieren werde, kommt bereits in der Begründung durch die vollzähligen »Momente des Verstandes« zum Ausdruck. Bleiben wir zunächst bei dem Faktum, wie grundlegend ihm die sogenannten Kategorien geworden sind.

Kant spricht bereits in der ersten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* von der Bedeutung der Kategorienlehre als »systematische Topik« (A 83/B 109): ein Verfahren zur Ortsbestimmung von Problemen und Begriffen. Ingeborg Heidemann hat in einem Aufsatz *Die Kategorientafel als systematische Topik* (1974) die Tragweite der Kategorien für Kants systematisches Denken eindrucksvoll herausgestellt und dabei eine stattliche Reihe teils moderner Umschreibungen wie Klassifikationssystem, Regelsystem des Verstandes, als geschlossenes statisches System zugleich Anweisung und Leitfaden eines dynamischen Systems, kategoriales Systemmodell, Tafel der Orientierung im Denken überhaupt – bis hin zu »Strukturprinzip der Transzendentalphilosophie« und »Strukturformel der Transzendentalphilosophie« gefunden. Diese sich fast überschlagenden Bezeichnungen, von denen die folgenden noch zutreffender sind als die vorhergehenden, zeigen, daß hier endlich wieder einmal der ungeheure Anspruch jenes kritischen Geistes erfaßt wurde, mit seiner Kategorientafel beileibe nicht so etwas wie ein Weltmodell, jedoch ein wissenschaftliches, logisch begründetes Strukturprinzip für die Lokalisierung von Problemen und die Gesichtspunkte für deren Lösung im Rahmen einer »kritischen« Philosophie vorzulegen. Sie beruft sich auf eine ganze Reihe eindeutiger Kantischer Aussagen wie dieser:

> »Das Schema aber, zur Vollständigkeit eines metaphysischen Systems, es sei der Natur überhaupt oder der körperlichen Natur insbesondere, ist die Tafel der Kategorien« (*Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft* A 474).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 76

Kants beständiger Hinweis, daß die Kategorien nur zusammen mit sinnlicher Anschauung, im Rahmen der Erfahrung, Sinn ergeben, läßt sich geradezu als Gegengewicht zu diesem unerhörten Anspruch verstehen, den er mit der Kategorientafel verbindet.

> »Das Wesentliche aber«, schreibt er daher, ganz als seien die Begriffe als solche nicht wesentlich, »an diesem System der Kategorien, dadurch es sich von jener alten Rhapsodie, die ohne alles Prinzip fortging, unterscheidet, und warum es auch allein zur Philosophie gezählt zu werden verdient, besteht darin, daß vermittels desselben die wahre Bedeutung der reinen Verstandesbegriffe und die Bedingung ihres Gebrauchs genau bestimmt werden konnte. Denn da zeigte sich, daß sie vor sich selbst **nichts als logische Funktionen** sind, und als solche aber nicht den mindesten Begriff von einem Objekte an sich selbst ausmachen … « (*Prolegomena* § 39).

Kant nimmt also sofort das bloß Logische in ihrer Bedeutung zurück, um auf die Bedingungen ihrer Anwendung zu wirklicher Erkenntnis, d.h. zur Erkenntnis des Wirklichen, vornehmlich des Räumlich-Zeitlichen, hinzuweisen. Es sind solche Bemerkungen, die seine Interpreten bis heute verleiten, das Logische und somit die Frage der Bestimmtheit der Kategorien zurückzustellen und geradezu zu verdrängen, um sich hauptsächlich der erkenntnistheoretischen Frage zuzuwenden, wie denn Sinnlichkeit und Verstand zusammenkommen können. Zugleich mit I. Heidemanns wichtigen Bemerkungen zur Anordnung der Kategorien (a.a.O., 56) seien diese hier erstmals aufgeführt. Die Tafel wird später nochmals in Kants eigener optischer Anordnung folgen.

> »Die vorgegebene, in der Tafel sichtbar gemachte Struktur schließt ein, daß die systematische Topik ihren Sinn verliert, wenn beispielsweise die Gruppenordnung verändert wird. Demonstriert am Vergleich mit der Karte eines Landes, liegen die Provinzen 1. der Kategorien der QUANTITÄT: Einheit, Vielheit, Allheit im Norden; 2. der QUALITÄT: Realität, Negation, Limitation im Westen; 3. der RELATION: der Inhärenz und Subsistenz (substantia et accidens), der Kausalität und Dependenz (Ursache und Wirkung), der Gemeinschaft (Wechselwirkung zwischen dem Handelnden und Leidenden) im Osten, und 4. der MODALITÄT: Möglichkeit-Unmöglichkeit, Dasein-Nichtdasein, Notwendigkeit-Zufälligkeit im Süden. Das System hat eine Gestalt, nach der alle abgeleiteten Tafeln geordnet sind, und es kündigt eine bestimmte Folge an, nach der zu verfahren ist.«

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 77

Anders ausgedrückt: die vier Kategoriengruppen haben einen systemischen Stellenwert, der in ihrer Anordnung zum Ausdruck kommt. Dieser wird im allgemeinen nicht beachtet. Das liegt indessen hauptsächlich daran, daß die Kategorien überhaupt und im allgemeinen nicht ernst genommen werden. Sie bereiten der Kantforschung hauptsächlich Verlegenheit. Ganz zu schweigen von den Problemen, wann, wie, wie oft und in welcher Kombination sie eigentlich vorkommen. Mir ist keine Untersuchung bekannt, in denen solchen Fragen konkret nachgegangen wird. (Die Kant-Scholastik hat hauptsächlich alle Hände damit voll, Verstand und Sinnlichkeit auseinanderzuhalten und wieder zusammenzubringen. Mancher Studierende kommt darüber eher von Sinnen als zu Verstand.) Daher gehört der zitierte Aufsatz zu den wenigen, in denen Bedeutung, Gewicht, Tragweite der Kategoriensystematik in Kants eigenen Augen nicht verdrängt wird – aber auch nicht die Verlegenheit, wie die Tafel zu interpretieren sei, sowie das Dilemma in bezug auf die Begründung dafür, daß die Tafel der Kategorien Anspruch auf strenge Allgemeinheit und Notwendigkeit im Sinne einer apriorischen Wissenschaft von der Methode erheben kann. Heidemann sieht der Verlegenheit wenigstens klar ins Auge. Würde man die Kategorientafel mitsamt Kants eigenen systematischen Folgerungen für den Aufbau aller nachfolgenden Schriften ernstnehmen,

> »so wäre es undenkbar, daß die Kategorientafel in irgendeiner Gesamtdarstellung der Kantischen Philosophie noch fehlen könnte … Bei allem bleibt bestehen, daß Kant selbst die Tafel für unentbehrlich, für unbezweifelbar, für vollständig, für nicht-formallogisch und der kritischen Philosophie selber zugehörig erklärt … « (a.a.O. 62).

3. VERLEGENHEIT DER KANT-FORSCHUNG ANGESICHTS DER KATEGORIENTAFEL

Demgegenüber fragt die Kant-Forschung bis heute kaum: wozu die Kategorientafel nützlich sei, wie sie begründet sei, wie insbesondere ihre Vollständigkeit einzusehen sei, ob sie nicht abhänge von der (angeblich) formallogischen Tafel der Urteile und somit die ganze kritische Philosophie – zumindest als potentielle Systematik – nicht abhänge von der durch Kant als »Logik des Scheins« (B 86) in die Schranken gewiesenen allgemeinen Logik.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 78

Der folgende kleine Bericht über die Fachdiskussion setzt zu seiner Verständlichkeit voraus, daß der Leser den Unterschied zwischen formaler (traditioneller) und der von Kant neu begründeten transzendentalen Logik wenigstens umrisshaft nachvollzieht. Im Unterschied zu den inhalts-indifferenten, äußeren Formen der klassischen Logik, besonders den Urteilsformen (bejahend, verneinend; allgemein, einzeln usw.), geht es in einer transzendentalen Logik um solche Formen, die inhaltlich begründet sind, und zwar im Denkvollzug selbst.

Das Verdienst des angeführten Aufsatzes von Ingeborg Heidemann (sowie eines weiteren von 1981 in dem Sammelband *200 Jahre Kritik der reinen Vernunft…*) besteht in nicht weniger und allerdings auch nicht mehr als im verdrängungslosen Aufdecken des Dilemmas. Die Begründung der Kategorientafel sowohl in ihrer Geltung und Verwendbarkeit überhaupt wie insbesondere bezüglich ihrer Vollständigkeit gilt heute in der Kant-Forschung als das stillschweigend zugestandene offene Problem – an das man wie an eine offene Wunde lieber gar nicht rührt, am besten als Verwundeter nicht einmal denkt.

Es gibt eine bekanntgewordene, bisher kaum überholte Arbeit von Klaus Reich von 1932: *Die Vollständigkeit der Kantischen Urteilstafel*, die mir schon vor Jahren (im Zusammenhang mit meiner Hegel-Dissertation) einen wertvollen Anstoß für das hier anstehende Problem und seine Lösungsrichtung gegeben hat. Ich werde auf sie bei meinem Lösungsvorschlag gebührend eingehen. Eines der Verdienste dieser konzentrierten Schrift besteht darin, aufgezeigt zu haben, daß bereits Kants Tafel der Urteile, die seiner Kategorientafel unbestritten und offensichtlich als »Leitfaden« dient, keineswegs eine allgemein-logische oder formal-logische Urteilstafel darstellt, sondern bereits eine »transzendental-logische« Analyse des Urteils voraussetzt. Das bedeutet, Kants Kategorientafel und somit die »Strukturformel« seiner ganzen Transzendentalphilosophie hängt nicht einfachhin von der üblichen Logik ab, von der Kant, selbst Professor für »Logik und Metaphysik«, gerade im Zusammenhang des ersten Neuansatzes seiner neuen systematischen Topik urteilt:

> »Nun kann man es als eine sichere und brauchbare Warnung anmerken, daß die allgemeine Logik, als *Organon* betrachtet, jederzeit eine Logik des Scheins, d.i. dialektisch sei. Denn da sie uns gar nichts über den Inhalt der Erkenntnis lehrt, sondern bloß die formalen Bedingungen der Übereinstimmung mit dem

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 79

> Verstande, welche übrigens in Ansehung der Gegenstände gänzlich gleichgültig sind; so muß diese Zumutung, sich derselben als eines Werkzeugs (Organon) zu gebrauchen, um seine Kenntnisse, wenigstens dem Vorgeben nach auszubreiten und zu erweitern, auf nichts als Geschwätzigkeit hinauslaufen … Eine solche Unterweisung ist der Würde der Philosophie auf keine Weise gemäß« (A 61f/B 86).

»Dialektisch« bedeutet im damaligen und Kantischen Sprachgebrauch »trugschlüssig«, und Kant hatte bereits 1762 *Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren* erwiesen. Trotz dieser barschen Abkanzelung der gewöhnlichen Logik konnten viele Kant-Interpreten schlicht voraussetzen, daß die Tafel der Urteile, die Kant vorlegt, der »allgemeinen« (d.h. gewöhnlichen), formalen Logik angehöre. Dies gilt auch für den Verfasser einer nun kurz zu besprechenden zweiten Untersuchung zur Kategorientafel von 1968 – L. Krüger, Göttingen, *Wollte Kant die Vollständigkeit seiner Urteilstafel beweisen?* Dies, obwohl die Überschriften deutlich eine »**Transzendentale** Logik« ankündigen und in den Erläuterungen zu der in Frage stehenden Urteilstafel nochmals mit der besonderen Ausdrücklichkeit des Beiläufigen von transzendentaler Logik die Rede ist (A 71/B 97). Eine Seite weiter nochmals: die *Transzendentale Tafel aller Momente des Denkens in den Urteilen*. Krüger kann das nicht übersehen haben.

Wenn sich der verwunderte Leser fragen sollte, wie dergleichen Versehen, Irrtümer und grobe Meinungsverschiedenheiten unter intelligenten Forschern möglich sind, dann mag er am Beispiel des zuletzt zitierten Kant-Textes selbst die Probe machen, ob dessen Aussage über die Untauglichkeit der gewöhnlichen Logik, als Organon eigentlicher Erkenntnis zu dienen, sich nicht leicht verwechseln läßt mit der zuvor schon zitierten, einer der vielen Warnungen Kants vor einer erfahrungsfreien Verwendung der Kategorien. Aber die erste Aussage bezieht sich auf die *Erkenntnistauglichkeit der Kategorien*, die zweite auf das Insichbegründetsein und die *Erkenntnistauglichkeit der formalen Logik*. Aus solchen Verwechslungen entstehen die tausend hausgemachten, überflüssigen und vermeidbaren Zusatzprobleme zu den wirklich vorhandenen Problemen. Solche vermeidbaren Zusatzprobleme verhindern oft die Sichtung und Lösung der wirklichen Probleme.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 80

Im gegebenen Beispiel könnte man allerdings Kant vorhalten, ob er nicht in der Abkanzelung der gewöhnlichen Logik als Organon (Werkzeug) zu weit gegangen sei, wenn er doch nur die altbekannte Urteilstafel der Logiker etwas »transzendental« korrigieren mußte, um seine eigentliche und transzendental-logische Tafel der Urteile zu gewinnen, aus der sich ihm unmittelbar die Kategorientafel ergab. Kant könnte sich verteidigen: Er habe doch erst einmal der neuen Idee einer »transzendentalen Logik« Bahn brechen müssen – und da gehe es nicht mit voller Gerechtigkeit und Ökonomie, nicht ohne ein paar an sich vermeidbare Hiebe zu. Doch solche Verteidigung setzt eben voraus, daß er sich mit der Begründung der Kategorientafel nicht einfach auf die traditionelle, formallogische Urteilstafel verläßt.

Der erwähnte Aufsatz von Krüger spitzt das schon besprochene Begründungs-Dilemma nun aber – erfreulicherweise – noch schärfer und genauer zu, indem er zunächst Kants höchst ausdrücklichen Anspruch auf begründete Vollständigkeit mit dem ratlosen Suchen nach Begründung auf Seiten der Interpreten kontrastiert und es sodann zu folgendem Paradox steigert (a.a.O., 336f):

> »Das eigentliche Problem entsteht nun aber erst daraus, daß Kant die von ihm selbst erregte Erwartung nicht nur faktisch nicht zu erfüllen, sondern vielmehr ihre Erfüllung ausdrücklich für unmöglich zu erklären scheint. Die von Reich eigentümlicherweise nicht genannte, erst von Lenk (1968: *Kritik der logischen Konstanten*, Anm. von J.H.) diskutierte Stelle lautet folgendermaßen:
> ›Von der Eigentümlichkeit unseres Verstandes aber, nur vermittelst der Kategorien und nur gerade durch diese Art und Zahl derselben Einheit der Apperzeption a priori zustande zu bringen, läßt sich ebensowenig ferner ein Grund angeben, als warum wir gerade diese und keine anderen Funktionen zu urteilen haben, oder warum Zeit und Raum die einzigen Formen unserer möglichen Anschauung sind‹ (B *145/146;* in der A-Auflage noch nicht enthalten).
> Diese Äußerung (wie auch vergleichbare an anderem Ort: *Prolegomena* § 39; Brief am M. Herz vom 26.5. 1789 …) läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und es ergibt sich mit ihr das Paradoxon, daß Kant zur Absicht seines kritischen Unternehmens einen Vollständigkeitsbeweis bezüglich der Verstandesfunktionen für **unerläßlich und doch zugleich für unmöglich** erklärt.«

Wenn es gelungen sein sollte, dem weniger fachlich abgehärteten Leser genügend von der diesbezüglichen wie auch sonstigen Verwirrung der Kant-Philosophie mitgeteilt zu haben, dann ist das durch-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 81

aus ein Gewinn an historischer Einsicht. Doch soll der Bogen nicht überzogen werden. Wir brauchen nicht bei der Verwirrung stehen bleiben. Ich möchte zuerst vom partiell einleuchtenden Vorschlag einer »*kleinen Lösung*«, den Krüger dankenswerterweise folgen läßt, zustimmend berichten – um allerdings dann die notwendige Forderung und das Programm einer *größeren Lösung* aufzustellen.

4. KANTS ANSPRUCH AUF BEWIESENE VOLLSTÄNDIGKEIT

Kant war davon überzeugt, einen Beweis für seine Kategorientafel in einem bescheideneren Sinn geliefert zu haben. Es stellt sich die Frage nach einer uns heute befriedigenderen Begründung – womöglich von den Kantischen Grundlagen her (Programm).

Seine »kleine Lösung« faßt Ludwig Krüger selbst in folgenden zwei Thesen zusammen (a.a.O. 337):

> »(1) Kant wollte für die Vollständigkeit seiner Urteilstafel keinen von einem Prinzip aus schrittweise fortschreitenden Beweis im Sinne Reichs (oder auch Hegels) geben; denn er glaubte, daß ein solcher unmöglich sei.
> (2) Kant war jedoch davon überzeugt, daß in einem anderen, bescheideneren Sinne ein ›Beweis‹ möglich sei, und daß er in der ›Kritik‹ diesen Beweis tatsächlich geliefert habe.«

Ich halte diese Thesen für eine zutreffende Auflösung der *inneren* Paradoxien der Kant-Interpretation bezüglich der Kategorientafel.

Krüger begründet sie, indem er einen Satz aus der zweiten Auflage der *Kritik* ins Gedächtnis ruft und richtig beim Wort nimmt, worin Kant die »metaphysische Deduktion« der Kategorien unterscheidet von ihrer »transzendentalen Deduktion«:

> »In der *metaphysischen Deduktion* wurde der Ursprung der Kategorien a priori überhaupt durch ihre völlige Zusammentreffung mit den allgemeinen logischen Funktionen des Denkens dargetan, in der *transzendentalen* aber die Möglichkeit derselben als Erkenntnisse a priori einer Anschauung überhaupt dargestellt« (B 159).

»Transzendentale Deduktion« bedeutet also bei Kant: Rechtfertigung des Erfahrungsgebrauchs der Kategorien. Diese Art »Deduktion« setzt

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 82

aber bei Kant das Auffinden der Kategorien in systematischer Ordnung und womöglich Vollständigkeit bereits voraus und kann dieser Ordnung und Vollständigkeit nichts hinzufügen. Also setzt diese »transzendentale Deduktion«, mit der sich die Interpreten der ersten Vernunftkritik fast ausschließlich beschäftigten, die »metaphysische« Herleitung der Kategorientafel voraus, und diese geschieht »durch ihre, nämlich der Kategorien, völlige Zusammentreffung mit den allgemeinen logischen Funktionen des Denkens«. (Diese vorrangige Bedeutung des »metaphysische Deduktion« genannten Abschnittes wurde z.B. wieder ausgesprochen in einem Kongreß-Beitrag von Rolf P. Horstmann *Die metaphysische Deduktion in Kants ›Kritik der reinen Vernunft‹.*)

Metaphysische Deduktion oder Rechtfertigung ist offensichtlich analog zu »metaphysischer Erörterung« aufzufassen, und diese kennzeichnet Kant im Zusammenhang des ersten Teils der »transzendentalen Elementarlehre« der Kritik, nämlich der transzendentalen Ästhetik, im Zusammenhang mit der Raum- und Zeitvorstellung, folgendermaßen:

> »Ich verstehe aber unter Erörterung (expositio) die deutliche (wenngleich nicht ausführliche) Vorstellung dessen, was zu einem Begriffe gehört; *metaphysisch* aber ist die Erörterung, wenn sie dasjenige enthält, was den Begriff, *als a priori gegeben,* darstellt« (B 38).

»Metaphysisch« gebraucht der kritische Philosoph hier nicht, um sich von der voraufgehenden rationalistischen Tradition polemisch abzusetzen, sondern um sich mit ihrer Art des Umgangs mit Begriffen diesmal positiv in Bezug zu setzen: Begriffe als a priori, vor der Erfahrung, gegeben darzustellen und zu zergliedern.

In diesem Sinne ist nun die erste Aufstellung der Urteilstafel sowie von daher die Herleitung (Deduktion) der Kategorientafel metaphysisch – aber gerade nicht bloß »rhapsodistisch« aufgelesen und »auf gut Glück unternommen« wie einst die Kategorienliste des Aristoteles, sondern »**systematisch aus einem gemeinschaftlichen Prinzip, nämlich dem Vermögen zu urteilen, erzeugt**« (A 81/B 107). Hier ist nun der Ort, zunächst die *Urteilstafel,* d.h. die Titel der »logischen Funktion des Verstandes in Urteilen« in Kants Anordnung zu präsentieren.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 83

1. Quantität der Urteile
Allgemeine
Besondere
Einzelne

2. Qualität
Bejahende
Verneinende
Unendliche

3. Relation
Kategorische
Hypothetische
Disjunktive

4. Modalität
Problematische
Assertorische
Apodiktische

Kant bemerkt, »daß diese Einteilung in einigen, obgleich nicht wesentlichen Stücken, von der gewohnten Technik der Logiker abzuweichen scheint« (A 70/B 96) und erläutert diese Abweichungen von seinem neuen Gesichtspunkt einer »transzendentalen Logik«. Die Tafel deshalb für bloß formallogisch, der gewöhnlichen Logik zugehörig zu halten, darin liegt der Fehler in L. Krügers sonst verdienstvollem Aufweis, einen wie wichtigen Stellenwert die sogenannte »metaphysische« (man könnte übersetzen: begriffszergliedernde) Ableitung der Kategorien im Gedankengang der ersten *Kritik* hat. Nicht nur wäre ohne sie die transzendentale Deduktion (Rechtfertigung des Erfahrungsgebrauchs der Kategorien) unnütz, weil gegenstandslos. *Die Kategoriensystematik hängt an der Urteilstafel, sie ist lediglich eine Verallgemeinerung dieser, wie wir sehen werden*. Entscheidend ist der Gesichtspunkt der sich darin manifestierenden Funktionen, der Grundfunktionen des Denkens.

Wegen dieses einheitlichen Gesichtspunktes kann Kant beanspruchen, die Kategorien »systematisch aus einem gemeinschaftlichen Prinzip, nämlich dem Vermögen zu urteilen« (A 80/ B 106) gewonnen, ja abgeleitet, nicht nur zusammengestellt zu haben (vgl. Reflexion im *Nachlaß*, N 2233). Er hatte es unmittelbar vor der Präsentation der Urteilstafel auch so angekündigt:

> »Die Funktionen des Verstandes können also insgesamt gefunden werden, wenn man die Funktionen der Einheit in den Urteilen vollständig darstellen kann.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 84

> Daß dies aber sich ganz wohl bewerkstelligen lasse, wird der folgende Abschnitt vor Augen stellen« (A 69/B 94).

Krüger bemerkt dazu:

> »Die Tafel selbst muß uns also über ihre Vollständigkeit belehren; und sie kann es in dem Sinne, daß wir sie unter der Idee der Verstandeseinheit als eines Abgrenzungskriteriums betrachten« (a.a.O. 343).

Er geht im letzten Teil seines Aufsatzes noch einen Schritt weiter, indem er eine noch strengere Ableitung der Kategorien aus dem »Ich denke« des Selbstbewußtseins nach der Art, wie es Fichte (vermeintlich noch im Geiste Kants) oder Hegel (der Kants Spott über die rhapsodische Kategorienlehre des Aristoteles an Kant weitergab) es versuchten, als unkantisch ablehnt und als nicht vereinbar mit der kritischen Einschränkung des menschlichen Erkenntnisvermögens:

> »Die Anerkennung gewisser selbst nicht noch einmal für die Vernunft als ihr notwendig einzusehender Grundtatsachen ist eine Voraussetzung der kritischen Prüfung, welche Art Erkenntnis Menschen haben können, und wie sie möglich ist« (a.a.O., 354).

Es fragt sich nur, was die »einzusehenden Grundtatsachen« sind, ob man hier vorschnell mit der kritischen Prüfung abbricht oder wirklich vor einsichterweise unhintergehbaren Grundtatsachen steht. Krüger macht sich hier eine Denkfigur zu eigen, die man analog bei vielen Theologen antrifft, die – herausgefordert zur strukturellen Erklärung ihrer Aussagen – gern aufs »Geheimnis« verweisen, somit den Denkvorgang abbrechen statt das Denken an *die ihm selbst einsichtige Grenze* seiner legitimen Möglichkeiten zu führen. Zwar wird die Reflexion immer zur staunenden Anerkennung letzter Gegebenheiten genötigt sein. Doch in dieser Notwendigkeit liegt keine Nötigung, sondern nochmals Befriedigung, sobald deutlich ist, daß hier eben Letztes, Grundlegendes und Unhintergehbares erreicht ist. Warum wäre Rückgang auf die notwendigen und möglicherweise als unhintergehbare Gegebenheiten hinzunehmenden Momente des »Ich denke« eine Mißachtung der Endlichkeit des Erkennens? Warum soll im Fall der Urteilstafel nicht nochmals gefragt werden dürfen, ja

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 85

müssen, auf Grund wovon Kant und wir selbst mit der darin liegenden Systematik zufrieden sein, ob und warum wir sie für vollständig halten dürfen?

Wenn für die Kategorien gemäß ihrem Entdecker »ebensowenig ferner ein Grund« anzugeben ist, »als warum wir gerade diese und keine anderen Funktionen zu urteilen haben, oder warum Zeit und Raum die einzigen Formen unserer möglichen Anschauung sind« (B 145f), dann liegt für Kant hier eine letzte Evidenz, kein weiterer, ihm bewußter Begründungsbedarf, doch *kein Begründungsverbot*, wenn der Bedarf besteht. Zugegeben, und darin behält Krügers Untersuchung Recht, daß Kant keinen weiteren Begründungsbedarf verspürte, wie die angeführte Stelle – und übrigens eine ähnliche in § 39 der *Prolegomena* – klar ausspricht. Ob tatsächlich kein Begründungsbedarf besteht, ja, ob Kant nicht sogar intuitiv weitere Gründe kannte, ohne sie in aller Klarheit ausführen zu können, das ist damit noch keineswegs entschieden.

Aber Bedarf an Begründung besteht wahrhaftig. Mit Berufung auf das ausdrücklich von Kant Gesagte sowie auf den Rechtfertigungsversuch von K. Reich kommt Hans Lenk in seinem großen destruktiv-kritischen Werk *Kritik der logischen Konstanten* (1968) zu dem Ergebnis:

> »Nachdem die gegebene Rekonstruktion der philosophischen Begründung dieser Urteilsformentafel durch Reich gescheitert ist und sich auch jede andere Rekonstruktion *dieser* Tafel als *der* Einteilung rein *logischer Urteilsformen* als unmöglich herausstellte, ist nun systematisch gesichert, daß weder Kants Weg noch ein anderer Weg zu einer philosophisch haltbaren transzendentalen Begründung dieser Kantischen Kategorientafel über Kants Urteilstafel führen kann« (36f).

Mit den Argumenten von Lenk möchte ich mich an dieser Stelle noch nicht auseinandersetzen, zumal ich ihm im Hinblick auf den Wortlaut der Kant-Texte weitgehend Recht geben müßte, auch wenn Lenk etwas selbstsicher die heutige formale Logik zum Maßstab macht. Ich möchte seine Kritik nach Darlegung meines eigenen Rekonstruktionsversuches abwägen. Hier genügt es, auf seinen logischen Fehlschluss hinzuweisen: *Bisher wurde es nicht schlüssig bewiesen, also ist es unbeweisbar*. Wenn Mathematiker so nachlässig mit dem Beweis-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 86

barkeitsproblem umgingen, würden nicht manche mathematischen Sätze erst nach Jahrhunderten und aufgrund großer Kraftanstrengungen endlichen einen Beweis finden.

Es muß, um Kant gerecht zu werden, erstens darum gehen, das sogar in Schriftform unbestreitbar manifeste und doch nicht gesagte Mehr an Gedachtem herauszuarbeiten. Ganz offensichtlich hat Kant bei der Urteilstafel *mehr gedacht als ausdrücklich geschrieben*. Das manifestiert sich nicht zuletzt in der eigenartigen, schon oben mit Heidemann hervorgehobenen Anordnung der vier Urteils- und Kategorien-Titel sowie ihrer jeweiligen drei »Momente«.

Vielleicht führt dies darüberhinaus dazu, einen Tiefengrund von Kants Denken aufzudecken, der diesem selbst nicht zur vollen Klarheit gekommen ist. Welcher Mangel an voller Bewußtheit verständlich ist bei einem so bahnbrechenden Denker. Was auch andere Mängel in der Selbstbegründung seines Denkens erklärt, die allgemein zugestanden werden. Vielleicht kann solches Weiterdenken in Kants eigene Richtung die Mängel in der Grundlegung seiner Kategorienlehre beheben, wobei zugleich Korrekturen in den Resultaten notwendig sind?

Vielleicht lassen sich dabei zugleich einige »festgewordene Gegensätze aufheben«, worin nach Hegel »das einzige Interesse der Vernunft« besteht (*Differenz des Fichte`schen und Schelling`schen System der Philosophie*)? Vielleicht nicht zuletzt den bis heute die philosophische Szene beherrschenden Gegensatz zwischen Kant und Hegel – und gar, wenigstens ansatzweise, die Gegensätze zwischen heutiger »formaler« und »transzendentaler« Logik? Wieweit handelt es sich hier jeweils um Gegensätze, die nur für die Scholastiker und Philologen beider Lager verewigt werden müssen? Wohlgemerkt, es geht nicht um philologische Nivellierung von Positionen und gegensätzlichen Texten hier oder da, aber auch nicht um deren unphilosophische Fixierung, sondern um Weiterdenken an der Sache.

Das ist meine Hauptthese:

Durch Aufdecken des Ungesagten und Angedeuteten in Kants eigenen Texten, durch damit schon in Gang gekommenes Weiterdenken kann Kants Kategorienlehre in abgewandelter Form gerechtfertigt

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 87

und dieser zweifellos architektonisch-systematische Lebensnerv seines Denkens für künftige philosophische Systematik fruchtbar gemacht werden.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 68

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 89

III. Ein »Anhang« als Schlüssel zum Kategorienrätsel: Kants Reflexionsbegriffe

»Die Lösung lautet nämlich, daß die Verschiebung, welches das psychisch wichtige Material durch indifferentes ersetzt (für das Träumen wie für das Denken), hier bereits in jenen frühen Lebensperioden stattgefunden hat und seither im Gedächtnis fixiert worden ist.«

Sigmund Freud, Traumdeutung V A

Dem an Kant-Interpretation interessierten Leser soll noch ein wenig an Textarbeit zugemutet werden. Wem ausschließlich am *systematischen* Problem der Kategorienlehre liegt, der mag das Folgende nur überfliegen und lediglich am Schluß dieses Kapitels die Anknüpfungspunkte für den eigenen Gedankengang aufgreifen. Bisher nahm ich vorzüglich Bezug auf die von Kant in der zweiten Auflage so genannte und im allgemeinen vernachlässigte »metaphysische Deduktion« der Kategorien. Nun sei zunächst ein Blick auf die *Transzendentale Deduktion* der Kategorien geworfen, die Kant für die zweite Auflage völlig neu schrieb. Man spürt sein Bemühen, dieses Kernstück mit aller nur möglichen Klarheit vorzubringen.

Seine schon angeführten stolzen Bemerkungen aus den *Prolegomena*, diese Deduktion sei »das Schwerste, was jemals zum Behuf der Metaphysik unternommen werden konnte« (A 14), beziehen sich keineswegs ausschließlich, aber doch vor allem auf die transzendentale Deduktion, weil es dort heißt, daß jedermann sich der deduzierten Begriffe »getrost bediente, ohne zu fragen, worauf sich denn ihre objektive Gültigkeit gründe« (ebd.). Wir erinnern uns, eben das bedeutet »transzendentale Deduktion« (vgl. den oben, Kap. II a angeführten Text aus B 159): die Realgeltung oder »objektive Gültigkeit« der Kategorien für unsere Art von Erkenntnis, Erfahrungserkenntnis, darzutun.

Im Hinblick auf den einfachen und in beiden Auflagen mit größter Sorgfalt zusammengefaßten Grundgedanken der Argumentation muß man sich fragen, warum die Kant-Philosophie bis heute an diesem Text herumbuchstabiert, als hinge von der einen und anderen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 90

Leseschwierigkeit das gesamte Kant-Verständnis und – was mehr ist – das Grundverständnis der zur Rede stehenden Sache ab. In Anbetracht von Kants eigenem bohrenden und kreisenden Denkstil auf diesen (zweimal) knapp dreißig Seiten möchte ich die provozierende These aufstellen:

1. VERMÖGENSTHEORIE ALS ALIBI

Die philologischen Erörterungen zu den Erkenntnisvermögen in der »transzendentalen Deduktion« stellen gewissermaßen ein Alibi für die eigentliche handlungs- und reflexionstheoretische Herleitung der Kategorien dar.

Entgegen allem Anschein, den die Sekundärliteratur nährt, ist der thematische Grundgedanke der transzendentalen Deduktion in beiden Auflagen recht einfach und durchsichtig – womit nicht geleugnet werden soll, daß sich hier wie sonst kaum die neue Denkweise Kants zeigt und die hier vollends vollzogene revolutionäre »kopernikanische« Wende eine epochale Leistung darstellt. In dieser liegt denn auch die eigentliche Tiefe dieses Textes und das hin- und herwendende Staunen seines Autors. Diese neue *Denkform* wird jedoch nicht selbst thematisch und führt zur geradezu pedantischen Wiederholung der *thematischen Einsichten:* Daß die Kategorien als die ursprünglichen Denkfunktionen deshalb Realgeltung für den Bereich der sinnlichen Erfahrung und – was menschliche Erkenntnis angeht – auch allein für diese haben können, weil diese Funktionen des Denkens, d.h. des Verbindens, bereits von der untersten Ebene der synthetischen Verarbeitung der Sinnesdata an wirksam sind, also bereits bei der ursprünglichen Wahrnehmung, ja sogar – wenn wir einer der beiden möglichen Interpretationen des folgenden Satzes folgen – schon für die apriorischen Raum- und Zeitvorstellungen selbst.

Schon diese reinen Anschauungsformen, von denen die »transzendentale Ästhetik« handelte, verdanken sich in dieser Lesart qua Formen dem Verbindungsvermögen namens Denken. Dies die Interpretation von Hans Wagner, anders als die von Dieter Henrich, der die reinen Raum- und Zeitanschauungen nicht für synthetische Denkprodukte hält, sondern für eine ursprünglich rezeptive »formale

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 91

Anschauung«; vgl. dazu die Diskussion in *Probleme der ›Kritik der reinen Vernunft*, S. 34–96. Der folgende Text spricht gegen Henrichs Auffassung. Doch Interpretationsdifferenzen dieser Art sind von sekundärer Bedeutung und lösen sich weitgehend auf, wenn man sich erst einmal mit Kant über die Hauptsachen verständigt hat, um von da aus weiterzudenken.

> »Allein die **Verbindung** (conjunctio) eines Mannigfaltigen überhaupt, kann niemals durch Sinne in uns kommen, und kann also auch nicht in der reinen Form der sinnlichen Anschauung zugleich mit enthalten sein; denn sie ist ein Aktus der Spontaneität der Vorstellungskraft, und da man dies, im Unterschied von der Sinnlichkeit, Verstand nennen muß, so ist **alle Verbindung**, wir mögen uns ihrer bewußt werden oder nicht, es mag eine Verbindung des Mannigfaltigen der Anschauung, oder mancherlei Begriffe, und an der ersteren der sinnlichen, oder nicht sinnlichen Anschauung sein, eine **Verstandeshandlung**, die wir mit der allgemeinen Benennung *Synthesis* belegen würden, um dadurch zugleich bemerklich zu machen, daß wir uns nichts, als im Objekte verbunden, vorstellen können, ohne es vorher **selbst verbunden** zu haben, und **unter allen Vorstellungen die Verbindung die einzige ist**, die nicht durch Objekte **gegeben**, sondern nur vom Subjekte **selbst verrichtet** werden kann, weil sie ein Aktus seiner Selbsttätigkeit ist« (B 129f).

So heißt es am Anfang dieser transzendentalen Deduktion, und alles, was folgt, besteht lediglich im Umkreisen und Differenzieren des hier bereits Gesagten: Die Kategorien sind Manifestationen derselben Funktionen der Einheit, das heißt des Verbindens, die schon in der ursprünglichen Apperzeption (Aufnahme von Gegebenem) am Werk sind. Letztlich sind diese Funktionen in der Handlung des »Ich denke« begründet, sind Figuren von dessen Selbstvollzug (vgl. den berühmten § 16, das ist B 132ff). In diesem Sinne formt das sich vollziehende Subjekt von Anfang an seine Objekte – und darauf beruht die objektive Geltung der Kategorien. Nehmen wir Kants eigene Zusammenfassung vom Schluß, vierzig Seiten weiter, des mehr kreisenden als fortschreitenden Gedankengangs sogleich hinzu, die er unter dem Titel »Kurzer Begriff dieser Deduktion« bietet:

> Diese Deduktion »ist die Darstellung der reinen Verstandesbegriffe (und mit ihnen aller theoretischen Erkenntnis a priori) als Prinzipien der Möglichkeit der Erfahrung, dieser aber, als *Bestimmung* der Erscheinungen in Raum und Zeit *überhaupt,* – endlich dieser aus dem Prinzip der *ursprünglichen* synthetischen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 92

> Einheit der Apperzeption, als der Form des Verstandes in Beziehung auf Raum und Zeit, als ursprüngliche Formen der Sinnlichkeit« (B 168f).

In der ersten Auflage hatte der Begründer der Transzendentalphilosophie noch die Stufung der Vermögen (1. Apprehension in der sinnlichen Wahrnehmung, 2. Assoziation und Reproduktion der Vorstellungen durch die Einbildungskraft, 3. deren Rekognition durch Begriffe) ausführlich herausgearbeitet. Er scheint zu der Einsicht gekommen zu sein, daß solcherart transzendentale »Psychologie« sein eigentliches Anliegen hier eher verdunkelte: das der Apriori-Forschung. Bemerkenswert bleibt trotzdem die in der ersten Auflage klarere *Stufung* des Apriori: In absteigender wie aufsteigender Richtung (vgl. A 119f) versucht Kant jeweils die »Bedingungen der Möglichkeit« für die genannten Leistungen in Verbindungsformen a priori aufzuzeigen, und dabei handelt es sich immer um dieselben Funktionen, wurzelnd in der einen Handlung des »Ich denke« oder der »reinen Apperzeption«. Er nennt sie das »**Radikalvermögen all unserer Erkenntnis**« (A 114), und in der Neuauflage den »höchsten Punkt« – in methodologischer Betrachtung, versteht sich, denn dieser »Punkt« ist selbst Handlung:

> »Und so ist die synthetische Einheit der Apperzeption der **höchste Punkt**, an dem man allen Verstandesgebrauch, selbst die ganze Logik, und, nach ihr, die Transzendental-Philosophie heften muß, ja dieses Vermögen ist der Verstand selbst« (B 134).

Bevor wir versuchen, uns über die wechselnden Attribute dieser Apperzeption Klarheit zu verschaffen, sei festgestellt: Das Große an diesem Herzstück Kantischer Grundlagen-Philosophie ist der radikale Rückgang auf das »Radikalvermögen«, die Grundhandlung des »Ich denke«, die bekanntlich schon von Descartes an den Anfang der neuzeitlichen Philosophie gestellt worden war, ohne daß der reflexive und vollzugstheoretische Durchbruch aus dessen methodischem Zweifel heraus schon erfolgte. Im Begleiten-«Können« oder der »Möglichkeit« des Selbstbewußtseins sieht er die tiefste oder höchste »Bedingung der Möglichkeit« aller empirisch oder, besser, phänomenologisch zugestandenen Vollzüge. Seine Methode ist das Aufsuchen der Sinn-Implikate, der Gehalte und Vollzüge a priori, das

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 93

heißt eben »Bedingungen der *Möglichkeit*«, und so ist auch das interpretatorisch geheimnisumwitterte »können« in dem berühmten Satz zu verstehen:

> »Das: Ich *denke,* muß alle meine Vorstellungen begleiten *können* … « (B 131).

»Können« und »Möglichkeit« sind Kantische Ausdrücke für Implizitsein, unthematisches Mitvollzogensein. Das »Können« wird in der »möglichen« *Thematisierung* wirklich. Es bedeutet gerade nicht, daß es nur fakultativ da ist, daß es auch nicht statthaben könnte.

Die Apriori-Forschung auf eine *Grund-Handlung* und deren Abwandlungen zu richten, das unterscheidet Kant von allem Vorhergegangen. Im ersten obigen Zitat vom Beginn der transzendentalen Deduktion hieß es, daß

> »unter allen **Vorstellungen** die *Verbindung* die einzige ist, die nicht durch Objekte **gegeben**, sondern vom Subjekte selbst **verrichtet** werden kann« (B 130).

In diesem Satz liegt die tiefgründige vollzugstheoretische Doppelheit, die Kant kaum ausdrücklich als solche thematisiert: Die Verbindung ist einerseits ein Tun (Verrichten), anderseits selbst eine Vorstellung, also offenbar *Produkt* dieses Tuns, und zwar in einem anderen Sinne als beim Rezipieren von Gegebenem: das Tun selbst und seine sonst nicht gegebenen Produkte werden vorgestellt. Erst durch diese *Reflexion* auf das Verbinden und seine Produkte werden die Vollzugsfiguren des Verbindens zu Vorstellungen. Nimmt man den vollzugstheoretischen Einschlag ernst, so wird man auch zu expliziterer Reflexionstheorie herausgefordert, als Kant sie bietet.

Die Grundhandlung des »Ich denke« zugleich als eine *Selbstreflexion* zu erfassen, ist ihm zwar gelungen (vgl. besonders den § 25), jedoch mit Dunkelheiten behaftet. Sollte hier, in der nicht eigentlich reflexionstheoretisch weitergeführten Vollzugstheorie, der tiefere Grund liegen, weshalb eine Spezifikation der Kategorien, ihre Herleitung in diesem anspruchsvollen Sinn, bei der ganzen Deduktion ihrer bloßen Realgeltung nicht stattfindet?

Meines Erachtens steht es in der Tat so: Kant kann die Tiefe, aus der heraus er denkt, noch nicht so *spezifizieren,* daß die Kategorien in

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 94

ihrer Bestimmtheit folgen. Es bleibt eine punktuelle Tiefe: der »höchste Punkt« wird als solcher nicht zur bestimmten Quelle bestimmter Figuren, nicht zum Koordinatensystem. Die Art von Breite, ja Umständlichkeit, die der Begründer des Kritizismus dann auf vermögenstheoretische Erwägungen richtet (in der ersten Auflage noch ausgedehnter als in der zweiten, in dieser jedoch nicht grundsätzlich anders) stellt bei Kant selbst eine Verlagerung, salopp gesprochen ein Alibi, der eigentlich anstehenden, jedoch erst dunkel geahnten Aufgabe an: **aus dem Gedanken der reflexiven Einheit von Selbstbewußtsein und Gegenstandsbewußtsein die Kategorien in ihrer Bestimmtheit zu erfassen** – statt kehrreimartig ihre objektive Erfahrungsgeltung zu betonen, weil alle Erfahrung schon mit Hilfe derselben Funktion des Verbindens (Denken, Verstand im weiten Sinn) organisiert sei. Wenn die Kant-Scholastik diesen Kehrreim tausendfach nachzusingen nicht müde wird, so fände der Urheber – dessen bin ich sicher – darin kein Genügen. Er hätte längst eine Fuge aus diesem Kehrreim hervorgehen lassen, wäre längst an die Spezifikationsfrage herangegangen. Im weiteren Verlauf dieser interpretatorischen Bemerkungen sollen Vorbereitungen dazu getroffen und Anknüpfungspunkte bei Kant aufgesucht werden.

2. SELBSTBEWUSSTSEIN-IN-GEGENSTANDSBEWUSSTSEIN

Kant war sich des Problems der (reflexiven) Einheit von Selbstbewußtsein und Gegenstandsbewußtsein bewußt und sprach deshalb der »transzendentalen Apperzeption« eine »objektive Einheit« zu.

Kant belegt die Apperzeption, wörtlich das Aufnahmevermögen des (Selbst-)Bewußtseins, mit einer ganzen Reihe von Attributen unterschiedlicher Bedeutungsnuancen, die bei der Lektüre nicht allein den ungeübten Leser verwirren können. Da ist die Rede von *transzendentaler* im Unterschied zur *empirischen,* von *reiner und ursprünglicher, ursprünglich-synthetischer* sowie *objektiver* Einheit der Apperzeption, ferner von *analytischer* im Unterschied zu *synthetischer* Einheit der Apperzeption. Diese (hier schon zu Gegensatzpaaren geordneten) Ausdrücke werden allzuoft von einer wachsamen Kant-Priesterschaft und deren Anwärtern wie heilige Geräte gehandhabt,

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 95

nicht ohne vernebelnde Weihrauchschwaden, außerhalb solcher Wortzelebrationen aber sorgsam unter Verschluß gehalten.

Ich möchte mich nicht scheuen, diese »verschiedenen« Apperzeptionen und ihre Einheiten (hauptsächlich aus den beiden Fassungen der transzendentalen Deduktion der Verstandesbegriffe) anhand der entscheidenden, klaren Texte der öffentlichen Einsicht preiszugeben und ihre kurze Erläuterung mit der eben genannten Aufgabe zu verbinden. Denn es handelt sich sämtlich um Aspekte der *Einheit von Selbstbewußtsein und Gegenstandsbewußtsein.* Daß diese Thematik ansteht, zeigt bereits die erste Einführung des Apperzeptions-Begriffs im revidierten Text von 1787:

> »Das Bewußtsein seiner selbst (Apperzeption) ist die **einfache Vorstellung des Ich,** und, wenn dadurch alles **Mannigfaltige** im Subjekt *selbsttätig* gegeben wäre, so würde die **innere Anschauung** intellektuell sein« (B 68).

a) Transzendentale und empirische Apperzeption

In der ersten Auflage erfolgt die Begriffseinführung zugleich mit der Unterscheidung von *empirischer* und *transzendentaler* Apperzeption. Diese letztere ist »transzendentale Bedingung« für das empirische Selbstbewußtsein:

> »Diese ursprüngliche und transzendentale Bedingung ist nun keine andere, als die *transzendentale Apperzeption.* Das Bewußtsein seiner selbst, nach den Bedingungen unseres Zustandes, bei der inneren Wahrnehmung ist bloß empirisch, jederzeit wandelbar
> … und wird gewöhnlich der *innere Sinn* genannt, oder die *empirische Apperzeption.* Das was *notwendig* als numerisch identisch vorgestellt werden soll, kann nicht als ein solches durch empirische Data gedacht werden. Es muß eine Bedingung sein, die vor aller Erfahrung vorhergeht, … Dieses reine, ursprüngliche, unwandelbare Bewußtsein will ich nun die *transzendentale Apperzeption* nennen« (A 106f).

b) Die transzendentale Einheit der Apperzeption als rein-ursprüngliche und als ursprünglich-synthetische Einheit

Wenn Kant die transzendentale Apperzeption an der angeführten Stelle zugleich rein und ursprünglich nennt, so ist damit nicht gesagt,

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 96

daß er die Möglichkeit eines bloßen reinen Selbstbewußtseins ohne gleichzeitiges Gegenstandsbewußtsein annimmt. Dieser Gedanke wird im Gegenteil in B 68 (siehe oben) abgewiesen, auch im A-Text bereits dadurch, daß jenes »reine, ursprüngliche Bewußtsein« von vornherein nur als Bedingung der Möglichkeit (Implikat) des Bewußtseins von Mannigfaltigem zum Thema wird, als

> »Identität der Funktion …, wodurch es dasselbe synthetisch in einer Erkenntnis verbindet. Also ist das ursprüngliche und notwendige Bewußtsein der **Identität seiner** zugleich ein Bewußtsein der **Einheit der Synthesis** aller Erscheinungen nach Begriffen … « (A 108).

Das »reine, ursprüngliche, unwandelbare Bewußtsein« wird somit zwar zunächst mit dem transzendentalen terminologisch gleichgesetzt (A 107), letzteres dann jedoch sogleich – mit einer kleinen terminologischen Verschiebung – als ein synthetisches, das heißt als *Einheit von reinem Selbst- und Gegenstandsbewußtsein* charakterisiert. Die transzendentale Apperzeption und ihre »transzendentale Einheit« stellt – in der etwas weiter abgeklärten Terminologie der B-Ausgabe – zugleich eine »synthetische« und »ursprünglich-synthetische Einheit« dar (B 136ff).

c) Die synthetische »transzendentale Einheit« als »objektive Einheit des Selbstbewußtseins«

Kant vermeidet somit, gestützt auf den zitierten Abweis einer rein intellektuellen Selbstanschauung, die keiner Empirie bedürfte, das Abgleiten seiner transzendentalen Reflexion in bloße Ich-Philosophie, in reine Egologie, welche die (auch methodisch, das heißt für unseren reflektierenden Nachvollzug, bestehende) ursprüngliche Einheit von Selbst- und Gegenstandsbewußtsein nicht festhält. Nicht das »reine, ursprüngliche, unwandelbare Bewußtsein« ist der Ursprung und »höchste Punkt« (B 134) unserer nachträglichen wie der gelebten Reflexion, sondern die *synthetische* Einheit der Apperzeption: Selbstbewußtsein-in-Gegenstandsbewußtsein, Selbstbezug-im-Fremdbezug. Wenn Verbindung des Mannigfaltigen *allein* durch das Verbindungsvermögen Verstand möglich ist, dann muß umgekehrt

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 97

der Verstand auch *nur* als Vermögen, Gegebenes zu verbinden, erfaßt werden, nicht als selbstgenügsames Selbstbewußtsein – »welcher Grundsatz der oberste im ganzen menschlichen Erkenntnis ist« (B 135).

Als solchermaßen synthetische Einheit kann Kant die transzendentale Einheit des Selbstbewußtseins zugleich die *objektive* nennen, wie andererseits die synthetische nur als transzendentale (in den apriorischen Leistungen des Subjekts begründete) Einheit eine objektive heißen kann:

> »Die *transzendentale Einheit* der Apperzeption ist diejenige, durch welche alles in einer Anschauung gegebene Mannigfaltige in einen Begriff vom Objekt vereinigt wird. Sie heißt darum *objektiv,* und muß von der *subjektiven* Einheit unterschieden werden, die eine Bestimmung des inneren Sinnes« (B 139), also gleichbedeutend mit der bloß empirischen Apperzeption (vgl. a) ist.

d) Synthetische und analytische Einheit der Apperzeption: gelebte und nachträgliche Reflexion

Vorhin verwendete ich ein Begriffspaar, das in Kapitel II (Abschnitt 2) eingeführt wurde, jedoch gar nicht Kantisch zu sein scheint: gelebte und nachträgliche Reflexion. Dieses erweist sich durchaus als sehr geeignet, Kants Unterscheidung von synthetischer und analytischer Einheit der Apperzeption zu umschreiben, gar zu verstehen:

> »Also nur dadurch, daß ich ein Mannigfaltiges gegebener Vorstellungen *in einem Bewußtsein* verbinden kann, ist es möglich, daß ich mir die *Identität des Bewußtseins in diesen Vorstellungen* ***selbst vorstelle,*** *d. i. die* analytische *Einheit der Apperzeption ist nur unter der Voraussetzung irgendeiner* synthetischen *möglich« (B 133).*

In einer konkretisierenden Anmerkung führt Kant aus, daß alle Abstraktionsbegriffe (Allgemeinbegriffe, conceptus communes) als solche Produkte zunächst spontan gelebter, dann nachträglich-analytischer Reflexion zu verstehen seien: Gemeinsamkeit, z.B. des Merkmals »rot«, wird zunächst in synthetischer Einheit (gelebter Reflexion) des Bewußtseins wahrgenommen und gedacht, und dies ist die Voraussetzung, sie in Reflexion auf die wahrgenommene Gemeinsamkeit des Merkmals *als* gemeinsame ausdrücklich zu artikulieren – was im Allgemeinbegriff geschieht. Die analytische

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 98

Reflexion stellt jedoch nicht die Gemeinsamkeit her, setzt sie vielmehr in der synthetischen Einheit voraus. Im Text findet sich der Gedanke der *Vorstellung von Vorstellungen,* somit *reflektierter Vorstellungen,* der uns später bei der Urteilsanalyse erneut begegnen wird: ein Mosaikstein von Reflexionstheorie. Bemerkenswert ferner, daß Kant offenbar schon der synthetischen Einheit selbst den Charakter von Vorstellungen über Vorstellungen, von selbstreflektierten Vorstellungen also, zuspricht, und dies als Bedingung der Möglichkeit für die ausdrücklich vorgestellte, das heißt analytische Einheit der Apperzeption kennzeichnen will.

Wenn oben (Schluß von III, I) bedauert wurde, daß Kant nicht kläre, ob die Vorstellung »Verbindung« zunächst Vollzugsfigur oder bereits objektivierte Vorstellung sei, dann läßt sich vom Verständnis der synthetischen Einheit der Apperzeption als begleitender, gelebter Vorstellung nun sagen: Diese Alternative besteht nicht mehr. Sie wird überstiegen, sofern die Reflexion streng als begleitende verstanden wird: *Dann wird denkbar, daß der Vollzug in actu exercito (in der Ausführung selbst) zugleich sich vorstellt, also seiner Form als Gehalt bewußt ist.* Dann ist das Tun – um an die frühere Ausdrucksweise anzuknüpfen – zugleich Produkt. *Dann wären die Kategorien als Vollzugsformen zugleich schon Gehalte, aber eben nicht bloß vorgefundene: weder im Gegebenen der Erfahrung noch etwa als ein eingeborener Ideenhimmel.*

e) Die transzendentale Apperzeption überhaupt als Reflexionsproblem

Wieder sind wir beim Reflexionsproblem angelangt. Stellen wir es, zum Abschluß dieser Erörterungen über die transzendentale Apperzeption und ihrer Facetten, in seiner ganzen Allgemeinheit: Wenn das reine Selbstbewußtsein wesentlich in Selbstreflexion besteht – und daran läßt Kant keinen Zweifel (vgl. besonders § 25), obwohl er keine ausdrückliche Reflexionstheorie bringt –, dann läßt sich das Problem der synthetischen und darin objektiven Einheit der Apperzeption ganz allgemein und prägnant als ein solches der Reflexion formulieren: die Einheit von reflexivem Selbstbezug des »Ich denke« mit dem Bewußtsein des Etwas, dem Erfahrungsbewußtsein. Hier enthüllt sich meines Erachtens die tiefere Intention Kants als die der Einschrän-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 99

kung aller Erkenntnis auf den Bereich sinnlicher Erfahrung. Sein Problem ist gerade diese *Einheit von Selbstbewußtsein und Gegenstandsbewußtsein.* Die Selbstreflexion des Ich ist eine bloß formale, nicht beinhaltend die Erkenntnis, »wie ich an mir selbst bin, sondern nur daß ich bin« (B 157). Folglich bedarf es des Materials der sinngebenden Anschauung – wovon wir nach Kant nur die sinnliche haben. Kants Insistieren auf Anschauung entspringt primär der positiven Einsicht in den an sich bloß formalen Charakter der Selbstreflexion. Er ist eher besonnen-spekulativer (das heißt im Reflexions-Mikroskop beobachtender) Entdecker als der disziplinierende Oberlehrer.

Wie aber kann der Bezug zum Gegebenen mit dem Selbstbezug eine Einheit bilden (»vermittelt sein« in Hegels Sprache)? Eben hierauf sollen die Verbindungsformen der Kategorien die Antwort bieten. Denn in ihnen wird ja nicht bloß das Objektive kraft transzendentaler Subjektleistung in sich zur »objektiven Einheit« verbunden, sondern zugleich mit dem Selbstvollzug des Subjekts zur »ursprünglich synthetischen« und umfassendenden transzendentalen Einheit. Nur weil und insofern die Subjekt-Objekt-Einheit im Objekt selbst vorgestellt wird, kann die transzendentale (Einheit der) Apperzeption zugleich die objektive heißen.

In der vorhin erläuterten Terminologie könnte man sagen: Die normalen Allgemeinbegriffe sind erst Produkte der *analytischen* Einheit der Apperzeption in der Erfahrungserkenntnis, die Kategorien als Reflexions-Funktionen jedoch die notwendigen Handlungs-Figuren und begleitenden Vorstellungs-Produkte a priori schon der *synthetischen* Reflexion-Einheit selbst. Diese werden in den Urteilsformen greifbar, sind jedoch viel allgemeiner, weil sie den *ganzen* Reflexionprozeß (das synthetisierende Verstandeshandeln) strukturieren:

> »Dieselbe Funktion, welche den Vorstellungen in einem *Urteile* Einheit gibt, die gibt auch der bloßen Synthesis verschiedener Vortsellung in einer *Anschauung* Einheit, welche, allgemein ausgedrückt, der reine Verstandesbegriff heißt. Derselbe Verstand also, wodurch er in Begriffen, vermittelst der analytischen Einheit, die logische Form eines Urteils zustande brachte, bringt auch, vermittelst der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen in der Anschauung überhaupt, in seine Vorstellungen einen **transzendentalen Inhalt**, weswegen sie reine Verstandesbegriffe heißen, die a priori auf Objekte gehen, welches die allgemeine Logik nicht leisten kann« (A 79/B 104f).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 100

Dieser Text faßt die ganze sogenannte transzendentale Deduktion der Verstandesbegriffe zusammen, sogar einschließlich der erläuterten Unterscheidung von synthetischer und analytischer Einheit, also von begleitend vollzogener und nachträglich-ausdrücklicher Begriffsbildung. Allein, er findet sich schon in der sogenannten metaphysischen Deduktion, unmittelbar vor dem berühmten Satz:

> »Auf diese Weise entspringen gerade so viel reine Verstandesbegriffe, … als es in der vorigen Tafel logische Funktionen in allen möglichen Urteilen gab: denn der Verstand ist durch gedachte Funktionen völlig erschöpft, und sein Vermögen dadurch gänzlich ausgemessen« (ebd.).

Dieser Befund (Enthaltensein der transzendentalen Deduktion schon im Text der metaphysischen Deduktion) ist durchaus skandalös zu nennen, weil offenbar durch die ganze transzendentale Deduktion mit all ihren neuartigen Elementen von vollzugstheoretischer Analyse des Erkenntnisvermögens für das Kategorienproblem nicht das Mindeste gewonnen ist. Was in der obigen provokativen These noch milde ausgedrückt ist. Selbst die Realgeltung der Kategorien wird schon hier so begründet, daß der Text auch als Zusammenfassung der transzendentalen Deduktion stehen könnte. Ganz zu schweigen von dem Problem der Spezifikation, der Bestimmtheit der Kategorien.

Der Skandal ist: Kant trat in diesem tiefsinnigsten Teil der Vernunftkritik auf der Stelle. Man könnte sagen, das sei beim Bohren unvermeidlich. Doch was zutage gefördert wurde, war lediglich weiteres Indizienmaterial dafür, daß es sich lohnen würde, hier vollzugs- und reflexionstheoretisch bis zum wirklichen Grund und Quell zu bohren. Das können wir in der Tat als eigentliches Ergebnis unseres Durchgangs durch die transzendentale Deduktion festhalten.

Es hilft nichts, wenn man – gestützt auf den angeführten Text und andere Stellen, wo von allgemeinen »synthetischen Funktionen« (A 105) oder der »gemeinschaftlichen Funktion des Gemüts« (A 109) die Rede ist – diese durchgängigen Synthesefiguren nochmals von den Kategorien unterscheiden, also eine Reihenfolge der größeren Allgemeinheit von den Urteilsfunktionen über die Kategorien zu den (beiden gemeinsamen) Funktionen erkennen will. Das macht die Sache nur unnötig und zudem ungerechtfertigt kompliziert: **Die Kategorien sind als eben diese allgemeinen Synthese-Funktionen**

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 101

selbst verstanden. Transzendentaleres wollte Kant nicht zutage fördern. Will man, wenn nicht allgemeiner werden, so doch tiefer gehen, dann muß man sich den Begriffen zuwenden, die Kant »Reflexionsbegriffe« nennt und stiefmütterlich in einem Anhang behandelt.

3. DER ANHANG. »VON DER AMPHIBOLIE DER REFLEXIONSBEGRIFFE«

Erst in einem späteren Anhang, überschrieben »Von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe«, thematisiert Kant die »allgemeinen Titel aller Vergleichung«, deren Selbigkeit mit den »allgemeinen Funktionen der Einheit« er jedoch nicht klar erfaßte.

Wenn Kants Kategorienprogramm als ein hinreichend begründetes zu retten sein soll, müßte es gelingen, die Kategorien als solche Subjekt und Objekt vermittelnden Reflexionsfiguren in ihrer Bestimmtheit aufzuzeigen. Tatsächlich nennt Kant die Kategorien »**Reflexionsbegriffe** (**conceptus reflectentes**)« im Unterschied zu den Abstraktionsbegriffen als reflektierten – aber bloß in seinen nachgelassenen Papieren:

> »Alle Begriffe überhaupt, von woher sie auch ihren Stoff nehmen mögen, sind reflektierte, d.i. in das logische Verhältnis der Vielgültigkeit gebrachte Vorstellungen. Allein es gibt Begriffe, deren ganzer Sinn nichts anderes ist als eine oder andre Reflexion, welcher vorkommende Vorstellungen können unterworfen werden; sie können »**Reflexionsbegriffe** (**conceptus reflectentes**) heißen, und, **weil alle Art der Reflexion im Urteile vorkommt**«, als Gründe der Möglichkeit zu urteilen« (N 5051; die Rechtschreibung wurde modernisiert).

Man könnte zunächst im Zweifel sein, ob Kant mit »Reflexionsbegriffen« hier dieselben meint, die er in der »Kritik der reinen Vernunft« so nennt und denen unsere Aufmerksamkeit im folgenden gelten muß. Doch aus dem Zitat wird hinreichend deutlich, daß er hier *nicht* diese »Titel« ausdrücklicher Vergleichung meint, sondern die *Strukturen der gelebten, vollzogenen Reflexion im Urteil, somit die Kategorien selbst.* (So auch die Interpretation im *Kant-Lexikon* von R. Eisler, Artikel *Kategorien*, 295.)

Auf Sicht und Ausdrucksweise dieses Nachlaß-Fragmentes werde ich mich im folgenden noch öfter berufen. Im grundlegenden Haupt-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 102

werk selbst findet sich folgende wörtliche Bestätigung dafür, daß Kant die Kategorien selbst als Reflexionsbegriffe (conceptus reflectentes im Unterschied zu reflektierten Abstraktionsbegriffen) sieht:

> »Was es auch mit der Möglichkeit der Begriffe aus reiner Vernunft für eine Bewandtnis haben mag: so sind sie doch **nicht bloß reflektierte**, sondern geschlossene Begriffe. Verstandesbegriffe werden auch a priori vor der Erfahrung zum Behuf derselben gedacht; aber sie enthalten nichts weiter, als die **Einheit der Reflexion** über die Erscheinungen, insofern sie notwendig zu einem möglichen empirischen Bewußtsein gehören sollen« (A 310/B 366f).

Hier fehlt nur noch die Bezeichnung »Reflexionsbegriffe«, die inhaltliche Übereinstimmung mit dem Nachlaß-Zitat im besagten Verständnis (Reflexionsbegriffe = Kategorien) ist offensichtlich. Damit sind die wörtlichen Hauptbelege genannt für die Spur, die wir nun verfolgen sollten: **Kants Kategorien als Reflexionsbegriffe und deren Systematik als ein System von Reflexionsstufen** zu interpretieren.

Allerdings, der einzige Text in der Vernunftkritik, der ausdrücklich und ausführlicher von Reflexionsstrukturen handelt – wobei es selbstverständlich nicht auf das Wort als solches ankäme –, findet sich nun in dem besagten Anhang von 24 Seiten. Anhang wozu? Zur *Analytik der Grundsätze* als des zweiten Buches der transzendentalen Analytik *oder* zur gesamten Analytik? (Vgl. obige Übersicht am Ende von Kap. I!) Das Inhaltsverzeichnis der *Kritik der reinen Vernunft* weist nur zweimal derartige Anhänge aus: den ersten an unserer fraglichen Stelle, den zweiten am Schluß der *Transzendentalen Dialektik*, also der 2. Abteilung der *Transzendentalen Logik,* deren 1. Abteilung die *Transzendentale Analytik* ausmacht. Der zweite der beiden Anhänge wurde von Kant eindeutig benannt: *Anhang zur transzendentalen Dialektik*. Hätte er den ersten, zur 1. Abteilung, gleichermaßen *Anhang zur transzendentalen Analytik* nennen sollen, können, wollen? Ich vermute dies, auch wenn die Thematik eng an das unmittelbar Vorhergehende anschließt. Doch dies ist eine philologische Überlegung, die einzig deshalb von Interesse scheint, weil sie die übergreifende Bedeutung für die gesamte Analytik ins Licht rücken würde, die dieser Anhang in der folgenden Untersuchung gewinnt.

Der vollständige Titel des Anhangs lautet: *Von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe durch die Verwechslung des empirischen Verstandes-*

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 103

gebrauchs mit dem transzendentalen (A 260ff/316ff). Amphibolie ist Doppelsinn, Mehrdeutigkeit. Kant spricht von einer *transzendentalen Amphibolie* im Sinne einer »Verwechslung des reinen Verstandesobjekts mit der Erscheinung«, z.B. des sinnlich erscheinenden Wassertropfens mit dem Begriff von ihm, woraus Leibniz falsche Folgerungen gezogen habe. Die inhaltlichen Überlegungen, die Kant hier anstellt, ähneln denen der sich unmittelbar anschließenden *Transzendentalen Dialektik*, die sich als ganze mit der Aufdeckung des dialektischen Scheins befaßt, der aus der Verwechslung von Ding an sich und Erscheinung folgt. Auch die berechtigte Frage, warum sie ihm nicht in die systematische Ideenkritik der *Transzendentalen Dialektik* paßten, ist schnell beantwortet: Weil der Anhang mit der ganzen Analytik noch von den Grundbegriffen selbst handeln soll, nicht sosehr von den »metaphysischen« Folgen für die Abhandlung der großen transzendentalen Ideen.

Uns geht es indessen hier nicht um die inhaltliche Aufdeckung der Schein-Probleme. Es muß uns vor allem um das methodische Instrumentarium der »transzendentalen Überlegung« gleich »transzendentalen Reflexion« gehen, das Kant bei dieser Gelegenheit entwickelt. Daß Kant von »transzendentaler Reflexion« nur in dem engeren, methodologischen Sinn der Vergleichung der Erkenntnisvermögen, nicht in der weiten Bedeutung der transzendentalphilosophischen Reflexion (auf die Vollzugs-Gehalt-Einheit von Sinn überhaupt) spricht, wurde oben (I 2) bereits vermerkt. Im folgenden Zitat ist diese nicht unproblematische *Verengung des Begriffs* der transzendentalen Reflexion im Übergang vom ersten auf den zweiten Satz ablesbar:

> »Die *Überlegung* (reflexio) hat es nicht mit den Gegenständen selbst zu tun, um geradezu von ihnen Begriffe zu bekommen, sondern ist der Zustand des Gemüts, in welchem wir uns anschicken, um die subjektiven Bedingungen ausfindig zu machen, unter denen wir zu Begriffen gelangen können. Sie ist das Bewußtsein des Verhältnisses gegebener Vorstellungen zu unseren verschiedenen Erkenntnisquellen, durch welches allein ihr Verhältnis untereinander richtig bestimmt werden kann« (A 260/B 316).

Etwas später stellt Kant allein diese auf vermögenstheoretische *Kontroll-Reflexion* eingeengte »transzendentale Reflexion« noch deutlicher der »logischen Reflexion« oder Vergleichung gegenüber:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 104

> »Man könnte … sagen: daß die *logische Reflexion* eine bloße Komparation sei, denn bei ihr wird von der Erkenntniskraft, wozu die gegebenen Vorstellungen gehören, gänzlich abstrahiert (…), die *transzendentale Reflexion* aber (welche auf die Gegenstände selbst geht) enthält den Grund der Möglichkeit der objektiven Komparation der Vorstellungen untereinander, und ist also von der ersteren gar sehr verschieden, weil die Erkenntniskraft, dazu sie gehören, nicht eben dieselbe ist. Diese transzendentale Überlegung ist eine Pflicht, von der sich niemand lossagen kann, wenn er a priori etwas über Dinge urteilen will. Wir wollen sie jetzt zur Hand nehmen und werden daraus für die Bestimmung des eigentlichen Geschäfts des Verstandes nicht wenig Licht ziehen« (A 262f/B 318f).

In der Tat wäre aus der Aufstellung der Reflexionsbegriffe, dieser »**Titel aller Vergleichung und Unterscheidung**« (A 269/B 325) noch viel mehr Licht zu ziehen gewesen, als Kant es tat. Nicht etwa der Grund, sondern nur ein Anzeichen dafür ist die zu beobachtende Einengung der transzendentalen Reflexion von der *Vergleichung der Gehalte unter Berücksichtigung ihres Vollzugsursprungs* auf die *bloß vermögenstheoretische Kontrollreflexion.* Ähnlich wie in der transzendentalen Deduktion müssen wir auch hier beobachten, wie der Urheber der Transzendentalphilosophie seine eigenen Grundintentionen noch nicht voll erfaßt hat, sondern verkürzt und verlagert. Ich möchte aufweisen, daß die Reflexionsbegriffe eine entschieden größere Tragweite haben, als in dem Anhang anhand einer heute gänzlich antiquierten Leibniz-Auseinandersetzung zum Ausdruck kommt. Um die zur Rede stehenden »Titel aller Vergleichung« nun einmal zu nennen:

> »Das Verhältnis aber, in welchem die Begriffe in einem Gemütszustande zueinander gehören können, sind die der **Einerleiheit** und **Verschiedenheit**, der **Einstimmung** und des **Widerstreits**, des **Inneren** und des **Äußeren** und der **Bestimmung** (**Materie und Form**)« (A 261/B 317).

Kant erläutert die ersten beiden Begriffspaare, indem er sie zur Urteilstafel in Beziehung setzt:

> »Vor allen objektiven Urteilen vergleichen wir die Begriffe, z. B. auf die **Einerleiheit** (vieler Vorstellungen unter einem Begriffe) zum Behuf der *allgemeinen* Urteile, oder der **Verschiedenheit** derselben, zur Erzeugung *besonderer,* auf die **Einstimmung**, daraus *bejahende,* um den **Widerstreit**, daraus *verneinende* Urteile werden können usw.« (A 262/B 317f; das »z. B.« wird hier geslesen für »um«, damit der Satz korrekt wird).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 105

Aus dieser Art der Bezugsetzung von Kategorien und Reflexionsbegriffen, die keine Eins-zu-Eins-Parallelisierung darstellt, wird deutlich, daß die Reflexionsbegriffe mitnichten bloße Kunstbegriffe unserer nachträglichen, gar bloß methodologisch-vermögenstheoretischen Reflexion sind. Kant sagt ja nichts Geringeres, als: *»vor allen objektiven Urteilen vergleichen wir die Begriffe«,* unter den genannten Rücksichten der Reflexionsbegriffe! Folglich sind diese **nicht allein methodologisches Werkzeug einer nachträglichen Reflexion**, sondern gehören geradezu der »instinktiven«, der gelebten oder unausdrücklich vollzogenen Reflexion an. Das reicht noch viel weiter, als mein obiges Plädoyer zur Ausweitung des Begriffs der »transzendentalen Reflexion«. Doch es geht nicht primär um Gebrauch von Worten und Begriffen, sondern um die fundamentale Einsicht in den *Reflexionscharakter unseres Urteilens, ja sogar Wahrnehmens, kurz unserer gesamten Erkenntnis.*

Daß übrigens *Urteilen selbst ein vergleichendes Reflektieren,* das Bilden einer Gesamtvorstellung über Einzelvorstellungen darstellt, das liegt in Kants Verständnis des Urteils als der »Art, gegebene Erkenntnisse zur *objektiven* Einheit der Apperzeption zu bringen« (vgl. den ganzen § 19 der ersten *Kritik*, der mit der These überschrieben ist: *Die logische Form der Urteile besteht in der objektiven Einheit der Apperzeption der darin enthaltenen Begriffe*). Der Vergleichungs- und Reflexionscharakter des Urteils wird darüberhinaus gelegentlich wörtlich ausgedrückt, auch wenn Kant nicht voll die reflexionstheoretischen Konsequenzen aus dieser Einsicht zog:

> »Etwas als ein Merkmal mit einem Ding vergleichen, heißt urteilen. (…) Die Vergleichung wird durch das Verbindungszeichen *ist* oder *sind* ausgedrückt« *(Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren*, einer kleinen Schrift von 1962, § 1*)*.

Am ergiebigsten für Kants Urteilsanalyse in dieser Hinsicht wie überhaupt ist der Abschnitt *Von dem logischen Verstandesgebrauche überhaupt* innerhalb der Leitfaden-Abschnitte, der *metaphysischen Deduktion der Verstandesbegriffe* (A 68f/ B 93f):

> »Das Urteil ist also die mittelbare Erkenntnis eines Gegenstandes, mithin die **Vorstellung einer Vorstellung** desselben.«

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 106

> »Alle Urteile sind demnach Funktionen der Einheit unter unseren Vorstellungen, da nämlich statt einer unmittelbaren Vorstellung eine *höhere,* die diese und mehrere unter sich begreift, zur Erkenntnis des Gegenstandes gebraucht, und viele mögliche Erkenntnisse dadurch in einer zusammengezogen werden. Wir können aber alle Handlungen des Verstandes auf Urteile zurückführen, so daß der *Verstand* überhaupt als ein *Vermögen zu urteilen* vorgestellt werden kann.«

> »Die Funktionen des Verstandes können also insgesamt gefunden werden, wenn man die Funktionen der Einheit in den Urteilen vollständig darstellen kann.«

Die letzten Zitate sprechen zwar nicht mehr von wörtlich »Vergleichung« und »Reflexion« der Vorstellungen in eine höhere Einheit. Doch meinen die »Funktionen der Einheit« eben dasselbe, was anderswo (auch in den Logik-Vorlesungen) mit eben diesen Begriffen analysiert wird.

Wenn aber die angeführten »Titel aller Vergleichung und Unterscheidung« wirklich als operative Funktionsbegriffe, also Figuren der reflektierenden Inbezugsetzung, überall, besonders in allen Urteilen, mitspielen sollten, dann wären in ihnen noch *fundamentaler* die »Funktionen der Einheit« benannt, welche von Kant unter den Titeln der Urteilsformen und der Kategorien vorgestellt sind. Erfaßt sich doch erst in ihnen die Reflexion als solche! Dann würde der Anhang zum wichtigsten Teil der *Transzendentalen Logik* nichts weniger als den Schlüssel zu ihrem systematischen Verständnis liefern. Wohlgemerkt: nicht durch einen Gegensatz zwischen Kategorien, Urteilsformen und den Reflexionsbegriffen, sondern lediglich im Sinne einer verbalen und gedanklichen Ausdrücklichkeit des Reflexionsthemas. Reflexion wird zwar in den Reflexionsbegriffen nur als ausdrücklich-nachträgliche thematisiert. Doch sie wird so thematisiert, daß man auf ihre vorgängige Bedeutung im Vollzug der Urteile und Kategorien schließen kann und muss. Indem aber das Thema Reflexion in ihnen wenigstens als äußerliche zur Sprache kommt, kommen wir zum Kern und zum geheimen Leitfaden oder eben Schlüssel der Kategoriensystematik. Dies ist in der Tat meine These, und darüberhinaus:

Die Reflexionsbegriffe lassen sich systematisch (unabhängig von Kant-Exegese) rechtfertigen, während die Kategorientafel selbst der Korrektur und Erweiterung von den Reflexionsbegriffen und ihrer Stufung bedarf.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 107

Bevor ich den systematischen Aufweis dafür und somit für die **sachliche Klärung des philologisch nicht zu lösenden Kategorienrätsels** antreten möchte, sei noch ein kurzer Orientierungsblick auf zwei Versuche geworfen, die zumindest in eine ähnliche Richtung gingen. Zugleich wird dadurch deutlicher werden, welch ein Wagnis das anstehende Unternehmen darstellt und daß ich mir dessen wohl bewußt bin.

4. DAS PROBLEM DER BEGRÜNDUNG DER REFLEXIONSBEGRIFFE

Wenn die Reflexionsbegriffe zur Begründung der Kategorientafel benutzt werden, müssen sie selbst begründet werden.

a) Kiesewetters Herleitung der Urteilsformen aus der Urteilsdefinition mit Hilfe der Reflexionsbegriffe

Johann Gottlieb Kiesewetters *Grundriß einer allgemeinen Logik nach Kantischen Grundsätzen* stellt eines der meistzitierten Logikwerke in der unmittelbaren Nachfolge Kants dar. Schon zu Kants Lebzeiten erlebte der erste Band die dritte Auflage (1802). Ich kann mich im Referat seiner Grundgedanken der Darstellung von Hans Lenk in *Kritik der logischen Konstanten* (S. 62–80) anschließen – und weitgehend auch in der Kritik. Lenks Hilfe vereinfacht diese historische Rechenschaft, erhöht allerdings die systematischen Anforderungen.

Kiesewetter versteht, Kant folgend, unter einem Urteil »die Vorstellung des Verhältnisses mehrerer Vorstellungen zur Einheit des Bewußtseins« (*Grundriß*, 156). Aus diesem Begriff des Urteils will er die möglichen Urteilsformen ableiten.

> »Um zu ermitteln, ›ob sich die gegebenen Vorstellungen in eine Einheit des Bewußtseins vermitteln lassen oder nicht, und auf welche Weise diese Verbindung angeht‹, muß man ›die Vorstellungen untereinander vergleichen, über sie reflektieren‹. Die ›Reflexionsbegriffe‹ liefern also die Momente, die die einzelne Form des Urteils aufgrund ›dieser Vergleichung‹ unter jedem der Titel bestimmen. Diese Reflexionsbegriffe sind ›Einerleiheit und Verschiedenheit‹ (diese bestimmen die Quantität), ›Einstimmung und Entgegensetzung‹ (qualitätsbestimmend), ›das Innere und Äußere‹ (wodurch die Relationsformen erzeugt werden) und ›Materie und Form‹ (modalitätsbegründend)« (Lenk, a.a.O. 63).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 108

Im einzelnen etwas näher: Die Betrachtung der Vorstellungen unter der Rücksicht *Einerleiheit und Verschiedenheit* führe zur Unterscheidung der Urteile nach Umfang oder *Quantität* (allgemeine, besondere, einzelne Urteile). Die Vergleichung unter der Rücksicht *Einstimmung oder Entgegensetzung* ergebe die *Qualitäts*-Unterschiede von bejahendem, verneinendem und unendlichem oder limitierenden Urteil. (Letzteres wurde von Kant eingeführt für Prädikationen von der Art: ›Die Rose ist nicht-rot.‹) Drittens stehen die Urteilsvorstellungen der *Relation* nach unter dem Vergleichungsgesichtspunkt *Inneres und Äußeres,* woraus die Unterscheidung von kategorischen, hypothetischen und disjunktiven Urteilen resultiere. Endlich folge die *Modalität* der Urteile (assertorisch, problematisch, apodiktisch, d.h. Wirklichkeits-, Möglichkeits-, Notwendigkeits-Behauptung) aus der vergleichenden Unterscheidung von *Materie und Form* des Urteils.

Hans Lenk faßt seine detaillierte Kritik an dieser Art, die Urteilsformen (und damit indirekt die Kantischen Kategorien) mit Hilfe der Reflexionsbegriffe zu begründen, folgendermaßen zusammen (a.a.O. 80):

> »Kiesewetter beweist nicht, daß die vier Urteilsfunktionen die Ableitung möglicher Urteilsformen aus der Urteilsdefinition ›vollkommen erschöpft haben‹, sondern er behauptet dies nur. Der Beweis fehlt um so mehr, als die **Reflexionsbegriffe**, die für die Deduktion benutzt werden, **selber nicht hergeleitet** und als die einzig möglichen erwiesen werden. Kiesewetter meint, ›mehr als diese vier Gesichtspunkte‹ könne es ›bei Abhandlung der Urteile, ihrer Form nach, nicht geben‹. Doch betrachtet er selber einen weiteren, nämlich den der formalen konjunktiven Zusammensetzung von Urteilen. Für zusammengesetzte Urteilsformen ist kein systematischer Herleitungsversuch gegeben.
> Viele Junktoren [also Urteilsverbindungen], die mit ebensolchem Recht Urteilsformen darstellen wie die von Kiesewetter abgeleiteten, lassen sich aus seiner Deduktion nicht mit Hilfe eines Reflexionsbegriffes erzeugen (schon die Konjunktion nicht). Andere Urteilsformen wie z.B. die (zweigliederige) Disjunktion oder die hypothetischen Urteile schränkt Kiesewetter auf Spezialformen ein, so daß diese Urteilsformen nicht in voller Allgemeinheit abgeleitet wurden.
> Ferner liefert seine Deduktion auch Urteilsarten wie die Modalitäten, die nicht durch *formale* Kennzeichen an den gegebenen Urteilen ausgedrückt werden, sondern erst durch eine Bedeutungsanalyse nicht logischer Ausdrücke oder durch das Deduktionsverhältnis zu anderen Sätzen gekennzeichnet sind. Kiesewetters Herleitungsversuch erzeugt also fälschlich bestimmte nichtformale Urteilsarten als ›Urteilsformen‹.
> Auf Grund der festgestellten Beweislücken, Fehler, Widersprüche und andersartigen Zusätze, die keine Urteilsformen sind, scheitert Kiesewetters Versuch,

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 109

> die Kantischen logischen Formen der Urteile aus der Urteilsdefinition (mit Hilfe der Reflexionsbegriffe) abzuleiten.«

Der Schlußsatz enthält das *Ceterum censeo*, mit dem Lenk kehrreimartig alle Versuche von Kant bis heute, logische Konstanten zu begründen, als gescheitert beurteilt. Der Versuch Kiesewetters hebt sich nur durch die Bedeutung, die er den Reflexionsbegriffen zuschreibt, für mich heraus (wenn wir von den großen Entwürfen Fichtes und Hegels absehen, die das Reflexionsthema eigensinniger, zu eigensinnig, weitergeführt haben). Die formale Logik ist für Lenk freilich auch nicht solcher Begründung fähig, indessen als axiomatisches System auch nicht dringend dessen bedürftig. Was allerdings Lenk unter »*formal*« versteht und mit welchem Recht er auch in der angeführten Kritik sortiert, was ›formale Kennzeichen‹ von Urteilen sind und warum die Modalunterschiede es nicht seien, das muß noch diskutiert werden, in Zusammenhang mit der Möglichkeit *transzendentaler,* das heißt handlungstheoretisch begründeter Logik. Er sieht, obwohl er den Begriff »transzendentale Rechtfertigung« gebraucht, in der vorhergehenden Kiesewetter-Kritik zu schnell die Alternative zwischen logisch und psychologistisch:

> »Doch ist die transzendentale Rechtfertigung als apriorische Begründung gekennzeichnet. Auf die psychologistische Deutung, daß die Logik das Denken ›als Handlung des Gemüts‹ betreffe, kann man daher in diesem Zusammenhang verzichten. Es kommt nicht auf die ›Handlung des Gemüts‹ an, die das Mannigfaltige zur ›Einheit des Bewußtseins‹ bringt, sondern nur auf diese Einheit selbst und auf das formale Verhältnis, in dem die Vorstellungen vom Mannigfaltigen zu dieser Bewußtseinseinheit stehen« (Lenk, a.a.O. 70f).

Wird hier nicht das, was wir bei Kant als das spezifisch Transzendentalphilosophische, das heißt in diesem Zusammenhang die *vollzugstheoretische Fundierung von Grundgehalten,* erkannten, etwas schnell als Psychologismus abgetan? Die eigentliche Auseinandersetzung mit Lenks »logizistischer« Mentalität, will sagen mit der Orientierung am Formallogischen der Gehalte, auch bei Verzicht auf vollzugstheoretische Begründung und damit auf Begründung von Systematik überhaupt, steht uns offensichtlich noch bevor. Deshalb kam Lenk hier so ausführlich zu Wort.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 110

Diese Auseinandersetzung soll allerdings nicht freihändig geführt werden (nach der beliebten Art freischwebender methodologischer oder »metatheoretischer« Diskussion von Theorien, die es gar nicht gibt), sondern erst anhand eines konstruktiven Vorschlags in den nächsten Kapiteln. Solch ein Vorschlag müßte freilich auch Lenks Anfrage wegen der Junktoren, jener logischen Partikel, durch die Aussagen zu neuen Aussagen verbunden werden, berücksichtigen, was in Kapitel VI. geschehen wird.

b) Reichs »Beweis« für die »Vollständigkeit der kantischen Urteilstafel«

Meine eigene Aufmerksamkeit auf Kants Reflexionsbegriffe wurde nicht durch Kiesewetter veranlaßt, dessen Nähe in diesem Punkt mir erst durch Lenk bekannt wurde, wohl durch den noch zu referierenden Versuch von Klaus Reich von 1932. Das Eingehen auf Reichs Arbeit kann deshalb in Kürze geschehen, weil ihre Verdienste um eine ursprünglichere, tiefere Kant-Lektüre (z.B. Erkennen des transzendentalen und nicht formal-logischen Charakters der Urteilstafel selbst) inzwischen der Forschungsgeschichte angehören, während sie aber für das eigentliche Kategorien-Problem in keiner Weise über Kiesewetter hinausgehen. Im Gegenteil, bei dem letztgenannten Autor aus der Kantzeit findet sich durchgängig der Bezug zu den »Titeln aller Vergleichung und Unterscheidung« (den Reflexionsbegriffen), welcher Bezug bei Reich nur bei den jeweils drei »Momenten« *unter* den vier Titeln der Kategorienklassen hergestellt wird:

> »Wir vergleichen und unterscheiden die uns gegebenen Urteilsmomente nach ihnen, um nur zu erkennen, ob und inwiefern je zwei der Momente Verknüpfungen auf entgegengesetzte Art sind. Und es ergibt sich – wie es ja sein muß, wenn **die Reflexionsbegriffe wirklich nach dem Leitfaden der Kategorien** (und damit der Urteilsmomente) angeordnet sind –, daß zwei der Urteilsmomente der Modalität unter dem Reflexionstitel Modalität (Materie-Form) und zwei der Urteilsmomente der Relation unter dem Reflexionstitel Relation (Inneres und Äußeres) einander entgegengesetzt sind« (Reich 92).

Im übrigen akzeptiert Reich für die jeweils drei Kategorien einer Klasse schlicht jenes Prinzip der Dichotomie und der »Vereinigung«

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 111

der Entgegengesetzten in einem Dritten, wie es sich schon in den »artigen Betrachtungen« (B 110f) findet. Reich bemüht für dieses Prinzip nur eine weniger allgemein zugängliche Stelle aus dem *Nachlaß*, N 5854.

Für die Argumentation der Hauptsache, der vier Kategorienklassen, wird ihm ein »Schnitt« wichtig, der zwischen Quantität und Qualität einerseits sowie Relation und Modalität anderseits bestehe. Auch dafür läßt sich der Hauptbeleg in demselben prominenten »artigen« Text Kants finden:

> »daß sich diese Tafel, welche vier Klassen von Verstandesbegriffen enthält, zuerst in zwei Abteilungen zerfällen lasse, deren erstere **auf Gegenstände der Anschauung** (der reinen sowohl als der empirischen), die zweite aber auf die **Existenz** dieser Gegenstände (entweder in **Beziehung aufeinander oder auf den Verstand**) gerichtet sind. Die erste Klasse würde ich die der *mathematischen,* die zweite der *dynamischen* Kategorien nennen« (B 110).

Hier findet sich bei angemessener Lektüre explizit und genauer der Schnitt, den Reich umständlich zu beweisen trachtet, indem er zu zeigen versucht, daß die beiden dynamischen Klassen (Relation und Modalität) auf einer anderen Stufe stehen als die beiden mathematischen Klassen (Quantität und Qualität). Er will letztere gern der »analytischen Einheit«, erstere allein ursprünglich und fundierend der »synthetischen Einheit« des Selbstbewußtseins zuordnen. Dies ist jedoch eine recht unsinnige Konstruktion, die dem Verständnis *aller* Kategorien bzw. Urteilsfunktionen als Arten der ursprünglichen synthetischen Einheit widerspricht. Letztere kann aber, ja muß im Urteil auch »in Begriffen, vermittelst der analytischen Einheit« (A 79/B 105), nämlich schon gewonnenen Allgemeinbegriffen geschehen. Richtig ist, daß die Urteilssynthese selbst *gestuft* ist und analytische Einheit (das heißt objektiviert-ausdrückliche Reflexion von Begriffen in eine Einheit) einschließt. Falsch aber ist: daß jene dynamischen Klassen sich lediglich der analytischen Einheit verdanken würden. Dann wären sie selbst keine Kategorien.

Reich sieht auf unklare Weisen den Stufenunterschied, der von Kant deutlicher gekennzeichnet ist, indem dieser die dynamischen Kategorien als die primär anschauungsbezogenen, die dynamischen als die beziehungs- und verstandesbezogenen charakterisiert. Es

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 112

besteht also – nach Kants Aussagen, aber mit anderen Worten – ein *Reflexionsverhältnis* zumindest zwischen den beiden Gruppen: die dynamischen Kategorien setzen die mathematischen als die primären voraus, umgekehrt kann man vermuten, daß die reflektierten, dynamischen die tiefere subjekttheoretische Begründung liefern. So führt denn Reich seinen angeblichen »Vollständigkeitsbeweis« von »oben«, von den Modalitätskategorien her, nachdem er zuvor Kants Urteilsdefinition für den Zweck seiner Beweisführung erweitert hat (a.a.O. 89f):

> »Der in der Urteilsdefinition angegebene ›modus formalis‹ des Urteils ist das erste und selber der Schlüssel zu allen übrigen Momenten: er muß sie erschließen. Und in der Tat machte die **Modalität** vermittelst ihres ursprünglichen Momentes der ›objektiven Gültigkeit‹ (›Assertion‹) die **Relation** notwendig, diese vermöge *des* Momentes, das die übrigen enthält (disjunctio), **Qualität** und **Quantität**. Kann es noch mehr Titel geben? Diese Frage beantwortet der »Schnitt« in der Urteilstafel. Modalität und Relation gehören grundlegend zusammen. Qualität und Quantität folgen, wenn man in Rechnung zieht, daß das Urteil ein objektiv gültiges (Modalität) Verhältnis (Relation) *in Begriffen vermittelst der analytischen Einheit* ist. Sie betreffen Unterschiede, die aus den beiden an den Begriffen ihrer Form nach unterscheidbaren Hinsichten. Die Form des Begriffes besteht darin, daß er Teilvorstellung als analytischer Erkenntnisgrund ist. (…) Damit aber ist die Definition des Urteils erschöpft: Urteil ist ein objektiv gültiges (**Modalität**) Verhältnis (**Relation**) von Vorstellungen, die Teilvorstellungen (Folge: **Qualität**) als analytische Erkenntnisgründe (Folge: **Quantität**) sind.«

Abgesehen davon, daß ich annehme, hier seien zuletzt durch ein Versehen die Begriffe »Qualität« und »Quantität« vertauscht worden und der damit noch offenkundigeren Unklarheit, wird dem Leser die wirkliche *Stringenz* eines solchen »Beweises« – und das meint mehr als eine teilweise Plausibilität – nicht einleuchten, auch nicht dem sorgfältigen Leser der ganzen Schrift von Reich. Dies schon deshalb nicht, weil er sich die zu »erschöpfende« Definition des Urteils mit den vier Momenten selbst für den Zweck des Beweises zurechtgelegt hat, so daß hier ein Zirkel bezüglich der Vollständigkeitsansprüche vorliegt – was Lenk in seiner ins einzelne gehenden Kritik (Lenk 14–34) natürlich zu bemerken nicht ausspart.

Ich hielt es trotzdem für lohnend, einen Blick auf Reichs Argumentation zu werfen, nicht zuletzt deshalb, weil sie aufgrund der

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 113

allgemeinen Verlegenheit angesichts der Urteils- und Kategoriensystematik Kants oft im gleichen Jargon wiederholt wird. Das ist auch in verdeckter Form gelegentlich in Arbeiten der Fall, die keine eigene Erwähnung zum Thema rechtfertigen.

Zudem ist es Reich gelungen, das transzendentallogische Niveau der Kantischen Argumentationen, auch wo sie unausdrücklich bleiben, zu verdeutlichen, keineswegs jedoch mit Stringenz den Beweis zu führen, den er sich vorgenommen hatte. Insbesondere sein Insistieren auf jenem »Schnitt« zwischen den beiden Gruppen von Kategorien(klassen) wirft, zusammen mit Texten Kants wie dem von mir angeführten, ein Licht auf unausdrückliche Hintergründe der transzendentalen Argumentation, auf Spuren, denen wir im folgenden weniger textexegetisch als vielmehr systematisch und in eigener Verantwortung nachgehen wollen: Es ist der *Gedanke eines durch das Prinzip Reflexion selbst gegliederten und gestuften Systems der Reflexions-Handlungen,* der hier zumindest anklingt oder ahnbar wird. Dieser Sachverhalt war Kant selbst nur dunkel bewußt. Die hiermit historisch vorbereitete und systematisch anstehende These lautet somit, weiterformuliert:

Kants Reflexionsbegriffe stehen in einer reflexiven Hierarchie zueinander und bilden durchaus eine offene systematische Topik »aus einem Guß«, während seine eigentliche Kategorien- und Urteilstafel von daher der Korrekturen bedarf.

Es ist jedoch, um es aus gegebenem Anlass nochmals zu betonen nicht darum zu tun, Reflexionsbegriffe, Kategorien und Urteilsformen gegeneinander auszuspielen oder eine Priorität hier oder dort anzusetzen, sondern darum den gemeinsamen Tiefengrund dieser verschiedenen sprachlich-logischen Erscheinungsformen derselben Reflexionsstufung aufzudecken.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 114

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 115

IV. Vom 18. ins 20. Jahrhundert: Reflexionstheoretischer Begründungsversuch

»Daß die großen Momente im Kampfe der einzelnen eine Kette bilden, daß in ihnen ein Höhenzug der Menschheit durch Jahrtausende hin sich verbinde (…), das ist der Grundgedanke im Glauben an die Humanität, der sich in der Forderung einer monumentalischen Historie ausspricht. Gerade aber an dieser Forderung, daß das Große ewig sein solle, entzündet sich der furchtbarste Kampf. Denn alles andere, was noch lebt, ruft nein.«

F. Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben 2

1. VON KANT ZUR SYSTEMATISCHEN FRAGE

a) Ergebnis als Frage von Kant her

Wir haben gesehen, in welchem Sinne Kants Kategorien »reflektierende Begriffe« genannt werden können und von ihm selbst so genannt werden. Ferner, daß Kant »allgemeine Verstandesfunktionen« kennt, die er zwar mit den von ihm benannten Kategorien identifiziert, die man aber auch allgemeiner sehen kann als Reflexionsfunktionen, die sowohl den von ihm benannten Kategorien wie den daraus entspringenden Urteilsformen zugrundeliegen. Daß Kant sie selbst nicht von den Kategorien, als diesen nochmals zugrunde liegend abgesetzt hat, ist offenbar auch der Grund dafür, daß er den Reflexionsbegriffen keine eigene Dignität in der ursprünglichen transzendentalen Synthesis zuschreibt – obwohl die »Titel aller Vergleichung und Unterscheidung« offensichtlich nicht *nur* unserer nachträglich-philosophischen Reflexion angehören, sondern bereits Gesichtspunkte der gelebten Reflexion (der transzendentalen Synthesis) selbst sind. Ich möchte sie fortan als »**Reflexionsfunktionen**« ansprechen, die möglicherweise durch Kants Reflexionsbegriffe in einer Weise gültig benannt werden. Denn Denken ist auf jeden Fall Inbezugsetzen von Vorstellungen untereinander sowie Synthese von Selbstbezug und Gegenstandsbezug, somit Reflexion. Vielleicht ist das Reflexionsproblem aber von vornherein

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 116

noch weiter zu fassen als bloß ein solches des Denkens, der theoretischen Vernunft?

Diese Einsichten und Fragen können wir uns fortan unabhängig von Kant-Auslegung, vom eigenen Zugang zur »Sache« her, zu eigen machen. Hierin liegt weniger Absetzung von Kant als Ehrung: Ein Philosoph wird am meisten dadurch geehrt, daß man seine Fragestellungen und Lösungsansätze als für sich gültig anerkennt – nicht dadurch, daß man, im Grunde unbekümmert oder skeptisch gegenüber philosophischer Erkenntnis, an seinen Sätzen herumseziert. Gerade in solcher Pietät behandelt man ihn als philosophische Leiche, nicht als weiterlebenden Denker. Die Anerkennung schließt Ablösung ein (wie erst die Ablösung von Vater und Mutter diese voll »erfolgreiche« Eltern selbstständiger Menschen werden läßt), und in dieser abgelösten Denkhaltung wollen wir im folgenden, sozusagen mit Kant zusammen und gestützt auf sein Instrumentarium (vor allem, aber nicht nur) weiterdenken; auch vom selbst zurückgelegten und verantworteten Weg wiederum Fragen an ihn stellen.

Die aufgeworfenen Fragen sind »aktuelle« Fragen. Dies wiederum sei nicht bloß als Bezug auf zeitgenössische Philosophie-Geschichte verstanden. Das wäre nur Sezieren an frisch verstorbenen Sätzen und Einsichten: Je frischer das Seziermaterial, desto bester, nur tot muß es sein. Aktualität sei jedoch nicht als Bildungsmode verstanden, sondern als eigene Agilität (Fichte sprach von Selbstdenken) zusammen mit der Lebendigkeit des Denkens anderer, als Miteinanderdenken – und das ist sehr verschieden vom »philosophischen« Bildungsrummel, bei dem alles etwa noch Gegenwärtige in Gewesensein und Verwesung sinkt.

b) Methodologische Grundsätze

Die Fragen sind also meine, wie ich bekenne, und unsere, wie ich hoffen darf. Das sei an einigen methodischen Postulaten zusammenfassend verdeutlicht, die sich bei der Kant-Interpretation herauskristallisiert haben.

Was den folgenden Begründungsversuch mit Kant verbindet, ist erstens die Suche nach *logischen Konstanten*, eine andere Ausdrucksweise für *Apriori-Forschung*. Ich suche sie jedoch nicht auf der Ebene

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 117

von Gehalten allein. Das unterscheidet von vornherein von formaler Logik, die aber das Verdienst hat, die Aussichtslosigkeit eines solchen Bemühens historisch evident gemacht zu haben, indem sie sich mit Axiomen begnügt, die sie nicht weiter begründet – und sich damit von philosophischen Grundlegungsabsichten verabschiedet. Philosophie muß aus der »dialektischen« Einheit von Gehalt und Vollzug heraus denken. Sonst wird sie Formalwissenschaft oder empirische Seinswissenschaft (Paul Tillich), sofern sie überhaupt Wissenschaftscharakter behält.

Ich suche diese Konstanten somit auch nicht in Sprach-Gehalten, in der Semantik (Bedeutungsdimension) der Sprache – es sei denn, diese wäre *vollzugstheoretisch begründet.* Dieser im weiteren Sinn handlungstheoretische Zug der Kantischen Transzendentalphilosophie ist, als zweiter, auf jeden Fall positiv festzuhalten. Man könnte ihn auch »*pragmatisch*« nennen, wenn nicht dieser Ausdruck zwischen dem weiteren und dem engeren Sinn von »handlungstheoretisch« sowie zudem einer spezifisch interpersonalen Bedeutung von Sprach-Pragmatik schwankte. (Auf die Verwandtschaft und Unterschiede zu der pragmatischen Kant-Rezeption von Charles S. Peirce werde ich später eingehen.) Wir dürfen somit logische Konstanten nur als notwendige Vollzugsstrukturen theoretischer und praktischer Handlungen und in diesem oben erörterten Sinne als transzendental-logische vermuten. Etwaige Konstanten des Sprachvollzugs, somit universalgrammatische Kategorien, wonach in den letzten Jahrzehnten wieder intensiv gefragt wurde, müßten sich in den Sprachvollzügen qua Sinnvollzügen, somit unabhängig von irgendeiner einzelsprachlichen Semantik, herausstellen.

Drittens verbindet die *reflexive* Einstellung mit Kants Transzendentalphilosophie. Darüber brauchte kein Wort mehr verloren zu werden, wenn hier nicht zugleich ein entscheidender Unterschied läge. Die Reflexion bleibt bei Kant trotz der aufgezeigten Ansätze »äußerliche« nach Hegels Terminologie und teils berechtigter Kritik an den »Reflexionsphilosophien« seiner Vorgänger. Sie wird noch nicht als »innere«, also gelebte Reflexion thematisiert. Anders gesprochen, sie thematisiert sich noch nicht selbst: als *Inhalt ihrer eigenen Denkform*.

Erst in dieser Selbstthematisierung der (philosophischen) Reflexion als eigener Inhalt ihrer methodischen Form könnte sich viertens

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 118

der *systematisch-architektonische Impetus* erfüllen, den Kant hat, ohne ihn voll zu legitimieren. Die **Weiterentwicklung der Transzendentalphilosophie zur vollbewußten Reflexionstheorie** bietet die Chance, Kants Ansprüche auf eine systematische Topik zu rechtfertigen. Anders gesprochen: Die Chance einer »Deduktion« von Kategorien in ihrer Bestimmtheit kann nur in einer Selbstreflexion der Reflexion als Form-und Inhaltsprinzip des philosophischen Denkens liegen. Besteht dabei nicht die Gefahr eines leeren Formalismus: Reflexion, die sich selbst in den Schwanz beißt und von dieser Nahrung leben will?

Gegen diese Gefahr steht aber der unaufhebbare (wenn auch nicht unverrückbare) Unterschied von *philosophisch-nachträglicher* und *gelebter* (meist zugleich unausdrücklicher, wohl in »existentiellen« Entscheidungen in anderer Weise ausdrücklicher) Reflexion. Wenn die Reflexion sowohl Form wie Inhalt darstellt, dann ist keineswegs die philosophische Reflexion selbst der Hauptinhalt ihrer Reflexion – das liefe in der Tat auf methodologischen Leerlauf hinaus –, sondern die des Lebensvollzugs. Die philosophisch-ausdrückliche bildet nur eine Abzweigung dieser immanenten Reflexivität des Lebens, das heißt des durchgängig von Selbstbezüglichkeit geprägten Denkens, Fühlens und Handelns selbstbewußter Wesen.

c) Innerlich notwendige Ausweitung von Kants Ansatz

Die beiden Gesichtspunkte, Handlung und Reflexion, sind nicht als zwei materialiter verschiedene und einander äußerliche anzusehen. Wenn wir beide in voller Breite oder Spannweite verstehen, *muß Reflexion gerade als Handlung und umgekehrt Handlung als innerlich reflexive erfaßt werden.*

Dabei darf, zum ersten, Handlung nicht auf bloße »Handlungen des Verstandes« verengt werden. Diese sind umgekehrt als Ausschnitt aus dem ganzen Bereich des Handelns im eigentlichen Sinn der Veränderung von Wirklichkeit zu verstehen: als reflexive Praxis oder *praktische Reflexion* somit. (Der begriffsmäßig engere Sinn von Handlung als veränderndem Wirken erweist sich umfangsmäßig bei näherer Betrachtung doch als der weitere, wenn auch die »Handlungen des Verstandes« ein spezifisches Verändern darstellen: Verändern

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 119

der subjektiven oder gar intersubjektiven Vorstellungen. Nur »Handlungen des Gemütes« als bloße Vollzüge ohne Wirkung, wenn dergleichen denn möglich ist, würden aus diesem Handlungsbegriff herausfallen.) Wir haben in einer reflexionstheoretischen Systematik kein Recht und keinen Anlaß, unter dem Titel »Handlungen des Verstandes« die theoretische Vernunft für sich allein zu isolieren. Es könnte ja sein, daß gerade dadurch unlösbare Probleme auftreten, daß die Praxis der Vernunft nicht aufzuklären ist, wenn man sie ohne Grund vorweg auf die bloß theoretische einengt.

Anlaß und Recht zur Isolierung der theoretischen Vernunft könnten und konnten tatsächlich in dem seit Descartes sicher unaufgebbaren Ausgang vom selbstreflexiven Denkvollzug (ego cogitans) gesehen werden. Doch wo ist bewiesen, daß nur theoretische und »reine«, scheinbar oder tatsächlich nichts ändernde Denkvollzüge zu diesem Ausgang taugen? Das Gegenteil ist der Fall! Wir müssen hier energisch einen Denkfehler aufdecken, von dem sogar der größte Philosoph der dialektischen Bewegung und Aktivität, Hegel, nicht frei geblieben ist, und er sogar in der tragischsten und weitreichendsten Weise, nämlich ausgerechnet im Ansatz seiner *Wissenschaft der Logik,* die rein von der Selbstbewegung der Bewusstseins-Gehalte ausgehen will, ohne jeden Rückgriff auf Bewusstseins-Aktivität.

Zum zweiten Gesichtspunkt: daß Handlung als wesentlich reflexive erkannt werden muß. Handlung ist nicht nur oft Produkt nachträglicher Überlegung, sondern, sofern subjekt- und somit selbstbewußtseinsgeleitet, wesentlich Produkt »begleitender«, besser: konstitutiver Reflexion, darüberhinaus in Vollzug und Wirkung tätige Inbezugsetzung von Selbst und Anderem. Über Handlung zu sprechen, ohne über diesen ihren Charakter als praktische Reflexion zu erfassen, heißt an der entscheidenden Struktur des Themas Handlung vorbeigehen – und das geschieht in vielen, um nicht zu sagen, in den meisten Untersuchungen, die ausdrücklich »handlungstheoretische« sein wollen. Vom Gesichtspunkt Handlung ebenso wie vom Gesichtspunkt Reflexion aus bildet das ausdrückliche Denken (als eigene Tätigkeit) nur einen Sonderfall solcher Reflexion: Denken ist solche Reflexionspraxis, bei der lediglich Vorstellungen verändert werden. Aber bei näherem Zusehen erweist sich Denken vor allem als die begleitende Teilhandlung und »Seele« alles Handelns – und dieses als

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 120

eine Subjekt-Objekt-Beziehung im dynamischen Sinn von verändernder Inbezugsetzung, die wesentlich Inbezugsetzung von Selbstbezug und Gegenstandsbezug, darin von Selbstbewußtsein und Gegenstandsbewußtsein ist. Im Du-Bezug, worin das Denken sich der interpersonalen Mitteilung, dem Sprechen, annähert, wird die Reflexion vollends praktisch, wie näher gezeigt werden wird.

Der Gesichtspunkt »praktische Reflexion« führt den Handlungs- wie den Reflexionsaspekt somit gleichermaßen durch. Die Vorentscheidung für die Einengung der Reflexionsbetrachtung auf bloße Denkverhältnisse ist eine Verengung, die in vermeidbare Aporien führt. Diese Blickverengung hatte gewaltige geistesgeschichliche Turbulenzen zur Folge: Wir können nicht nur Hegel (bezüglich innerer Reflexion), sondern auch Marx (bezüglich Praxis) Rechnung tragen, ohne marxistischen und vor allem pseudomarxistischen Dogmatismus und ohne den für Kant eigentlich angemessenen und konsequenten Rahmen zu sprengen. Gesprengt werden muß dazu »nur« eine faktische, keine innerlich notwendige Begrenzung des Kantischen Ansatzes als eines handlungs- und reflexionstheoretischen. *Wir ziehen damit lediglich die Konsequenzen aus Kantischen Grundintentionen* – in weniger schmerzhafter, verwirrter und langwieriger Weise, als es die nach ihm folgende Philosophiegeschichte tat. Wir können aus der Geschichte lernen – auch ohne dabei zu Chronisten und Archivaren zu werden.

d) Reflexion und sinngebende Anschauung (Denken und Erkennen)

Wenn wir die Frage nach logischen Konstanten stellen, dann liegt die vermögenstheoretische Betrachtung nicht primär in unserem Interesse. Man könnte darin den grundlegenden Unterschied zu den meisten Kant-Interpretationen sehen. Ein paar Bemerkungen zur Unterscheidung von sogenannten Erkenntnisvermögen sollen weiter unten im Anschluß an ein Stück Reflexionstheorie menschlicher Subjektivität erfolgen. Wir sollten uns jedoch zu Beginn des eigenen Begründungsversuchs einer Systematik von Kategorien oder Reflexionsstrukturen über die Dualität von Anschauung und Denken Rechenschaft geben, die den Kantischen Ausgangspunkt kennzeichnet. Dies dürfte geeignet sein, sowohl den Unterschied

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 121

wie die innere Beziehung (Verwandschaft) zu Kants Denkart zu beleuchten.

Kant versteht Denken als reflektierendes Verbinden, das leer bliebe ohne Anschauung dessen, was zu verbinden ist. Diesen Grundansatz können wir voll mitvollziehen. Es fragt sich nur, welcher Art die sinngebende Anschauung im »Falle« der menschlichen Subjektivität ist oder sein kann: ob die Begrenzung auf sinnliche, raum-zeitliche Anschauung (mitsamt ihren Formen a priori) richtig ist.

Selbst-Anschauung, wie Kant sie in Betracht zieht, aber für den menschlichen Bereich ablehnt, bildet nicht die einzige Alternative. Selbst wenn das formale Vollzugsbewußtsein des »Ich denke«, wie auch Kant es zugesteht, ohne dieser Erkenntnisquelle systematisch Rechnung zu tragen (vgl. oben I 2), allein keine »Materie« für die Reflexionsfunktionen darstellen sollte – wie steht es etwa um das Gegebensein von anderem Sinn im menschlichen Gegenüber mittels Zeichen? Liegt in der zwischenmenschlichen Sinnmitteilung (vor allem) nicht mehr als bloßes *Denken* von Möglichem: eine Quelle nicht-sinnlicher Erkenntnis, deren sinngebende »Anschauung« nicht sinnlich ist ?

Zwar ist die zwischenmenschliche Sinnmitteilung weitgehend auch zeichenvermittelt und dadurch sinnlich *vermittelt.* Es ist jedoch für jeden, der nur einmal aus dem stereotypen Verstand-Sinnlichkeits-Dualismus heraustritt oder gar nicht mit diesem Denk-Schema belastet ist, ganz offensichtlich falsch zu sagen, Mitteilung durch Sprache und andere Zeichen sei deshalb »sinnliche« Erkenntnis und gar sinnliche Anschauung. In der Sinnvermittlung durch materielle Zeichenträger und der hier thematisierten Funktionsverwandtschaft des zeichenvermittelten Sinnes zur sinnlichen Anschauung – beide qua Material für die verarbeitende Reflexionsform – läge der präzise Ansatz für eine dialogischphilosophische und zugleich *semiotische, das heißt zeichentheoretische Kant-Lektüre,* die ich in den bisherigen Publikationen zum Thema »Kant und Semiotik« nicht finden konnte.

Es geht an dieser Stelle noch nicht darum, eine alternative Erkenntnistheorie zu umreißen, sondern lediglich um diese für ein Weiterdenken mit Kant wesentliche Überlegung: **Tiefer als der »populäre« Dualismus von Verstand und Sinnlichkeit liegt auch bei Kant die Zweiheit von Reflexions-Form und Gegebenem.** Gerade deshalb

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 122

zieht auch er an verschiedenen Stellen theoretisch eine »nicht sinnliche« Art von Gegebensein oder Anschauung in Betracht (B 130, 308) – nur daß er sie als dem Menschen faktisch nicht gegeben verwirft. Dabei berücksichtigt er jedoch stets als einzige Alternative zur Dualität von Verstand und sinnlicher Anschauung ausschließlich die Möglichkeit eines sich selbst anschauenden Intellekts (z.B. B 135, 139). Dies greift aber zu kurz – steht doch das Problem der reflexiven Vermittlung von denkendem Ich und Andersheit überhaupt an, somit *eine viel allgemeinere Dualität als die von Verstand und Sinnlichkeit*. Wenn also im folgenden nach Reflexionsfunktionen gefragt wird, so ist damit zwar die spezifische Problematik der Verbindung von Verstand und Sinnlichkeit überstiegen, nicht jedoch die allgemeinere Vermittlungsproblematik, die durchaus noch Kantisch genannt werden kann.

Gerade bei dieser allgemeiner gestellten Frage nach der Vermittlung von Ich denke (Selbst) und Anderem möchte ich im Folgenden ansetzen.

2. HERLEITUNG DER VIERFACHHEIT VON REFLEXIONSFUNKTIONEN

a) Ausgang von einem Urphänomen: Die Doppelheit von Vollzug und Gehalt

Erster methodischer Schritt, des Hinweisens, der *phänomenologischen Deskription*: Wir setzen an bei einer kleinen Phänomenologie von Sinn-Vollzügen gleich Bewußtseinsvollzügen mit ihrer »dialektischen« Gegensatz-Einheit von *Vollzug und Gehalt.* In diesem Ausgangspunkt besteht, wie gezeigt, Übereinstimmung mit Kants transzendendentalem Ansatz. Die genannte Gegensatz-Einheit – Gehalte sind *das Andere* der Vollzüge, aber darin gerade *ihr Eigenstes* – scheint mir nicht weiter hintergehbar im Sinne von rückführbar auf anderes, nicht überholbar, als gäbe es anderes, das weder Vollzugs- noch Gehaltaspekt wäre.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 123

b) Spaltung und Einheit von selbstreflexiver Instanz (Selbst, Ich) und Andersheit

Untrennbar von der Doppelheit von Vollzug und Gehalt erweist sich eine andere: die von Ich oder *Selbst und Andersheit.* Ich nenne künftig das unausdrückliche Ich der gelebten Reflexion »Selbst«, »Ich« aber das ausdrücklich reflektierte, sich besprechende Selbst.

Es gibt die Position, vertreten von Dieter Henrich, hier in meiner die Alternative zuspitzenden Terminologie ausgedrückt, daß die Selbst-Reflexion nicht selbst-konstitutiv, sondern bloß nachträglich sei. Ich halte diese Position zwar für unhaltbar – vgl. dazu näher *Reflexion als soziales System*, § 2. Sie würde aber nicht daran hindern, den folgenden Gedankengang in einem weniger onto-logischen Sinn mitzuvollziehen.

Das Selbst ist das *Woher* der Bewußtseinsvollzüge: Ihnen als Handlungen schreiben wir unwillkürlich einen Ursprung im Selbst-Bewußtsein zu, indem wir sagen: »Ich denke, meine, sage, tue« usw.

Das Andere, der Gehalt, wird ebenso unwillkürlich als *Woraufhin* der Bewußtseinsvollzüge gedacht, als ein Inhalt, der intendiert, auf den abgezielt wird, auf den es ankommt, gleich ob mit den Gehalten unmittelbar auf Gegenstände hingewiesen werden kann (»dieser Baum«) oder ob der Inhalt viel zu komplex für ein Hinzeigen ist (»die Eifersucht meines Mannes«). Im Grenzfall ist der intentionale Gehalt das intendierende Selbst: als objektiviertes, sei es bloß gefühltes, besprochenes Ich – bei Kant das *empirische Ich*, im Unterschied zum *transzendentalen* der reinen Selbst-Akvitität.

Wir sahen oben, im Zusammenhang mit Kants ursprünglich synthetischer Einheit der Apperzeption, wie wichtig es ist, das Selbst nur als ein Moment der Selbstbewußtsein-Bewußtseins-Einheit zu sehen, um nicht in einen Ich-Solipsismus zu verfallen, mit all den Scheinproblemen, wie aus dieser Ich-Einsamkeit herauszukommen sei. Nichts berechtigt aber dazu, zuerst ein Selbst und Ich für sich allein anzusetzen, von welchem erst dann nach dem Anderen und seiner Realität zu fragen wäre. Wir denken, getreu dem (philosophisch notwendigen!) vollzugstheoretischen Grundansatz sowie in Kontakt zu den Phänomenen, nicht von einem Punkt oder aus einer undifferenzierten Einheit her, sondern aus **einer relationalen Einheit, einem Relationsgefüge**, heraus.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 124

Auf der anderen Seite macht es geradezu das Wesentliche der »transzendentalen Wende« im Sinne der reflexiven Einstellung aus, das Andere nicht naiv als ansichseiende Objektivität aufzufassen, sondern eben als Bewußtseinsgehalt – und ein solcher ist auch ein Handlungskorrelat wie die überkochende Milch, die sich mir gerade als vergessener Gehalt zum Bewußtsein bringt – während etwa das unbemerkt ausströmende Gas Denker wie Nicht-Denker vergiften kann, ohne ihnen noch irgendwann zum Korrelat ihres Bewußtseins und ihres bewußten Handelns zu werden. Deshalb sage ich: um Bewußtseinsgehalt zu sein, genügt es, daß etwas zum Korrelat »bewußten« Verhaltens wird, und nur mit diesem hat es das Bewußtsein, folglich auch das philosophische Nachdenken zu tun. Es geht aber nicht an, diese Grenze des Bewußtseins zur Grenze der Welt »an sich« zu machen. Die Kantische Unterscheidung von Ding-an-sich und Erscheinung hat ihren bleibenden Sinn, auch wenn dieser nicht an seine dualistische Erkenntnistheorie geknüpft und überhaupt nicht primär erkenntnistheoretisch als vielmehr gesamthandlungstheoretisch von Belang ist.

c) Andersheit als selbstreflexive (Du) oder nicht-selbstreflexive (Es)

Wir können uns mit der unbestimmt-abstrakten Rede von Andersheit natürlich nicht lange begnügen. Hauptsächlich haben wir es in unserer Erfahrungswelt mit Dingen und Menschen zu tun, mit denen unser Selbst umgeht. Hinzukommen Ideen, Werte, gesellschaftlich-mediale Gegebenheiten. Es ist die Frage, ob wir diese offenkundigen Unterschiede (zumindest, was den bekannten Unterschied zwischen Personen und Sachen angeht) vollzugslogisch mit Hilfe der schon erhobenen Grundbegriffe rekonstruieren können.

Rekonstruktion nenne ich das Wechselspiel zwischen phänomenologisch Gegebenem und schon vorhandenen Begriffen. In solchem Wechselspiel wird das Gegebene differenzierter begriffen und das Begriffliche durch Konkretisierung ebenfalls differenziert. Grundbegrifflichen Status in einer transzendentallogischen oder besser reflexionslogischen Grundlegung von Kategorienlehre haben dabei nur solche Begriffe und Unterscheidungen, die notwendig zu treffen sind, unabhängig von zufällig bestimmter Empirie. Denn sonst

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 125

können wir nicht hoffen, auf allgemein gültige Kategorien zu stoßen. Wir suchen diese in der Richtung von *Reflexionsfiguren, welche die Vermittlung von Selbst und Andersheit allgemein strukturieren*. Deshalb sind hier zunächst die Grundunterschiede in den Arten von Andersheit wie etwa personale und dinghafte Andersheit wichtig. Wie sind diese Unterschiede aus der Einheit von Vollzug und Gehalt heraus (vollzugslogisch) näher zu fassen?

»Personal« sei in diesem Zusammenhang gleichbedeutend mit selbstreflexiver Instanz (und zwar, wie erwähnt, unerachtet dessen, ob die Reflexionsfähigkeit für sie konstitutiv ist oder nur zusätzlich, wie die Vertreter eines »präreflexiven Ich« meinen vertreten zu müssen). *Person* ist ein des Selbstbewußtseins und somit der Selbstreflexion fähiges Subjekt.

Das »Dinghafte«, das dem Personalen oder Ichhaften entegegenzusetzen ist, hat dann den Sinn von nicht-personaler Andersheit. Tiere und Pflanzen etwa würden auch unter sie fallen, so daß die Frage ist, ob der hier gemeinte, streng logische Sinn von »dinghaft« durch ein besseres Wort, auch besser als nicht-personal, ersetzt werden kann. Wir können in unserem logisch-grundbegrifflichen, nicht auf eine Ontologie angelegten Gedankengang auf eine solche Wortprägung für nicht-personale Andersheit verzichten.

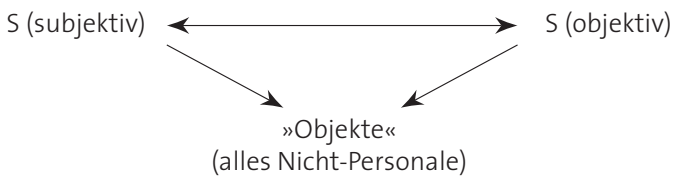
Entscheidend ist in diesem Zusammenhang einzig, ob das Subjekt eine andere der Selbstreflexion fähige Instanz sich gegenüber hat oder eine nicht solcher Selbstreflexion fähige. Die Alternative ergibt sich mit dichotomischer Strenge (des Entweder-Oder) aus unserem Ausgangspunkt.

Was die Dichotomie angeht, die anhand von Kants Kategorientafel oben in Frage gestellt wurde, so soll sie hier nicht als Weisheit letzter Schluß, sondern lediglich als erster methodischer Behelf für den Aufbau nicht-dichotomischer Unterscheidungen dienen. Sie dient uns als unbedenkliches, ja unvermeidliches Hilfsmittel wie Zufußgehen beim Herstellen erster Fahrzeuge. Die dichotomische Zweiwertigkeit kann in höhere, mehrwertige Strukturen hinein aufgehoben werden. Sie behält dennoch ihre relative Berechtigung.

Im Grunde genommen haben wir mit der Dichotomie von personaler und nichtpersonaler Andersheit diejenige von *Subjekt und Objekt* jetzt schon überwunden. Wir sind bereits bei einer Dreiheit

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 126

von *Sinn-Elementen* (wie ich die Pole reflexiver Vermittlung mit einem Ausdruck von Paul Tillich nenne) angelangt:



Figur 1: Jenseits der Subjekt-Objekt-Dichotomie

Hält man diese einfache Unterscheidung wirklich als grundlegend in ihrer vollzugslogischen Bedeutung fest, verläßt man bereits den Rahmen einer bloßen Subjekt-Objekt-Dialektik, in der die ganze abendländische Philosophie mit Ausnahme der dialogischen Denker wie Friedrich Heinrich Jacobi als Zeitgenosse Kants und Fichtes sowie in unserem Jahrhundert Martin Buber sich bewegte. Dieser wichtige Dialogiker war jedoch nicht imstande, seine wichtige Grundunterscheidung mit der transzendentalphilosophisch geprägten akademischen Philosophie in diskutierbare Beziehun zu setzen:

> »Die Welt ist dem Menschen zwiespältig nach der Zwiefalt der **Grundworte**, die er sprechen kann. Die Grundworte sind nicht Einzelworte, sondern Wortpaare. Das eine Grundwort ist das Wortpaar **Ich-Du.** Das andere Grundwort ist das Wortpaar **Ich-Es**; wobei, ohne Änderung des Grundwortes, für Es auch eins der Worte Er und Sie eintreten kann. Somit ist auch das Ich des Menschen zwiefältig. Denn das Ich des Grundworts Ich-Du ist ein andres als das des Grundworts Ich-Es. (…) Wer Du spricht, hat kein Etwas zum Gegenstand. Denn wo etwas ist, ist anderes Etwas, jedes Es grenzt an andere Es. Es ist nur dadurch, daß es an andere grenzt. Wo aber Du gesprochen wird, ist kein Etwas. Du grenzt nicht« (M. Buber, Anfang von *Ich und Du*).

Um die Bedeutung und Tragweite solcher Sätze zu erfassen – und zwar zur logischen Seite hin bedeutend mehr als Buber selbst –, müßte man sie im Vergleich mit der Hegelschen *Wissenschaft der Logik* diskutieren. Denn Hegel beginnt gerade bei »Sein« und »Etwas« als der allgemeinsten Gegenständlichkeit, um von da aus stufenweise zu konkreten Gedanken von Gegenständlichkeit zu gelangen, und zwar durch das Prinzip der (jeweils zweifachen und dadurch

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 127

bestimmten) Negation. Hegel kennzeichnet das Gegenständliche als das logisch Negative für das Fürsichsein des Denkens und der Freiheit. Das Andere, Gegenständliche, bedeutet ihm eine Negation des fürsichseienden Selbst, die durch dialektisches Denken, das heißt diese vorliegende Negativität mittels der »wundersamen Kraft des Verstandes«, nämlich seiner Negationskraft, abzuarbeiten ist. Seine ganze Dialektik besteht darin, durch fortgesetztes »bestimmtes« (doppeltes und nicht leeres) Negieren des wesentlich negativen Anderen die Gegenstände zu begreifen. Welche theoretische Abarbeitung sich in der praktischen Tätigkeit fortsetzt. *Anderssein und Negativität sind für Hegel im Grunde dasselbe.*

In den sechziger Jahren gab es eine Grundlagendebatte zum Thema »Negativität und Andersheit«, ausgelöst durch ein Buch von Werner Flach, der vor allem den Neukantianer Heinrich Rickert mit seinem »heterothetischen Denkprinzip« zur Geltung bringt: Andersheit sei nicht als Negativität zu definieren, sie könne auch als andere Positivität verstanden werden. Worauf Richard Kroner aus einer hegelianischen Sicht geistreich erwiderte. Ich erlaube mir, zunächst meine eigene kurze Stellungnahme zu der Debatte von 1974 *(Die Logik der ›Phänomenologie des Geistes‹,* 523f) zu wiederholen, um von da aus ein paar hier notwendige Bemerkungen anzufügen:

> »Es wurde scharfsinnig eingewandt, Andersheit sei primär, habe Priorität vor der Negation. Wie läßt sich das entscheiden? Der Verfasser ist der Auffassung, daß es sich zunächst einmal nicht entscheiden läßt, solange man den Sinn einer nicht durch Negativität definierten und konstituierten, also einer *positiven Andersheit,* positiv anzugeben versäumt. Eine ursprünglich positive Andersheit in bezug auf das beisichseiende Begreifen und damit zugleich auf Freiheit kann aber primär nur beisichseiendes Begreifen und Freiheit selbst sein! Von daher stellt sich die fundamentale Streifrage anders, nämlich *nicht innerlogisch:* Muß Andersheit oder Negativität als primär gedacht werden? – was, so gefragt, unentscheidbar sein dürfte. Sondern *metalogisch:* besteht eine theoretisch faßbare und legitimierbare Notwendigkeit, Andersheit als ursprünglich positiv gegenüber dem Denken, somit als andere denkende Freiheit zu verstehen, somit neben negativer, d.h. gegenständlicher Andersheit ebenso ursprünglich unmittelbare freie Andersheit, eine positive Unmittelbarkeit anzusetzen?«

Die Rede von »positiver Andersheit« bedeutet in meinen Schriften zum Dialogischen über den hier eingeführten, nüchtern-logischen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 128

Sinn hinaus: Der personal Andere ist positive Ermöglichung meines Wirkenkönnens, Sprechenkönnens, von Freiheit zu Freiheit, und nicht primär Begrenzung. Auf solche Phänomenologie des Interpersonalen und ihre Konsequenzen möchte ich hier sowohl um der Kürze willen als auch um der Konzentration auf das streng Logisch-Kategoriale und der argumentativen Durchsichtigkeit willen verzichten.

Es steht nichts Geringeres zur Debatte als das **Grundverständnis einer philosophisch relevanten Logik**. Wenn im Angeführten eine »metalogische« Entscheidungsart für »logische« Grundlagenfragen wie der aufgeworfenen vertreten wurde, so stehe ich dazu nach wie vor, möchte den Begriff jedoch im Sinne des bisherigen Verständnisses von »transzendental-logisch« präzisieren: *Philosophisch unmittelbar relevant ist nur denkendes Umgehen mit solchen Gehalten, die notwendig in gegebenen Sinnvollzügen impliziert sind. Ja, nur solche Gehalte und deren Verbindungsgesetze gehören einer philosophisch verstandenen Logik an.*

Die einfache Begründung wurde früher schon gegeben: Philosophie muß aus einer ursprünglichen Einheit denken. Eine Vereinseitigung des Ansatzes im Sinne bloßer Gehaltbetrachtung ebenso wie bloßer Vollzugsbetrachtung (unter Vernachlässigung der dialektischen Gegensatz-Einheit von Vollzug und Gehalt) führt deshalb aus der Philosophie heraus. Eine auf willkürlichen formalen Axiomen errichtete Logik mag ein hochinteressantes Spiel nach Art von Computerspielen für Schüler sein. Eine Bedeutung für Wirklichkeitserkenntnis hat sie dann allenfalls noch als formales Hilfsmodell des Denkens. Andere Ansprüche würden auf logical fallacy beruhen: auf Trugschlüssen durch logizistische Blickverengung.

Die Frage, die sich folgerichtig aus dieser Grenzziehung von philosophischer Logik für unsere Frage nach der möglichen Differenzierung von Andersheit ergibt, lautet somit: Ist es nicht allein möglich, sondern sogar notwendig, das Andere des denkenden Subjekts ebenfalls als selbstreflektierte Instanz zu verstehen? An der *Möglichkeit* kann keiner zweifeln (und das würde schon für übliche logische Ansprüche genügen). Für die Einsicht der *Notwendigkeit* genügt es hier – um nicht in lange sinntheoretische Erörterungen über die Zusammengehörigkeit von Ich-Es und Ich-Du zu geraten –, an die

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 129

praktische Vollzugs- und Sinn-Erfahrung zu appellieren, die auch kein vernünftiger Mensch leugnen kann: daß beim Denken und Sprechen vielleicht immer, sicher meist, wenigstens stillschweigend-latent ein Angesprochener oder Mitdenkender oder Mithörer präsent ist. Eben für solchen Erfahrungsappell darf sich eine transzendental-logische Argumentation als meta-logische Fundierung von Kategorienlehre nicht zu schade sein – mag dies nun der »reinen« Kantischen Lehre widersprechen oder nicht. Kants Denkpraxis entspricht solches Vorgehen zweifellos.

Der scheinbar selbstverständliche Unterschied von personalen und sachhaften Bewußtseinsgehalten führte uns zu einer transzendentallogisch tiefgreifenden Unterscheidung von »positiver«, das heißt selbstreflektierter, und »negativer«, nicht-selbstreflektierter, sachhafter oder auch naturhafter Andersheit. Damit wurde bereits die Dichotomie, mit Hilfe einer dichotomischen »Hilfslinie« oder Hilfskonstruktion, wie sie der abstrakte Begriff der Andersheit darstellt, überwunden. Ist damit die Reihe ursprünglicher, aufeinander nicht rückführbarer Sinnelemente erschöpft?

d) Das vierte Element: Sinn-Medium

Beim ersten Umsehen nach grundlegenden Artunterschieden der Andersheit kamen oben auch »Ideen, Werte, gesellschaftlich mediale Gegebenheiten« zur Sprache. Martin Buber hat den Begriff des *Zwischen* in die philosophische Terminologie eingeführt, womit er den in der Begegnung zwischen Ich und Du sich ereignenden Sinnbestand meint. (Heidegger hielt es offenbar nicht für nötig, den jüdischen Denker zu nennen, als er in *Sein und Zeit* dieses Wort übernahm und umdeutete.) Der Begriff des Zwischen kann von der aktuellen Begegnung in der sogenannten Primärsphäre des Sozialen ausgeweitet werden auf den ganzen Bereich des »objektivierten Geistes«: die kulturell-gesellschaftliche Sinnwelt mit Sprache, gemeinsamen theoretischen sowie praktisch-normativen Anschauungen, institutionellen Handlungsmustern. Ich verweise für die sozialphilosophische Seite dieses Begriffs auf andere Schriften wie zuletzt *Revolution der Demokratie*, wo die soziale und »existentielle« Bedeutung sowohl des Zwischen wie des allgemeineren »Sinn-Mediums« dargelegt ist,

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 130

um mich hier einigermaßen strikt an die transzendentallogische Essenz zu halten.

Für alle soeben erwähnten Formen gesellschaftlicher Medien mag die *Sprache* als die wichtigste und uns allen vertrauteste stehen. Sie als eine mediale Gegebenheit anzusprechen, ist Sache phänomenologisch unbefangener *Deskription.* Es wäre Unfug, sie mit dem konkreten Du, dessen Äußerung sie ursprünglich ist, oder gar mit der Dingwelt ineins setzen zu wollen. Schon oben wurde betont, daß Hinweis und Beschreibung in aller Philosophie der erste Schritt sein müssen, allem Beweisen vorweg, auch vor aller transzendentalen *Explikation,* das heißt Rückfrage nach den Bedingungen der Möglichkeit in Gegebenem.

Beide Schritte, der *transzendental-phänomenologische* wie der im engeren Sinn transzendentale oder *transzendental-explikative* Schritt, sind nun beim medialen Sinn-Element bewußter zu vollziehen als zuvor – weil diese medialen Wirklichkeiten unsichtbar und gewöhnlich unthematisch sind. Schon ihre phänomenologische Wahrnehmung erfordert eine Art von ausdrücklicher Reflexion für ein Bewußtsein, das normalerweise sachlichen Gegebenheiten und Personen zugewandt ist. So wird das Hauptmedium unseres Kontaktes mit anderen Personen, die Sprache, normalerweise nicht als soziale Wirklichkeit eigener Art wahrgenommen, steht jedoch als solche außer Frage, sobald wir uns, auf den Kommunikationsvollzug reflektierend, besinnen.

Die Sprache jedoch wegen dieser ihrer medialen Unersetzlichkeit zum Inbegriff der Welt überhaupt machen zu wollen, ist der größte sprachphilosophische Irrtum des verflossenen Jahrhunderts. Diese Art scheinbarer Wertschätzung der Sprache verhindert gerade ihre rekonstruktive Analyse von den grundlegenden Bewußtseinsstrukturen her. Auch wenn Kant in Bezug auf Sprache eine Schwachstelle hatte: Im Hinblick auf diese falschen Sprachvergötterer, die Sprache zum Inbegriff des menschlichen Bewußtseinsraumes erklären, ohne dabei wenigstens zu einer systematisch-kategorialen Sprachtheorie zu finden, dreht er sich permanent im Grabe herum.

Was hat das mit unserer Frage nach Kategorien als Vermittlungsformen von Selbstbewußtsein und Andersheit zu tun? Offenbar sehr viel: Im Namen von Sprache wurde das kategorial-logische

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 131

Programm Kants aufgegeben, ja verraten – obwohl Kants Kategorien als sprachlogische interpretiert werden können, wollen und müssen.

An dieser Stelle geht es zunächst darum, daß das Medium Sprache selbst »Vermittlungsform« und *zugleich* – als vorausgesetztes Sprach-System (langue) – eine eigene Art von Andersheit darstellt. Bei Kant etwa sind die Urteilsformen, die engstens mit den Kategorien zusammenhängen, solche der sprachlichen Prädikation. Wir können die Sprache aufgrund ihrer merkwürdigen *Doppelheit, Medium und selbst Andersheit gegenüber dem Subjekt oder Selbst zu sein,* um so weniger außer Betracht lassen.

Was aber an der Sprache und anderen kulturellen Medien ist *ursprüngliche* Andersheit? Wird nicht das meiste, eben als Kulturelles, selbst erst geschichtlich hervorgebracht? Es versteht sich, daß das Kulturabhängige und Aposteriorische als solches für unsere Suche nach grundlegenden Reflexionsstrukturen nicht in Betracht kommt. Wir haben alles Interesse, hinter die kulturellen Einzelsprachen zurück auf grundlegendere Sinnstrukturen zu gehen und die Einsperrung in einen Lingua-Käfig (die faktische Sprache als angeblich nicht überschreitbarer Raum und Horizont alles Denkens) zu vermeiden. Solche Selbsteinsperrung in den Lingua-Käfig wurde zur masochistischen Philosophenmode, die mit der immer noch herrschenden historistischen Grundströmung der letzten hundert Jahre zusammenhängt, diesem Jagen und Sammeln einstmals lebendiger Gedanken zur Vermeidung selbstverantworteten Denkens.

Der Historismus stellt zumindest dies sicher: bestimmte eingeborene Ideen als fertige und unveränderliche Gehalte konnten nicht übereinstimmend ausgemacht werden. Wenn leitende Ideen anerkannt werden können, dann in der Art von Vollzugsimplikaten, Bedingungen der Möglichkeit von Denkhandlungen im Sinne Kants. Von daher komme ich zu der Frage: *Was sind die Bedingungen der Möglichkeit für die aposteriorische, kulturell bedingte Setzung von medialen Realitäten wie zum Beispiel einer bestimmten historisch gewachsenen Sprache?*

Die Frage kann – gerechnet an Kants Denken – auch so gestellt werden: Was ist das Unbedingte oder Notwendige in aller kulturell bedingten Setzung von medialen Gehalten? Was ist überhaupt die Bedingung der Möglichkeit dafür, daß da in sprachlichen Vollzügen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 132

wie Urteilen unbedingter Anspruch oder in Fragen unbegrenzter Ausgriff erfolgt? Was ist der Inbegriff aller möglichen Bedingungen für den Anspruch und die Unbegrenztheit solcher gehalt-setzender Sprachvollzüge?

Wir können darauf antworten: *Die unbedingte Bedingung für alle kulturelle Gehalt-Setzung ist Gehalt-überhaupt – der »unbedingte Horizont« menschlicher Bewußtseinsvollzüge,* ***der Alles-Gedanke****, wie ich ihn nennen möchte. In ihm erkennen wir die Bedingung a priori für alle Gehalt-Setzung a posteriori durch selbstreflektierte Wesen,* besonders wenn diese Setzungen mit Anspruch auf Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit verbunden sind.

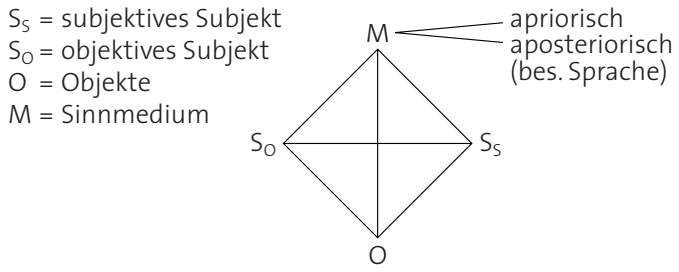
Diese *je-subjektive Bedingung* der Möglichkeit für unbegrenzte Offenheit und Notwendigkeit müßte zudem eine von vornherein allen Subjekten gemeinsame sein, wenn je der Aufbau von Gemeinsamkeit von Gehalten zwischen solchen Subjekten möglich sein soll. Aus diesem Grund nenne ich diesen Gedanken nicht bloß »*Horizont*«, wie schon Kant selbst (B 686.787) und in seinem Gefolge der Neukantianismus, Husserl sowie die hermeneutische Philosophie unseres Jahrhunderts, sondern *Medium.* In dieser Bezeichnung kommt die Intersubjektivität des Mediums oder dieses als Bedingung der Möglichkeit für alle zwischenmenschliche Intersubjektivität zum Ausdruck. Es ist **die vorausgesetzte Gemeinsamkeit von Sinn, die aller gemeinsamen Sinnsetzung bereits zugrundeliegen muß**. Alle Sinngehalt-Setzung ist von dieser Voraussetzung abhängig. Der Alles-Gedanke stellt das scheinbar selbst gehaltlose Reservoir für alle Gehaltsetzung dar, vergleichbar dem farblosen Licht, das alle Farben der Dinge bereits in sich enthält.

Kurz, es ist dieser eine Gedanke und Grundgehalt, der (zumindest, vielleicht aber allein) die mediale Andersheit apriori ausmacht. Für die Elemente dieser Analyse kann ich mich auf einen gewissen Konsens der zeitgenössischen Philosophie im Gefolge Kants stützen – auch wenn der Begriff des Sinn-Mediums ungewohnt ist.

In ontologischem Zusammenhang würde ich darauf insistieren, daß er den vormaligen Seinsbegriff als Inbegriff der Einheit des Denkens ablösen muß – wenn die transzendentale Wende Kants mitvollzogen und nicht rückgängig gemacht werden soll. Statt eines »Umgreifenden« (Karl Jaspers) namens »Sein« wäre auch ontologisch

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 133

von folgendem *Relationsgefüge* auszugehen, das uns hier freilich einzig wegen der Kategorienfrage interessiert:



Figur 2: Das Gefüge der vier Sinnelemente

In früheren Darlegungen (*Mskr.*1975, *Handlungstheorie* 1980, 35f) habe ich »unverfügbare logische Strukturen« außer der Sinnoffenheit-überhaupt als Argument für den Charakter des Sinnmediums als Sinn-Element neben den bisher behandelten angeführt. Inzwischen neige ich zu der Auffassung, daß alle logischen Strukturen, auch die der Denkgesetze von Identität, zu vermeidendem Widerspruch usw., streng als Handlungsstrukturen zu fassen sind – was später sichtbar werden soll; daß die Sinnoffenheit-überhaupt und der ihr korrespondierende Gehalt »Alles« den Element-Charakter des Mediums allein und ausreichend begründet. Sofern man das Medium allerdings ontologisch und somit in sich als eine Einheit von Gehalt und Vollzug (Aktualität) versteht, kann man in ihm auch schon die gesuchten Reflexions- und Vermittlungsfunktionen (Kategorien) als Vollzugsfiguren »präexistent« begründet sehen. Doch solche ontologische Sicht ist für eine Grundlegung von Kategorienlogik nicht erforderlich.

e) Die Reflexionsstufen der Vermittlung von Selbst und Andersheit (der interpersonale Entdeckungs- und Begründungszusammenhang)

Doch möchte ich einen anderen, anschaulicheren Weg gehen, um anschließend den Bezug zur Vierfachheit der Sinnelemente herzustellen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 134

Um nämlich die Frage der reflexiven Vermittlung zwischen Selbst und Anderem, Kantisch: zwischen dem reinen »Ich denke« und dem Bewußtsein des Gegenstandes, Hegelisch: zwischen Selbstbewußtsein und Bewußtsein weiterzuführen, also für die Frage nach den *Formen dieser Vermittlung oder den Reflexionsstrukturen,* genügt es, zunächst von zwei Polen oder Elementen auszugehen. Dies aber unter einer Voraussetzung: beide müssen selbstreflexiv sein. Das Subjekt-Objekt-Verhältnis im üblichen und engeren Sinn ist nicht geeignet für die Klärung der Reflexionsstrukturen – eben weil nur eine reflektierende Instanz da ist und nicht abzusehen ist, wodurch eine andere Struktur als die einer potentiell unendlichen Wiederholung (Iteration) ein und derselben Reflexionsbewegung zustande kommen soll.

Das Problem sei verdeutlicht an folgendem Gedankengang eines im übrigen hervorragenden Transzendentalphilosophen des 20. Jahrhunderts, Hans Wagner, in seinem Werk *Philosophie und Reflexion*. Wagner unterscheidet dabei allerdings nicht unsere nachträglich-ausdrückliche von der begleitend-gelebten Reflexion. Unausdrücklich sollen ihm die Strukturen der ersteren, des philosophischen Nachdenkens, Aufschluß über die innere, gelebte Reflexionsstruktur des Bewußtsein geben. Er geht aus von dem Problem, ob man beim Nachdenken nicht die Reflexionsakte bis ins Unendliche vermehren könnte, ohne je zu einem Abschluß und somit zu irgendeinem bestimmten Anfang zu kommen – eine in der Tat schwindelerregende Vorstellung, die wohl so manche Nachdenker veranlaßt haben mag, diese gefährliche Beschäftigung gleich aufzugeben und sich dem Dogmatismus oder der Skepsis zu übergeben. Wagner will nun diesem Reflexions-Schwindel auf folgende Weise Einhalt gebieten:

> »Nur drei verschiedene Reflexionsakte können eben inhaltlich sinnvoll und theoretisch relevant, weil in Struktur und Gesetzlichkeit unterscheidbar, sein: die Reflexion auf einen gegenstandsbezogenen Akt; die Reflexion auf einen Akt, der selbst Reflexionsakt auf einen gegenstandsbezogenen Akt ist; die Reflexion auf einen Akt, der selbst Reflexionsakt ist, sich aber auch bloß mehr auf einen Reflexionsakt richtet. Vom vierten Reflexionsschritt aber kann kein neuer Typus von Reflexionsakt mehr auftreten. Will man a tout prix weiterreflektieren, so lassen sich die Schritte höchstensfalls noch numerisch unterscheiden, innerlich sind sie voneinander notwendig ununterscheidbar, das Unternehmen ist also im Vollverstand des Wortes sinnlos« (a.a.O. 41).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 135

Die Drohung mit Sinnlosigkeit bringt aber noch keinen Sinn in den Abbruch noch eine Bestimmtheit in die »sinnvollen« ersten Reflexionsschritte noch kann sie als Argument dafür gelten, daß bei jeder neuen Reflexionswendung wieder ein neuer Aspekt auftauchte – das Weitermachen also ausschließlich Wiederholung wäre. Und ist das Haltmachen gerade beim vierten Reflexionsschritt (der Einsicht in die möglicherweise sinnlose Endlosigkeit des Weiterreflektierens) nicht willkürlich, nur in der Art der sprachlichen Darstellung begründet? Und nochmals: über »Struktur und Gesetzlichkeit« der einzelnen Reflexionsstufen befragt man Wagners (im übrigen reichhaltiges) Buch vergeblich.

Dieses Scheitern seines eigentlich in die Richtung einer Lösung weisenden Grundgedankens hat seinen Grund in der Einseitigkeit der Reflexionsinstanz, damit im einseitig-monologischen Gegenstandsdenken, das jahrtausendalte Tradition in der abendländischen Philosophiegeschichte hat. (Vielleicht seit dem Abbruch des platonischen Denkens im Dialog durch den Mono-Logiker Aristoteles?)

Auch ohne die *Notwendigkeit* personaler Andersheit für menschliches Selbstbewußtsein hier vorauszusetzen, ist uns aus der Aufstellung der Sinnelemente klar, daß sie nicht bloß etwas fürs Herz bringt, sondern durchaus Neues für den Kopf: eine transzendental-logisch bedeutsame Alternative von Andersheit. Versuchen wir nun einmal durchzuspielen, ob es eine klarer begrenzte und strukturierte Stufenfolge von Reflexionsschritten gibt, indem wir zwei Reflexionsinstanzen in die Betrachtung einbeziehen. Später soll sich der Blick auf das Miteinander aller Sinnelemente erweitern.

Ich wiederhole hier das Denk-Modell des Aneinanderdenkens von zwei Menschen, das ich seit 1975 in verschiedenen Varianten vorgebracht habe, in logischer Kargheit. Philosophieprofessoren, denen das Auftreten von Personen mitten in einem transzendentallogischen Gedankengang zu unrein wirkt, mögen vielleicht ein Forschungsprojekt starten, wie man die transzendentale Logik vom Begriff einer personalen, d.h. voll selbstbezüglichen Instanz ebenso rein halten kann wie in der formalen Logik.

1. Stufe: Eine Person denkt an eine andere, bezieht sich also **einseitig intentional** auf diese, ohne daß die andere davon weiß. Die andere

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 136

Person kann dasselbe tun, ohne daß sich die jeweils monologische Reflexionsstruktur ändert.

$$P_1 \longrightarrow P_2$$

Figur 3: einseitige Intentionalität

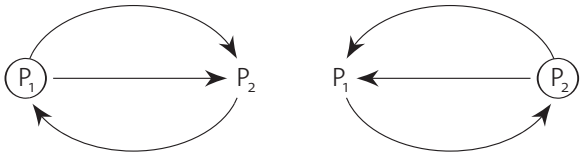
Eine Reflexionsstruktur liegt auch auf dieser Stufe schon vor, sofern überhaupt Selbstbewußtsein, ja Einheit von Selbstbewußtsein und Fremdbewußtsein gegeben sind. Wir müssen uns aber an das Explizite halten, um durch die anstehende Betrachtung einer ausdrücklichen, aber gelebten, praktischen Reflexion die impliziten, das heißt immer schon »unbewußt« vollzogenen, Bewußtseinsstrukturen aufzuhellen. Zunächst gilt uns das Bewußtsein der einzelnen als »black box«, an der uns nur die ausdrückliche Reflexionsleistung und deren Struktur interessiert. Deren Leistungen werden Rückschlüsse auf ihre interne »Bauart« zulassen.

Der Ausdruck »unbewußt« für das implizite Bewußtsein fiel hier nicht von ungefähr: Es besteht eine innere Verwandtschaft zwischen dem psychoanalytischen des Unbewußten und seiner Erhellung durch »analytische« Arbeit zu diesem impliziten Bewußtsein, das durch transzendentale Analyse, d.h. Rückfrage nach den Bedingungen der Möglichkeit durch ausdrückliche Konstruktion dieser Bedingungen, in seinen unbewußten Strukturen erschlossen werden kann. Das Unbewußte ist, zumindest in diesem Sinn und wo immer es nichts bloß Physisches ist, paradoxerweise eine Bewußtseinsform! (Vgl. J. Heinrichs/R. Kaus, *Wandlungen des Unbewußten. Gedanken zu O. Marquards Werk »Transzendentalphilosophie – Romantische Naturphilosophie – Deutscher Idealismus«,* 1989*).*

2. Stufe: Eine Person weiß von den Gedanken der anderen: einseitige Einbeziehung der Intentionalität (der Gedanken) des anderen oder **einseitig-einfache Reflexion** oder **Wissenswissen**. Zum Beispiel kann eine dritte Person verraten: »Dieser Mensch denkt stets zu einer bestimmten Zeit oder gar beständig an dich.« – Auch hier kann wiederum faktische Symmetrie vorliegen, indem die andere Person eben-

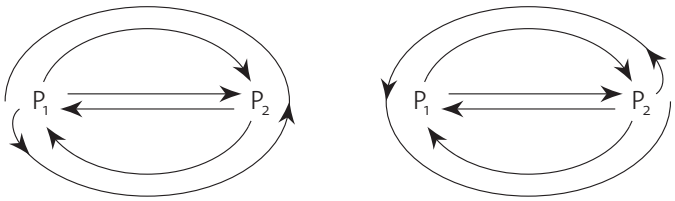
inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 137

soviel weiß (z.B. auch vermittelt durch einen Dritten), ohne aber vom Wissenswissen der anderen Person zu wissen.



Figur 4: je einseitig reflektierte Intentionalität

3. Stufe: Nun wisse die eine Person vom Wissen der anderen über ihr An-sie-denken. (Der Dritte braucht nur zu sagen: Der/die weiß, daß du weißt, dass er/sie zu einer bestimmten Zeit oder stets an ihn/sie denkt.) Das ist also schon ein **Wissen vom Wissenswissen,** also **ein doppelt interpersonal reflektiertes** Wissen.



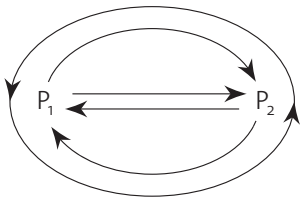
Figur 5: gegenläufig jeweils doppelt reflektierte Intentionalität

Auch diese Struktur des Wissens vom Wissen des anderen über das eigene Wissen kann wieder einseitig oder aber beiderseitig-symmetrisch sein. Die Struktur ändert sich durch diese faktische Symmetrie oder Asymmetrie nicht. Was beide noch nicht haben, ist das Wissen (vom Wissen vom Wissenswissen) vom jeweils Anderen oder die Gemeinsamkeit dieses gestuften Wissens.

Es ist entscheidend wichtig, die interpersonale Gestuftheit dieses Wissens zu erkennen, im Unterschied zu einer bloßen monologischen oder auch interpersonal abwechselnden (alternierenden) Wissenskette: Wissen vom Wissen vom Wissen usw. *ad infinitum*. Allein die qualitative Stufung der Reflexion führt nun zu einem Abschluss.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 138

4. Stufe: **Gemeinsamkeit des interpersonalen Wissens** voneinander liegt erst da vor, wo jede Person zugleich vom Wissen der anderen über das eigene Wissen von ihrem Wissen weiß: Dies geschieht am gewählten Beispiel des Denkens-an, indem die beiden Partner endlich direkten Kontakt aufnehmen und z.B. eine Zeit des gegenseitigen Aneinanderdenkens verabreden, also damit eine gemeinsame Verhaltensnorm setzen: In solch einer verabredeten Norm befestigt sich die **voll reflektierte Gemeinsamkeit** und vermittelte Einheit der jeweiligen Reflexionen: Jede Seite weiß vom Wissen der anderen über ihr eigenes Wissen, und die ins Unendliche zu gehen scheinende Kette wird beendet durch die Setzung einer Gemeinsamkeit, welche einen neuen, und zwar abschließenden Reflexionsschritt darstellt.

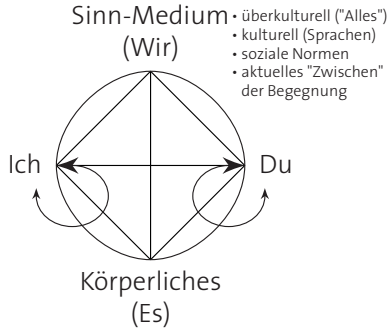


Figur 6: gemeinsam gegenläufig doppelt reflektierte Intentionalität

Diese Gemeinsamkeit der interpersonalen Reflexion stellt sowohl für die Beteiligten wie für uns als Beobachter einen einsichtigen, nicht mehr überbietbaren Abschluß dar. Es kann *strukturell* nichts anderes mehr kommen, wohl *inhaltlich* kann dieselbe Strukturfolge stets neu durchlaufen werden, indem neue Inhalte (als Erwartungen, Wünsche usw.) in die interpersonale Reflexionsbewegung einbezogen werden. Die obige Figur ist sachlich identisch mit dem ursprünglichen Schema der Sinnelemente (Figur 1), weil natürlich der Bezug auf sachliche Gehalte (O) und auf das gemeinsame Sinn-Medium der Sprache und ihrer tieferen, übersprachlichen Voraussetzungen (M) zur interpersonalen Reflexion dazugehört. Nur wurde im vorhergehenden Gedankengang von den anderen Sinnelementen abstrahiert.

Fügen wir sie jetzt hinzu, indem wir zugleich das Sinnmedium M weiter aufgliedern, ohne daß diese Stufung hier näher diskutiert zu werden braucht.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 139



Figur 7: der strukturell zum Abschluß gekommene Reflexionskreis

Im Zusammenhang dieser Kant-Arbeit sei lediglich angemerkt, daß es auch eine »dialektische« Wechselbeziehung zwischen der soziokulturellen Ausformung des Mediums M und Objekten O gibt. Objekte erscheinen grundsätzlich in einem kulturell geprägten Sinn, wie sie auch umgekehrt von Anfang an die soziale Gemeinsamkeit mitbegründen und prägen: Für das individuelle Gegenstand-Haben ist der gemeinsame Bezug auf die Gegenstände wesentlich. Der Unterschied, den Kant zwischen Erscheinung und Ding-an-sich macht (vgl. bes. A 235-260/B 294-315), würde heute eine »kulturalistische« Interpretation erfordern: die Gegenstände erscheinen uns kultur- und sprachbedingt sehr verschieden. Wäre ihre rein physikalische Gegebenheit ihr »Ansichsein« zu nennen? Das allerdings zielte Kant mit dem Ausdruck »Noumena« für das eigentliche, uns unbekannte Ansichsein der Dinge im Unterschied zu ihnen als »Phänomena« kaum an. Doch kehren wir zu unserer Hauptsache zurück: zur Kategorienproblematik, mit der die soeben aufgezeigten Reflexionsstufen nicht nur etwas, sondern alles zu tun haben.

Diese soziale Reflexionsstruktur ist ebenso alltäglich wie unbeachtet. Sie wird in jedem persönlichen **Blickwechsel** vollzogen: Ich sehe den anderen (1), und zwar als mich sehenden (2), dabei aber als selbst von mir angeblickt sehend (3). Der Gegenseitigkeit des Blickens bewußt (4), nehmen wir jeweils zu dieser Gegenseitigkeit jeweils Stellung (4.1

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 140

rein sachlich, 4.2 zustimmend/ablehnend, 4.3 Gemeinsamkeit suchend, 4.4 den Blickwechsel asymmetrisch oder symmetrisch beendend – oder aber den Kreislauf auf Ebene 1 von vorne beginnend): Hier ist also weitere Untergliederung der Abschluss-Ebene möglich. Entweder läßt man es, wie im flüchtigen, alltäglichen Gruß, bei dem blitzschnell Durchlaufenen bewenden oder es beginnt ein neuer, aufmerksamerer, bewussterer Zyklus der interpersonalen Reflexion. (Die Struktur des Blickes ist also bedeutend komplexer als bei Jean-Paul Sartre und erschöpft sich nicht in der Problematik der angeblich notwendigen gegenseitigen Vergegenständlichung.)

Es kann sich in diesem Rahmen von Kategorienlogik nicht darum handeln, diese Reflexionsstruktur des sozialen Miteinanders – meines Erachtens schlechthin *der* Baustoff und Bindestoff des Sozialen – in sozialphilosophische oder -psychologische Richtung weiterzuverfolgen. (Dies geschah 1976 in *Reflexion als soziales System*, Neuauflage in Vorbereitung, und bisher am konkretesten, im Hinblick auf die große Gesellschaft, in *Revolution der Demokratie*, 2003.)

Die **soziale Reflexion** im beschriebenen Sinne stellt in transzendentallogischer Hinsicht lediglich die **Emergenzstufe** (Stufe des phänomenalen Zutagetretens, der Offensichtlichkeit) und damit den Entdeckungszusammenhang für die ganz **allgemeine Reflexionsstufung** dar:

(1) unmittelbar-unreflektiertes Verhältnis

(2) einseitig-einfach reflektiertes Verhältnis

(3) gegenläufig-doppelt reflektiertes Verhältnis

(4) vermittelte Einheit der Reflexionen (formal gemeinsame Abschlußreflexion, die inhaltlich je verschieden ausfallen kann)

Unter der Voraussetzung zweier voll selbstreflexiver, aufeinanderbezogener Instanzen, also Personen, scheint mir diese Stufenfolge keiner Evidenz zu entbehren, sosehr es vielfältiger Auswertung und Erläuterung wert wäre. Das interpersonale Modell kann nicht nur als Entdeckungszusammenhang, sondern auch als *Begründungszusam-*

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 141

menhang für eine entscheidende Reflexionsstufung dienen. *Muß* es dies, gibt es keine andere Begründung?

Diese Frage möchte ich folgendermaßen beantworten: Wer fähig wäre, die Reflexionsstufung in völliger Abstraktion von Akten wie Denken, Verabredung, Normen usw. zu erfassen, bedürfte derer nicht – ein tautologischer Satz. Allerdings dürfte das ganz abstrakte Denken der Reflexionsebenen zweier aufeinander bezogener Instanzen des Selbstbezugs-im-Fremdbezug kaum möglich sein, ohne konkret Interpersonales dabei vorzustellen. Kennen wir doch in unserer Erfahrungswelt keine anderen (Selbst-)Reflexionsinstanzen als Menschen, und dieses Reflexionsgeschehen stellt von früh an unser »tägliches Brot« dar, auch wenn wir es gewöhnlich nicht zu analysieren vermögen. Daher ist die Möglichkeit der Abstraktion von der menschlichen Personvorstellung eher eine Vergewisserung über die logische Reinheit als von sachlicher Bedeutung.

Der traditionelle Formallogiker wird die Lebensnähe, die hier das Logische erreicht, von vornherein der logischen Unreinheit verdächtigen. Was Hegel »die leidenschaftlose Stille der nur denkenden Erkenntnis« (*Wissenschaft der Logik*, Vorrede zur zweiten Auflage) nannte, darf aber nicht mit lebensfremder Belanglosigkeit verwechselt werden, so als sei diese letztere das Gütesiegel des echt Logischen.

Will man die zustandegekommene Vierfachheit formeller, freier von personalen Assoziationen in ihrer Berechtigung und Vollständigkeit dartun, könnte man auf ein mathematisches Potenzierungsverhältnis zurückgreifen. Ist die *Multiplikation einer Zahl mit sich selbst* zur Quadratzahl nicht ein treffendes und unmittelbar einleuchtendes Bild für Selbstreflexion? Kein Wunder, daß wir für die Reflexionsstrukturen zweier Reflexionsinstanzen auf das Quadrat von zwei kommen. Und doch hätte diese formallogische Überlegung für sich allenfalls Plausibilität, keine Beweiskräftigkeit, da die Parallele zwischen mathematischer Potenzierung und Reflexion, die Abbildbarkeit der Selbstreflexion mehrerer, nein genau zweier einander reflektierender, selbstreflexiver Instanzen erst einmal sichergestellt werden muß. Dies kann jetzt zusätzlich als erwiesen gelten, und wir werden später sehen, ob uns die Potenzrechnung noch mehr philosophische Dienste erweisen kann.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 142

f) Ergänzendes zur Handlungs- und Subjekttheorie

Das Ergebnis dieser Betrachtungen lautet zunächst, daß die Reflexionsstufen in ihrer Vierfachheit mit derjenigen der Sinnelemente innerlich dergestalt korrespondieren, daß jeder Reflexionsstufe ein typisches Sinnelement zugeordnet werden kann, vielmehr innerlich zugeordnet ist, und umgekehrt: *daß jedes Sinnelement nur auf eine bestimmte Intentionalitätsweise, nämlich derjenigen der Reflexionsstufen, adäquat intendiert werden kann.*

Reflexionsstufe 1: Dominanz des *Gegenstandsbezugs*

- außerhalb des interpersonalen Verhältnisses als gegenständlich-physisches Handeln (so heißt die erste Handlungsgattung in der *Handlungstheorie*, Heinrichs 1980),
- innerhalb des interpersonalen Verhältnisses als sachliche Instrumentalisierung des Anderen, z.B. Behandeln einer Person als Patienten oder als Geschäftskunden).

Bei Habermas wird »instrumentales Handeln« nicht klar nach diesen beiden Bedeutungen unterschieden. Meist hat der Ausdruck bei ihm einen ethisch abwertenden Klang. Es geht hier jedoch zunächst um strukturelle, ethisch neutrale Unterscheidungen. Der ethische Gesichtspunkt tritt zum Strukturellen hinzu. Bei Kant wird dieser Zusammenhang einer Versachlichung des Anderen in einer Formulierung seines kategorischen Imperativ berührt:

> »Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest« (*Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, BA 66f).*

Kant hat auch hier sorgfältig formuliert und sich von einem ethischen Rigorismus, nach welchem der andere Mensch in keiner Hinsicht *auch* Mittel sein dürfte, fern gehalten. Im übrigen geht es uns hier nur um die Handlungs- und Bewußtseinsstruktur, nicht um Begründung des kategorischen Imperatives in dieser Formulierung.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 143

Reflexionstufe 2: Dominanz des *Subjektbezugs* oder Selbstbezugs,

- sei es im interpersonalen Verhältnis als strategische Einplanung des Verhaltens des Anderen für eigene Zwecke (durchaus zu unterscheiden von der harmloseren, unreflektierteren instrumentalen Behandlung),
- sei es außerhalb des interpersonalen Verhältnisses als Bezug des Subjekts auf sich selbst: in der *Handlungstheorie* das innersubjektive Handeln als der zweite Hauptstamm des Handelns, z.B. Entscheidungen und Vorentscheidungen.

Reflexionstufe 3: Dominanz der *kommunikativen Beziehung* im interpersonalen Verhältnis, wobei sinnvoll zu unterscheiden ist:

- aktuelle Interaktion
- habituelle oder imaginierte kommunikative Verhaltensweise

Reflexionsstufe 4: Dominanz des Medialen, der Normen, wiederum entweder

- unmittelbar in der interpersonalen Interaktion
- als subjektiver Habitus

Unser objektivierendes Bewußtsein der nachträglichen Reflexion tut sich schwer damit, diese **Intentionalitätsunterschiede** überhaupt zu sehen, viel mehr noch festzuhalten. *Zu sehr ist das Tagesbewußtsein in der zweiwertigen Subjekt-Objekt-Dualität befangen* – mag diese nun einem allgemein-menschlichen Alltagsbewußtsein oder bloß einer häufigen Ausprägung oder einer epochalen, kulturellen Stufe desselben, dem durch abendländische Rationalität geprägten Bewußtsein, zuzurechnen sein.

Einige logische Folgerungen, die sich daraus ergeben, daß der Subjekt-Objekt Dualismus viel zu eng ist, z.B. die eingeschränkte Geltung des Nicht-Widerspruchsprinzips, habe ich bereits in einer früheren Schrift unter Verweis auf die Arbeiten von Gotthard Günther gezogen (*Reflexion als soziales System*, § 5, jetzt *Logik des Sozialen,* Kap. 5); teils kommen wir darauf bei der Sichtung der sprachlichen Kategorien zu sprechen. Hier soll lediglich eine kurze subjekttheoretische Auswertung des Aufgezeigten für die Frage nach Einheit von Selbstbewußtsein und Gegenstandsbewußtsein gezogen werden. Es wurde oben

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 144

gezeigt, daß bei Kant diese Frage gestellt wird, insbesondere unter dem Titel der ursprünglich synthetischen und der objektiven Einheit der Apperzeption (III 2 c). Kant verweist auf jene ursprüngliche Synthesis als auf den »höchsten Punkt«, bringt aber kaum Licht in die Frage, wie solche Einheit möglich ist.

Meine Antwort und Behauptung geht nach dem Gesagten dahin, *daß eine Einheit von Selbstbezug-im-Fremdbezug oder Selbstbewußtsein-in-Fremdbewußtsein nur im Durchlaufen der aufgezeigten Reflexionsstufen erreicht werden kann,* und hierin liegt zugleich ein Aufweis für die *strukturelle Notwendigkeit von Intersubjektivität als Bedingung der Möglichkeit für Subjekt-Objekt-Beziehung,* jenseits aller entwicklungspsychologischen Erwägungen. (In dieselbe Richtung dachte bereits J. G. Fichte, ohne daß ich seine diesbezüglichen Gedankengänge zureichend finden kann. Vgl. dazu v. Verf. *Fichte, Hegel und der Dialog.*)

Die Frage lautet, in nötiger Schärfe gestellt: *Wie kann der Bezug auf anderes zugleich Selbstbezug sein?* Denn nur unter dieser Bedingung kann ein Selbstbewußtsein Vorstellungen von anderem als die seinen haben – ein, wie Kant sagt, analytischer Satz:

> »Die **synthetische Einheit** des Bewußtseins ist also eine objektive Bedingung aller Erkenntnis. (…) Dieser letztere Satz ist, wie gesagt, selbst **analytisch**, ob er zwar die synthetische Einheit zur Bedingung der Möglichkeit alles Denkens macht; denn er sagt nichts weiter, als, daß alle *meine* Vorstellungen in irgendeiner gegebenen Anschauung unter der **Bedingung** stehen müssen, unter der ich sie allein als *meine* Vorstellungen zu dem **identischen Selbst** rechnen, und also, als in einer Apperzeption synthetisch verbunden, durch den allgemeinen Ausdruck Ich denke zusammenfassen kann« (B 138).

Unabhängig von allen beliebten Wortklaubereien um synthetische und analytische Sätze (diese Unterscheidung macht ja nur Sinn unter Voraussetzung eines schon vorgegebenen, anerkannten Begriffssystems): Kant war sich des *Problems* der Einheit von Selbst- und Gegenstandsbewußtsein in aller Schärfe bewußt. Für eine Antwort aber müssen wir noch weiter ausholen als er, der weder das Intersubjektivitäts- noch das Reflexionsproblem dafür meinte einbeziehen zu müssen. Ich versuche sie in aller Knappheit:

Der Bezug auf Objekte (Intentionalitätsstufe 1) kann nur dann zugleich Bezug auf mich selbst sein (2), wenn diese Andersheit grundsätzlich

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 145

solcherart ist (bzw. in solcher aufgehoben ist), daß sich ein personal Anderer seinerseits auf mich bezieht (3) und darin seinen eigenen Selbstbezug hat (2), und zwar als einen mit mir gemeinsam gewußten (4), einschließlich der Objekte (1). ***Letztlich nur vermittelst der medialen Gemeinsamkeit kann der Fremdbezug als solcher zugleich Selbstbezug sein.***

Besonders für den ersten dieser Sätze möchte ich mich bei solchen Lesern entschuldigen, die ihn nicht verstehen oder ihn für unnötig kompliziert halten. Er stellt jedoch in seiner Knappheit den Versuch einer sprachlichen Nachbildung der ständig gelebten reflexiven Synthese, des sich durch und an Andersheit selbst findenden, mit sich selbst zusammenschließenden Selbstbewußtseins dar. Es mag zu denken geben, daß der Selbstbezug als formales »Ich denke« (2) nur eine Stufe, und nicht die höchste, des subjektiven Einheitsvollzuges darstellt: Menschliche Subjektivität übersteigt sich selbst im synthetischen Zusammenschluß. Vor allem das Sinnmedium ist ihm innerlicher als es selbst (eine dialektisch-tiefgründige Formulierung des Augustinus von Hippo über Gott: *interior intimo meo*). Doch solche Betrachtungen führen in Anthropologie und sogar in eine mit dieser verbundene Theologie hinein, während das Subjekt uns in diesem Rahmen nur als Vollzugsinstanz und Quelle von logisch-kategorialen Konstanten interessiert.

g) Ausblick auf die Theorie der Erkenntnisvermögen und weiteres Vorgehen

Wir können uns darauf gefaßt machen, daß die aufgewiesene Vierfachheit, sei es die der Sinnelemente als *Relata* (Beziehungspole), sei es die der Reflexionsstufen als *Relationen,* und beide sind Aspekte ein und derselben Vierfachheit, daß diese weitreichende Konsequenzen zeitigen wird. Nach der Seite des Subjekttheoretischen sei hier sogleich angefügt, daß sich von der *Auffassung des menschlichen Erkenntnisvermögens als eines gestuften Reflexionssystems* eine einfache und einheitliche *Vermögenslehre* ohne Anleihen bei der Psychologie entfalten lassen dürfte. Eine solche möchte ich hier wenigstens andeutungsweise umreißen und im nächsten Kapitel zusammen mit der Entwicklung von Kategorien als sprachlichen Vollzugsformen weiterführen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 146

Reflexion ist das eigentliche und einzige »Radikalvermögen« des menschlichen Bewußtseins. Von daher sind »andere« Vermögen als »nur« dessen Stufen und innere Ausgliederungen begreiflich zu machen.

Anders wird die Vermögenslehre als philosophische anachronistisch, weil von der empirischen Psychologie zu leisten. Vor allem das hat die an geheimnisvollen Vermögen des Gemütes herumdoktornde Kant-Scholastik bis heute nicht wahrgenommen.

Es wurde deutlich, daß der Kantische Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand, von Subjekt und Objekt usw. *(nicht* der tiefere von Spontaneität und Rezeptivität!) einer vierfachen Gleichursprünglichkeit Platz zu machen hat:

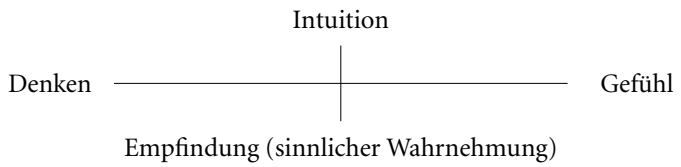
- das Vermögen der *Objektbeziehung,* das sich ohne Zweifel vielfach weiter in sich aufgliedern und stufen wird: *sinnliche Anschauung, einschließlich der körperlichen Selbst-Empfindung.*
- das Vermögen der Selbstreflexion und der damit verbundenen *Vollzugserfahrung:* das *Verstandes-Vermögen der Begriffe,* deren sinngebende Anschauung in (1), (2) oder (3) liegen kann;
- das Vermögen der *interpersonalen Sinnrezeption, -mitteilung und -teilhabe,* welche vorzügliche Erkenntnisquelle von Kant im systematischen Zusammenhang gänzlich ignoriert wurde;
- das Vermögen der *Ideen*, verbunden mit der Möglichkeit der *logisch-medialen Reflexion* auf logische Grundgesetze (wie die hier zu erforschenden).

Diese letztere Selbstthematisierung der Reflexion ist ja nicht einfachhin identisch mit der subjektiven Selbstreflexion, weil sie bereits Ideen – somit den Bereich des logisch-medialen, subjektunabhängigen Sinnes – einbezieht. Hiermit soll keinem unkritischen Ideen-Platonismus die Türen geöffnet sein, weil alle Ideen vermutlich als Abwandlungen des erörterten Alles-Gedankens zu verstehen sein werden, so z. B. die transzendentalen Ideen der Wahrheit und des Guten, des Schönen, der Gerechtigkeit und des Heiligen (vgl. dazu vorläufig die *Handlungstheorie* des Verfassers). Ich bezweifle, daß es irgendwelche logischen Gehalte oder Gesetze gibt, die nicht Abwandlungen des

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 147

Alles-Gedankes (also des Sinnmediums in seiner apriorischen Form) oder der Reflexionsfiguren selbst sind.

Welche Reichhaltigkeit der sprachlichen Kategorien (im engeren wie weiteren Sinn dieses Wortes) sich aus der bloßen Vierfachheit der Reflexion, der innersubjektiven wie intersubjektiven, also einer Verbindung von (2) und (3) ergibt, wird bald deutlich werden. Es ist in diesem begrenzten Rahmen einer produktiven Neuinterpretation von Kants Kategorienlehre keine ausführliche Erkenntnistheorie noch Sprachtheorie beabsichtigt. Allerdings liefert die grundlegende Reflexionsnatur der Erkenntnis in der hier vertretenen Sicht den Schlüssel für beides. Soviel dürfte aus der begründeten Hypothese der Gliederung der Erkenntnisvermögen deutlich werden. Diese müsste und kann mit der von C.G. Jung aus psychologischer Sicht gegebenen Vierheit der Erkenntnis von



in Einklang gebracht werden. (Vorläufige Hinweise dazu in *Ökologik,* 1997, 125-131, wo dieses Erkennen als ganzes als die erste Stufe einer Praxisfolge von Erkennen, Werten, Wollen, Handeln betrachtet wird.)

Zuvor sei nochmals ausdrücklich der Bezug zum 18. Jahrhundert, zu Kants Unternehmen, hergestellt. Ganz vorweg aber eine gewisse Entschuldigung bei Immanuel Kant: Seine Lehre von den Erkenntnisvermögen ist bei näherem Hinsehen gar nicht durchgängig dualistisch: außer der sinnlichen Erkenntnis (Thema der *Transzendentalen Ästhetik*) mit ihren Anteilen a priori (reine Raum- und Zeitanschauung) und a posteriori gibt es bei Kant – innerhalb des zweiten Teils, der *Transzendentalen Logik* – nicht nur den *Verstand* im engeren Sinn als Vermögen der Regeln und der Begriffe, sondern auch die *Einbildungskraft bzw. Urteilskraft*, die zwischen beiden »Stämmen« vermittelt. Insoweit bleibt der Philosoph noch im Rahmen des Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 148

Die *Vernunft* aber als Vermögen der Schlüsse sowie der Ideen, ist sie innerhalb des Dualismus noch unterzubringen, wenn man sie einmal vom Verstand im engeren als »Vermögen der Urteile« unterscheidet? Mir scheint nicht, und hier liegt – auch wenn die Vernunftideen für Kant im theoretischen Bereich nur regulative, keine konstitutive Erkenntnisbedeutung haben sollen – eine glückliche, aus der Sachnähe des Denkers herrührende, eigentlich »inkonsequente« Durchbrechung des Dualismus.

Im Grunde kennt Kant selbst eine Vierfachheit von Erkenntnisvermögen:

- Sinnliche Anschauung (mit Elementen a priori)
- Verstand (mit Elementen a posteriori)
- Urteilskraft (die Synthese von Apriori und Aposteriori)
- Vernunft (das Vermögen der Ideen,
  angeblich ohne eigene Erfahrungsbasis)

Dies korrespondiert nur teilweise mit den oben aus systematischer Betrachtung angeführten **Stufen des einen menschlichen Radikalvermögens**, aber es sprengt den üblicherweise von Kant selbst und seinen Interpreten betonten dualistischen Rahmen.

3. SYSTEMATISCHE RECHTFERTIGUNG VON KANTS REFLEXIONSBEGRIFFEN

Die »Titel aller Vergleichung und Unterscheidung«, wie Kant seine Begriffspaare der (leider nur) ausdrücklich-äußeren Reflexion nennt, verdienen noch einmal unsere besondere Aufmerksamkeit.

Wenn ich einen – sagen wir nicht mehr: den Kantischen – Dualismus als Grundlage für eine Theorie der Erkenntnisvermögen als klar unzureichend abgewiesen habe, dann möchte ich nun unverzüglich einen Aspekt nochmals betonen, unter dem dieser Dualismus verständlich ist und berechtigt bleibt: **die Doppelheit von Rezeptivität und Spontaneität** bzw. **von ursprünglicher Gegebenheit und reflektierender Verarbeitung**. Diese zieht sich aber **durch alle Erkenntnisvermögen**, das heißt durch alle Stufen des reflexiven Subjekt-Welt-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 149

Bezuges. Insofern das richtig und grundlegend wichtig bleibt, gebührt hier dem Königsberger nochmals eine Verbeugung. Der Fehler liegt allerdings darin, diese Grund-Dualität von Yin und Yang (wenn wir uns chinesisch verständigen wollen) zur Grundlage der *Hierarchie* von Erkenntnisvermögen zu machen und mit dieser zu verwechseln. Eine solche Hierarchie gibt es als Reflexionsstufung, und diese hat mit Herrschaft nichts zu tun (wohl mit Integration-durch-Differenzierung der Erkenntnisvermögen sowie aller Reflexions-Hierarchien).

Die Dualität von Rezeptivität und Spontaneität – ein ähnliches Urphänomen wie die von Vollzug und Gehalt! – zeigt sich auf allen Ebenen der Erkenntnis:

- als produktiv-reflexive Verarbeitung der sinnlichen Eindrücke für die Objekterkenntnis
- als Doppelheit von Erkennen und Erkanntwerden in der Selbstreflexion
- als Hören und Sprechen in der interpersonalen Sinnmitteilung
- als Voraussetzen und produktives Setzen (Gestalten) des Sinnmediums

Von daher erweist sich auch der Dualismus, der den Kantischen Reflexionsbegriffen als tiefster zugrundeliegt, gerechtfertigt: derjenige von *Form und Materie.* Denn die aufgeführten Doppelheiten stellen ja, gerade unter dem Gesichtswinkel »reflexive Verarbeitung«, nichts anderes dar als Abwandlungen dieser Form-Materie-Doppelheit. (In Hegels *Wissenschaft der Logik* findet sich eine Differenzierung von »Materie« und »Inhalt« in ihrer jeweiligen dialektischen Beziehung zur »Form«, auf welche Unterscheidung wir für diese erste Neusichtung der Kantischen Reflexionsbegriffe verzichten können.) Form und Materie sind geradezu die Titel der Selbstprüfung für eine *Reflexion, die sich als solche erfaßt hat* und zu unterscheiden sucht: was geht auf ihre eigene Aktivität zurück, was ist ihr vorgegeben, oder: was ist reflektierende Instanz, was Reflektiertes?

Damit haben wir bereits beim vierten der von Kant aufgestellten »Titel aller Vergleichung und Unterscheidung« angesetzt. Die Form-Materie-Unterscheidung beinhaltet den reflektiertesten Ausdruck des Dualismus von Spontaneität und Rezeptivität, lediglich einen ande-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 150

ren Aspekt desselben Dualismus, nämlich mehr von der Gehaltseite dasselbe erfassend, was »Spontaneität und Rezeptivität« von der Vollzugsseite her anvisieren. Legen wir nun den Gedanken der Reflexionsstufung zugrunde und durchlaufen wir die vorhergehenden Reflexionsbegriffe, dann erkennen wir für die vier Paare bei Kant folgenden Zusammenhang:

(1) Die Alternative von **Einerleiheit und Verschiedenheit** kennzeichnet die Reflexionsstruktur auf der Stufe des *einseitig-intentionalen Verhältnisses.* Das Intendierte wird »flächig« nebeneinander gesehen, ob es jeweils dasselbe ist oder nicht, also im Hinblick auf die primäre *Identifizierung,* sei es als Objekt oder als Begriff. – In unserem früheren Modell des Aneinanderdenkens: Denkt die eine Person an dieselbige andere, an die sie sich erinnert, oder an eine andere? Diese »objektive« Identifizierung, von der wir hier um der Anknüpfung an Kant und der Allgemeinheit unserer Aufgabenstellung willen so abstrakt sprechen müssen, hat durchaus große existentielle Bewandtnis.

(2)Die Alternative von **Einstimmung und Widerstreit** kennzeichnet die Reflexion auf das Verhältnis bereits identifizierter Reflexionsgegenstände, sei es *untereinander,* sei es *zur reflektierenden Instanz:* Stimmen diese Identitäten zusammen oder widerstreiten sie sich? Was die auf dieser Stufe fällige Selbst-Identifizierung des Subjekts angeht: Da das Subjekt immer schon »an sich« mit sich identisch ist, besteht die Feststellung von Einstimmung oder Widerstreit zu ihm nicht sosehr im objektiven Absprechen oder Zusprechen eines Prädikats als zu ihm gehörend (von Schizophrenie abgesehen – wo diese »objektive« Selbstidentifizierung gestört zu sein scheint), sondern in der *Wertung,* ob ihm etwas entspricht oder widerstreitet – der Ursprung, wie wir sehen werden, aller Werturteile. Wir befinden uns in jedem Fall auf der Stufe des einseitigen-einfach reflektierten Verhältnisses. – Etwas konkreter im ursprünglichen Gedankenmodell:

Wenn Person A an B denkt im Wissen von seinen Gedanken, liegt darin notwendig auch eine Stellungnahme, ja: diese reflektierte Intentionalität *ist* Stellungnahme. A freut sich über das Gedenken von B und wiegt sich im Bewußtsein einer »Überlegenheit«, die es allzugern bald loswerden und dem Anderen vergelten möchte – oder aber A findet dieses Gedenken unangenehm oder gefährlich, so daß es sein

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 151

Wissen taktisch nutzen will, um sich zu schützen oder dem anderen zu schaden. (Wie schon früher gesehen: Dieselbe Struktur kann ethisch positiv oder negativ gelebt werden.)

(3) Die Alternative von **Innerem und Äußerem** kennzeichnet die Reflexion auf Innerlichkeit oder Äußerlichkeit des Verhältnisses zwischen den Reflexionspartnern bzw. zwischen reflektierender und reflektierter Instanz. Ist deren Verhältnis und die damit gegebene Gemeinsamkeit eine bloß äußerlich gedachte oder eine innerliche? Was zum Beispiel in einem kommunikativen Verhältnis zwischen Menschen ist innere Gemeinsamkeit, was ist nur jeweils von den Beteiligten hinzugedacht?

In unserem früheren Beispiel: Weiß der andere von meinem Wissen von seinem Denken, so daß wir *innere* Gemeinsamkeit haben – oder ist mein Wissen von dem seinen bloß einseitig-subjektiv und daher *äußerlich,* weil eben nicht gemeinsam-innerlich reflektiert?

(4) Die Alternative von **Form und Materie** schließlich kennzeichnet, wie schon erläutert, die vollbewußte Reflexion auf den Unterschied zwischen reflektierendem Subjekt (Form) und reflektierter Sache (Materie).

Wieder im Modellbeispiel: Ist ein Inhalt (ein Wunsch, eine Erwartung) wiederum einseitig, so gut er für beide auch sein mag, *oder* gehört er der Gemeinsamkeit der gegenseitigen Erwartungen an wie die Verabredung über die gemeinsame Zeit des Aneinanderdenkens? Der nicht ganz leicht zu sehende Unterschied zu (3) liegt darin: Es handelt sich nicht mehr um die Frage, ob überhaupt eine innere Gemeinsamkeit da ist, sondern welche Materie von der Form der Gemeinsamkeit genau umfaßt wird. Es handelt sich wieder um eine Identifikationsfrage wie in (1), aber auf reflektierterem Niveau, und in der Tat schließt sich der Kreis mit seinem Anfang zu einer neuen Runde zusammen.

Selbstverständlich sind die sprachlichen Bezeichnungen der Reflexionsbegriffe und ihre Konnotationen traditionsabhängig, nicht aber die dadurch gekennzeichneten Reflexionsstrukturen. Das interpersonale Beispiel, das hier genommen wurde, legte sich von der früheren Herleitung der Reflexionsstufen her nahe. Es könnten jedoch unzählige andere Beispiele genommen werden – wo immer die reflexionsgestufte Struktur zu vermuten ist, also mindestens im Bereich der

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 152

gesamten Handlungswirklichkeit, der oft so genannten »menschlichen Dinge«. Wir werden dafür zahlreiche weitere Beispiele in Kapitel VIII. finden. Worauf es im Moment ankommt, ist dies:

Die Reflexionsbegriffe Kants enthüllen sich als die jeweils kennzeichnenden Fragealternativen der aufgezeigten Reflexionsstufen (Reflexionsstrukturen)! Die Reihenfolge, in der sie bei Kant stehen, ist die einer reflexiven Hierarchie, ganz im Sinne der hier vorgestellten Reflexionsstufen. Das heißt, nicht allein die Reflexionsthematik wird in ihnen ausdrücklich (wenn auch verspätet als äußere Reflexion), sondern auch die Stufung dieser Reflexionsbegriffe wird deutlicher sichtbar als in Urteils- und Kategorientafel – wo sie indessen auch schon implizit den einzigen Grund für die von Kant unabänderlich festgehaltene Reihenfolge der Kategoriengrupppen (Quantität, Qualität, Relation, Modalität) darstellen dürfte.

Das Verwunderlichste in Kants Text besteht aber darin, daß er die für seine Kategorienlehre grundlegende Bedeutung der »Titel aller Vergleichung und Unterscheidung« oder, genauer, die Bedeutung des Reflexionsthemas und der Reflexionsstufung nicht explizit erkannte, sondern dieses alles fast nur in jenem Anhang behandelte. Wir werden nämlich im folgenden sehen, daß nicht die Reflexionsbegriffe ihre Stringenz von der Urteils- und Kategorientafel her beziehen, wie Kant meinte (vgl. *Prolegomena* § 39), sondern eher umgekehrt oder vielmehr alle zusammen aus der Gemeinsamkeit der Reflexion oder »reflektierender Begriffe«. Und daß die abstrakteren und »sparsameren« Reflexionsbegriffe wegen ihrer größeren Allgemeinheit richtiger sind, während die Kategorientafel etwas korrigiert und vervollständigt werden muß.

Es geht, wohlgemerkt, nicht darum, daß die Reflexionsbegriffe wichtiger seien als die Kategorien, sondern daß in ihnen **der Erkenntnisschlüssel** liegt, worum es überhaupt geht in der gesamten sogenannten Kategorienlehre: um die Reflexionsstufen als »logische Konstanten« und deren unermessliche Folgen für die philosophische Erkenntnis.

Darüberhinaus bleibt ein **Rätsel**, das vielleicht anhand einer gründlicheren Durchsicht von Kants Nachlaß, als sie mir derzeit möglich und für unseren Zweck nötig ist, erhellt werden kann: **Wie konnte**

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 153

Kant von der Reflexionsstufung faktisch Gebrauch machen, ohne sie irgendwo ausdrücklich als solche zu thematisieren?

Ich erblicke in der aufgezeigten Hierarchie der Reflexionsstufen den eigentlichen und einzig angemessenen Beweis für Kants Grundlegung einer systematisch vollständigen Kategorienlehre. Im Hinblick auf die angedeuteten Korrekturen wäre es vereinfachend oder gar falsch zu sagen: den Beweis für die Vollständigkeit der Kantischen Urteils- und Kategorientafel. Mir scheint hier ein Musterbeispiel für eine jener genialen Grundintuitionen vorzuliegen, aus denen die wissenschaftlich-philosophische Rationalität lebt, ohne sich dieses ihres Lebensgrundes von vornherein oder jemals adäquat mit ihren diskursiven Methoden vergewissern zu können.

Philosophiegeschichtlich liegt das Erstaunliche darin: Daß die Entdeckungen eines Geistes wie Kant Jahrhunderte von akademischem Bildungsgeplänkel überleben müssen, und auf diese Ebene beschränkte sich der »Gebrauch« der Kategorien ganz und gar, um präzisere Fundierung und Auswertung zu erfahren. Manche Gedanken, ich meine weltverwandelnde, keine geschmäcklerischen Anmutungen, sind zunächst kaum wahrnehmbare Samenkörner, die manche Winter überstehen müssen.

Es liegt auf unserem Weg, dafür sogleich ein weiteres Beispiel anzuführen, das gleich alle großen Vertreter des deutschen Idealismus betrifft – jener nicht fürs Museum bestimmten Glanzzeit philosophischer Reflexion, deren sogenannten Zusammenbruch das Bildungsbürgertum zu feiern nicht müde wurde, bis die Bomben des *homo faber* und *homo politicus* solcher gelehrten oder ungelehrten Denkfaulheit ein Ende setzten.

4. AUSWERTUNG DER REFLEXIONSBEGRIFFE ALS »SYSTEMATISCHE TOPIK« DURCH DIE METHODE DIALEKTISCHER SUBSUMTION

Man gebe nicht die Schuld für besagten Zusammenbruch vitalen Köpfen wie Karl Marx. Dieser schrieb im Nachwort zur zweiten Auflage des *Kapitals* 1873, als Preußen gegen Frankreich segensreich gekriegt hatte und das Denken von weiten Kreisen an den soeben unfehlbar gewordenen Papst delegiert werden konnte:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 154

> »Die mystifizierende Seite der Hegelschen Dialektik habe ich vor beinah 30 Jahren, zu einer Zeit kritisiert, wo sie noch Tagesmode war. Aber grade als ich den ersten Band des ›Kapital‹ ausarbeitete, gefiel sich das verdrießliche, anmaßende und **mittelmäßige Epigonentum, welches jetzt im gebildeten Deutschland das große Wort führt**, darin, Hegel zu behandeln, wie der brave Moses Mendelssohn zu Lessings Zeit den Spinoza behandelt hat, nämlich als ›toten Hund‹. Ich bekannte mich daher offen als Schüler jenes großen Denkers und kokettierte sogar hier und da im Kapitel über die Werttheorie mit der ihm eigenen Ausdrucksweise. Die Mystifikation, welche die Dialektik in Hegels Händen erleidet, verhindert in keiner Weise, daß er ihre allgemeinen Bewegungsformen zuerst in umfassender und bewußter Weise dargestellt hat. (…) In ihrer mystifizierten Form ward die Dialektik deutsche Mode, weil sie das Bestehende zu verklären schien. In ihrer rationellen Gestalt ist sie dem Bürgertum und seinen doktrinären Wortführern ein Ärgernis und ein Greuel, weil sie … sich durch nichts imponieren läßt, ihrem Wesen nach kritisch und revolutionär ist.« Die Krise, so schließt Marx, »ist wieder im Anmarsch … und wird durch die Allseitigkeit ihres Schauplatzes, wie die Intensität ihrer Wirkung, selbst den Glückspilzen des neuen heiligen, preußisch-deutschen Reichs Dialektik einpauken.«

Ein schöngeistiger Leser mag befürchten, ich würde nun aus der früher zitierten »leidenschaftslosen Stille der nur denkenden Erkenntnis« (Hegel) nicht bloß in historische, sondern in politische Betrachtungen, gar marxistischer Prägung, abgleiten. Diese Befürchtungen sind unbegründet. Sie setzen wieder einmal voraus, die eigentliche, strenge Philosophie habe mit der politischen Wirklichkeit, mit der Gestaltung des Gemeinwesens, nichts zu tun. Das Gegenteil ist der Fall. Für die bloß private Sinnfindung wäre eine streng begriffliche Philosophie überflüssig. Die Kunst der Begriffe dient der Gemeinsamkeit des Denkens, also dem Gemeinwesen, oder sie dient niemandem.

Es geht darum, an einer entscheidenden Stelle systematischer Grundlegung unseren Gedanken in die philosophiegeschichtlichen, nein weltgeschichtlichen Zusammenhänge zu stellen, in die sie zutiefst hineingehören. Es geht um ein Bewußtsein dafür, daß in der Brunnenstube des Denkens die Welt vergiftet oder aber erfrischt und belebt wird. Dieses Verantwortungsbewußtsein geht den müden Skeptikern meist ab, gegen die schon Kant alle Kräfte anspannte.

Die Skepsis allerdings, was mit der bloßen Vierfachheit von Reflexionsstufen bzw. Reflexionsbegriffen denn erreicht und was damit anzufangen sei, würde auf mangelndem Sinn für logisch-systemati-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 155

sche Konsequenz beruhen, selbst wenn man noch keine bestimmte Auswertungsmethode wüßte. Jeder Naturwissenschaftler weiß, daß das Auffinden von Konstanten von entscheidender Bedeutung für seine Wissenschaft ist. In der Grundlagendisziplin der Geisteswissenschaften aber meint man weithin, über die Bemühung um logische Konstanten müde lächeln zu dürfen. Es gibt indessen auch eine innerlich folgerichtige Methode, das anfänglich gegebene, scheinbar dürre Gefüge von reflexionstheoretischen Grundbegriffen lebensnah und fruchtbar zu machen. Diese Methode hat zwei wesentliche Komponenten:

- phänomenologisch genaue *Anwendung* auf verschiedene Sachgebiete,

- *Potenzierung* der Grundbestimmungen mit sich selbst, jedoch nach Maßgabe der hinzugekommenen Sachprinzipien, also in einer rekonstruktiven (weder einseitig deduktiven noch induktiven Methode).

Als Hauptbeispiel werde ich im folgenden Kategorien-Kapitel die Sprache wählen, zumal ich dieses Thema in einem eigenen Buch systematisch durchgeführt habe, wenngleich – trotz der fast 500 Seiten – mit der dazu erforderlichen Knappheit für die Details dieses ganzheitlichen Reflexionssystems Sprache (*Reflexionstheoretische Semiotik, Teil 2)*. Vorweg sei bemerkt, daß die vorzustellende Methode teils weniger ausdrücklich, aber in verschiedenen Varianten der Essenz nach bei Fichte, Schelling, besonders bei Hegel, in Ansätzen aber schon bei Kant selbst gehandhabt wurde. Ich bezeichne sie, in losem Anschluß an Ausdrucksweisen aller drei genannten Autoren nach Kant, als »dialektische Subsumtion«.

Kant selbst gebraucht das Wort »Subsumtion« nur in dem traditionellen und bis heute, auch im juristischen Feld, üblichen Sinne der Einordnung eines speziellen Falles oder Begriffes unter allgemeine Regeln bzw. Begriffe. So ist ihm die Urteilskraft schlechthin »das Vermögen, unter Regeln zu subsumieren, d.i. zu unterscheiden, ob etwas unter einer gegebenen Regel *(casus datae legis)* stehe, oder nicht« (A 132/B 171). Ich nenne diese Einordnung eines Besonderen unter ein

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 156

Allgemeines *umfangslogische Subsumtion* im Unterschied zur jetzt zu besprechenden dialektischen.

Diese **dialektische Subsumtion** besteht nämlich im Gegenteil darin, daß ein ganzes Allgemeines als unter einer besonderen Bestimmung stehend gefaßt (subsumiert) wird, und zwar so, daß alle Bestimmungen des Ganzen hologrammartig in der einzelnen Bestimmung wiederkehren. Die dialektische Subsumtion stellt also formal eine Art von *Kombinatorik* dar, jedoch eine solche, bei der die Grundbestimmungen mit sich selbst kombiniert, d.h. nicht multipliziert überhaupt, sondern **mit sich selbst multipliziert, das heißt potenziert** werden. Wir erkannten bereits das Potenzierungsverhältnis als mathematischen Ausdruck der Reflexion (IV 2f). *So liegt auch die Begründung für das Verfahren der dialektischen Subsumtion* – und einer Begründung bedarf es, wenn es Realgeltung haben und kein formales Spiel sein soll – *in nichts anderem als im Reflexionsprinzip selbst*: Von den anfänglichen Bestimmungen reflektiert (das heißt diesmal: spiegelt) jede einzelne alle anderen, von daher notwendig seinen Zusammenhang mit den anderen, von daher alle anderen. Die einzelne Bestimmung gewinnt dadurch ihren genauen **Stellenwert**, indem sie sich selbst in Bezug auf ihren Ort im Ganzen reflektiert.

Daraus folgt aber, daß die Methode der dialektischen Subsumtion nicht *auch* berechtigterweise einmal angewandt werden kann, sondern daß sie sich *notwendig* aus einem reflexionstheoretischen Ansatz ergibt. Sie *bietet die einzige Möglichkeit*, reflexiv-systemische Zusammenhänge methodisch zu erfassen.

Kein Wunder also, daß sie, mehr oder minder klar, bei allen Denkern des deutschen Idealismus vorkommt. Für Kant selbst kann an dieser Stelle nur der Kenner verwiesen werden auf die Tafel zur »Übersicht aller oberen Erkenntnisvermögen« am Schluß der Einleitung zur *Kritik der Urteilskraft*, zweite Fassung. Die dortigen Zuordnungen – z.B. die der Urteilskraft zum Gefühl der Lust und Unlust und zur Kunst (etwa derselben Urteilskraft, die in der *Kritik der reinen Vernunft* eine Rolle spielt?) – lassen sich ohne Ansätze der hier erörterten Methode der dialektischen Subsumtion gar nicht zureichend verstehen. Die »Urteilskraft« spielt, formallogisch subsumiert unter »Erkenntnisvermögen«, eine ganz andere Rolle, hat eine ganz andere Bedeutung als subsumiert unter »Gesamte Vermögen des

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 157

Gemüts«. Man kann es aber auch so sehen und formulieren: Das »Erkenntnisvermögen« in der zweiten Spalte subsumiert die »gesamten Vermögen des Gemüts« unter sich so, daß sich die Hauptbestimmungen Erkenntnis, Gefühl der Lust und Unlust, Begehrungsvermögen unter Erkenntnis subsumiert, spiegeln als: Verstand, Urteilskraft, Vernunft.

Gesamte Vermögen des Gemüts	Erkenntnisvermögen	Prinzipien a priori	Anwendung auf
Erkenntnisvermögen	Verstand	Gesetzmäßigkeit	Natur
Gefühl der Lust und Unlust	Urteilskraft	Zweckmäßigkeit	Kunst
Begehrungsvermögen	Vernunft	Endzweck	Freiheit

Es ist, nicht zuletzt im Vergleich der ersten mit der zweiten Einleitung zur *Kritik der Urteilskraft*, deutlich sichtbar, wie Kant mit diesen architektonischen Zusammenhängen noch gerungen hat.

Bei *Fichte* ergeben *sich,* z.B. in der *Anweisung zum seligen Leben* aus »fünf Weisen, die Welt zu nehmen«, fünfundzwanzig abgewandelte Gesichtspunkte: Jede einzelne der fünf Grundbestimmungen subsumiert alle fünf unter sich.

Schellings sogenannte Potenzenlehre folgt ebenfalls der Methode der dialektischen Subsumtion. In seiner *Philosophie der Kunst* etwa kommt auch der Ausdruck »Subsumtion« in diesem Sinn vor.

Hegels dialektische Gedankengänge und Gliederungen sind bisher viel zu wenig als eine strenge Anwendung der Methode dialektischer Subsumtion erkannt worden, weil man sie aus eigenem Unverständnis entweder mit einem Schematismus des Dreiertaktes verwechselte (Berliner Walzer neben dem Wiener Walzer!) oder aber mit gläubigem Staunen hinnahm, jedenfalls aber nicht mit der nötigen Strenge nachvollzog, zu der die besagte Methode gehört. Nicht die Triplizität allerdings, der jeweilige Dreierschritt, ist unerläßlich wesentlich für dialektisches Denken, sondern eben diese Methode der Subsumtion aller Grundbestimmungen unter jede von ihnen, und zwar mindestens so lange, bis die Potenzierung im mathematischen Sinne erreicht ist. Dazu aber muß die dialektische Subsumtion wesentlich umgewandelt werden: durch Ausgehen von der Vierfachheit der Reflexionstufen und von den gleichursprünglichen Sinnelementen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 158

statt vom Subjekt-Objekt-Verhältnis allein, welcher ein bloßer Dualismus ist, der jeweils in einem Dritten »vermittelt« oder synthetisiert wird (vgl. näher *Dialektik und Dialogik*). Alles dies hat nichts mit »Schematismus« zu tun, sondern mit Genauigkeit sachlicher Analyse – vor welcher Arbeit sich heute der logistische Formalismus wie der bequem-skeptische Historismus gleicherweise scheuen.

Aufgrund der angedeuteten Unterschiede in den Ausgangsbestimmungen muß ich mich hier für die ausführlichere Erläuterung der Subsumtionsmethode auf eigene Beispiele einschränken. Das erste entnehme ich der *Handlungstheorie* (*Reflexionstheoretische Semiotik, Teil 1*, 53*f*), um anschließend auf ein anderes »ganzes Allgemeines« als das Handeln im engeren Sinn, auf die Sprache, zu kommen:

> »Nach dem Voraufgegangenen teilt sich das *Handeln* … gemäß der jeweiligen Dominanz der Sinnelemente vor allem in die großen Gattungen: (1) objektiv-physisches, (2) innersubjektives, (3) soziales und (4) mediales. Da jede dieser Gattungen das Ganze des Sinnsystems in sich hat, teilen sich die Gattungen in Arten ein (differenzieren sie sich) – nach demselben Reflexionsstufenprinzip … Die Handlungsarten entstehen somit (für die theoretische Rekonstruktion) durch *Subsumption* aller vier Gattungen unter jede einzelne von ihnen. Man kann sich auch so ausdrücken: die Handlungsarten (Species) entstehen, mathematisch gesprochen, durch Multiplikation der Gattungen mit sich selbst, so daß sich innerhalb jeder Gattung die anderen ›spiegeln‹. Durch diese *erste Subsumption* aller unter jede entstehen zunächst 16 *Handlungsarten.* Ohne hier eine streng ontologische Begründung voranzuschicken, wird es sich erweisen, daß es sinnvoll und fruchtbar ist, auch die jeweils vier Handlungsarten einer Gattung untereinander zu subsumieren (bzw., was auf dasselbe hinausläuft, die Gattungen unter jede Handlungsart). Durch diese *zweite Subsumption* entstehen die Subspecies, die wir *Handlungstypen* nennen: aus den jeweils 4 Handlungsarten einer Gattung ergeben sich somit vier mal vier Handlungstypen. Ursprünglich war es die Absicht des Verfassers, bei diesen 64 Handlungstypen stehenzubleiben, da ihre Rekonstruktion ohnehin genug Aufgaben stellte. Es erwies sich jedoch im Laufe der Rekonstruktionsarbeit als unumgänglich, um der konkreten Identifizierung von Handlungsklassen willen und zur Vermeidung falscher Benennungen und Einordnungen die Subsumptionsmethode noch einen Schritt weiter zu treiben: Erst die *dritte Subsumption* der Handlungsklassen unter einzelne Handlungstypen (bzw. von jeweils vier Typen untereinander) führt auf *Handlungsklassen,* welche Klassen von konkreten Handlungsindividuen sind …
>
> Diese dreifache Subsumption entspricht der Potenzierung in der Mathematik, *ist* vielmehr in mathematischer Hinsicht eine Potenzierung (4^4). Dieser mathematische Sachverhalt ist Index und Erscheinungsweise der Gegenwart des

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 159

Ganzen (des ganzen Sinnsystems des Handelns, somit aller Gattungen) in jeder Handlung. Es steht zu erwarten, daß man gegen die nachfolgende Handlungstypologie gemäß dem Reflexionsprinzip den Einwand erhebt, sie sei *schematisch.* Wer dies argwöhnt, sei aufgefordert, anhand der bereits gegebenen Grundprinzipien die Handlungstypologie selbst durchzuführen und die sich ergebenden Handlungsklassen beim Namen zu nennen. Der Objizient wird die Erfahrung machen, daß mit bloßer Schematik und tabellarischem Verstand die vor uns liegende Rekonstruktionsarbeit keineswegs geleistet werden kann. Auch wenn die Tabelle der Handlungsklassen für die genaue Verständigung und Übersicht unentbehrlich sein wird, handelt es sich gar nicht um schematische, sondern um immer wieder überraschende, dialektische (d. h. reflexionslogische) Abwandlungen des Logos, der sich im menschlichen Handeln ›verandert‹ oder ›inkarniert‹. Die Handlungsklassen können daher nicht aus den gegebenen Prinzipien deduziert, viel weniger noch schematisch entworfen werden, sondern erschließen sich nur einer *rekonstruktiven, logisch geleiteten Phänomenologie der Erfahrung,* wie sie sich in der Sprache niedergeschlagen hat.«

Der letzte Gedanke, Rekonstruktion als Dialog von Begriff und Erfahrung, gibt Gelegenheit, an die erste der beiden genannten Wesenskomponenten der subsumtionslogischen Kombinatorik zu erinnern: *Anwendungs- oder Erfahrungsbezug.* Schon die vier obersten Handlungsgattungen sind Abwandlungen sowohl der Sinnelemente wie der Reflexionsstufen. Können wir sagen »empirische Abwandlungen«? Nicht eigentlich empirisch im Sinn objektiver Wahrnehmung, wohl im Sinne von *transzendentaler Empirie,* von Vollzugserfahrung, wie wir sie als eigene Erkenntnisquelle Kant gegenüber geltend machten (I 2 und IV 2). Die transzendentale Empirie genügt, um den Begriff des Handelns als subjektgeleiteter Veränderung von Wirklichkeit (Andersheit) zu gewinnen, und dieser Handlungsbegriff wird, als ein »ganzes Allgemeines«, gemäß den Sinnelementen und Reflexionsstufen gegliedert.

Durch solche sinngebende (transzendentale) Erfahrung gewinnt die Kombinatorik der mehrfachen Potenzierung der Ausgangsbegriffe ihren Sinn und ihre Eignung für die *weitere Rekonstruktion empirisch-objektiver Erfahrung* von Handeln, z.B. für die systematisch benennbaren Unterschiede von Objektveränderung, Aneignung, Herstellung, Bewegungshandlungen, um nur wenige Unterscheidungen aus dem Beispiel zu nennen.

Kants berühmter Ausspruch, »*Gedanken ohne Inhalt*« (Anschauung bzw. Vollzugs-Erfahrung) »*sind leer, Anschauung ohne Begriffe*

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 160

***sind blind*«** (A 51/B 71), gewinnt in solchem Rekonstruktionsverfahren, bei Ausdehnung des Erfahrungsbegriffs einerseits und begrifflicher Kombinatorik anderseits, einen **explosiv entgrenzend-kreativen, mehr als bloß begrenzend-diszplinierenden Sinn** – ohne Einbuße an logischer Disziplin.

Der Anwendungs- oder Erfahrungsbezug stellt also wesentliche Ermöglichung für eine sinnvolle, nicht formalistische *Potenzierungs-Kombinatorik* dar, somit für die zweite Wesenskomponente der Subsumtionsmethode. Ich habe im obigen Zitat aus der »Handlungstheorie« einige Sätze ausgespart, die ich nun in selbstkritischer Absicht nachtragen möchte:

> »Diese dialektische Präsenz des Ganzen im Einzelnen drückt sich offenbar mathematisch nicht als bloße Multiplikation aus, sondern als *Potenzierung*. Die Fruchtbarkeit der Urdifferenzen ›zeugt‹ sich erst in der Multiplikation dieser Prinzipien nicht nur miteinander, sondern ihres Faktorseins füreinander, somit in der Multiplikation der Multiplikation von gleichen Grundelementen (womit Potenzierung begrifflich ausgedrückt sein dürfte, wenn man den Sinn von ›Multiplikation‹ voraussetzt)« (ebd. 53*f*).

Hier ist folgende Präzisierung und Korrektur erforderlich: Potenzierung im Sinne der Quadratzahl-Bildung ist Multiplikation einer Zahl mit sich selbst. Die angesprochene »Multiplikation der Multiplikation« beschreibt aber nicht Potenzierung überhaupt, sondern *eine solche Potenzierung, bei der Grundzahl und Exponent gleich sind:* eine Potenzierung zum Quadrat.

Nun noch einmal zum philosophisch-logischen Gehalt und Fundament selbst: Worin ist die »Potenzierung zum Quadrat« begründet, wieso notwendig? (Denn um willkürliche Gedankenspiele mit allenfalls ästhetisch-modellhaftem Wert soll es sich nicht handeln – sosehr schon solche heuristischen Modell-Spiele zum Kurieren von historistischem Bildungsgetue und Eigentlichkeitsjargon sicher gleichviel philosophischen Wert hätten wie die gängige Logistik.) Der Grund für die Notwendigkeit einer solchen Potenzierung, bei welcher der Exponent gleich der Grundzahl 4 sein muß, liegt darin, daß jede der Ausgangsbestimmungen *an sich schon eine vierdimensionale Größe* ist, daß alle bereits die Vierfachheit in sich, innerlich, nicht bloß äußerlich an sich haben und darin »Spiegel« des ganzen Allgemeinen sind.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 161

Um die bildlich-räumlichen Ausdrücke »innerlich und äußerlich« weiter begrifflich zu vertiefen: Äußerlich vom Ganzen bestimmt sein, hieße, die Ganzheit ist von außen hinzugedacht oder sonst für die Einzelbestimmung bloß faktisch da. Innerlich heißt: Die Bestimmung hat als solche eines selbstreflexiven Subjekts an ihr selbst selbstreflexiven Charakter; sie ist selbstreflektiert, indem sie *als* Moment eines Ganzen sie selbst ist (sich als Subjekt darin selbst weiß).

Nimmt man die innere Vierfachheit oder Vierdimensionalität einer jeden Reflexionsstufe bzw. Grundbestimmung (im Anwendungsbereich wie z.B. bei den Handlungsgattungen) ernst, dann wird klar, daß nicht nur eine einfache Selbstmultiplikation (Quadratzahlbildung) der Grundbestimmungen reicht, daß diese vielmehr schon Ausgangspunkt ist und das Quadrat dieser Quadratzahlen die wahre Selbstmultiplikation ausmacht. Das Quadrat des Quadrates läuft aber auf die »Potenzierung zum Quadrat« hinaus. *Quod erat demonstrandum.*

Nun könnte man sich Gedanken darüber machen, inwieweit Zahlen die reflexionslogischen Verhältnisse überhaupt erfassen können. Eine Philosophie der Zahl, gar der Mathematik, gehört indessen nicht zu unserer hier anstehenden Aufgabe. Es sei lediglich betont, daß nicht mit Zahlen *argumentiert* wurde, daß diese vielmehr lediglich als *Hilfsmittel* dienten, gedankliche Verhältnisse zu erfassen. (Vgl. zu Wert und Grenze der Zahl als Ausdruck von Vernunftverhältnissen Hegels *Wissenschaft der Logik*, bes. I, 207ff).

Es ging in diesem Abschnitt darum, die Methode dialektischer Subsumtion zu erörtern unter der Rücksicht, wie eine bloße Vierfachheit zu einem Reichtum inhaltlich-systematischer Bestimmungen führen, wie sie Grundlage oder Rahmen oder gar Inbegriff dessen werden kann, was Kant »systematische Topik« nannte; wie sie vielleicht dessen Grundintention in einer Weise durchführen kann, die ihm selbst nicht gelungen ist. Nehmen wir den vorhergehenden Abschnitt IV 3 mit der Rechtfertigung der Reflexionsbegriffe hinzu, dann können wir sagen: Diese Durchführung Kantischer Grundintentionen braucht nicht an seiner Grundlegung vorbei zu geschehen. Diese ist im Prinzip richtig, auch wenn bei ihm die Begründung fehlt und der Akzent auf *eine* Konkretionsebene der Reflexionsbestimmungen gelegt wurde: auf die sprachlichen Kategorien, wie sie sich in den Urteilsformen manifestieren.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 162

Auf diese Konkretionsebene wollen wir uns jetzt, in systematischer Absicht, aber mit dem Ziel einer gleichzeitigen kritischen Auseinandersetzung mit Kants Kategorien, begeben. Wir kommen damit zugleich zu dem angekündigten Hauptbeispiel für die Methode der dialektischen Subsumtion.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 163

V. Kategorien als sprachliche Prädikationsarten

»Die Denkformen sind zunächst in der Sprache des Menschen herausgesetzt und niedergelegt. (…) In alles, was ihm von einem Innerlichen, zur Vorstellung überhaupt, wird, was er zu dem Seinigen macht, hat sich die Sprache eingedrängt, und was er zur Sprache macht und in ihr äußert, enthält, eingehüllter, vermischter, oder herausgearbeitet, eine Kategorie; so sehr natürlich ist ihm das Logische, oder vielmehr dasselbe ist seine eigentümliche Natur selbst.«

G.W.F. Hegel, Wissenschaft der Logik, Vorrede zur 2. Ausgabe

1. DER ORT DER KATEGORIEN IM REFLEXIONSSYSTEM SPRACHE

a) Historisches zur Aufgabe und Vorüberlegungen

Herder, Hamann, Jacobi haben dem Erforscher der »reinen Vernunft« schon zu seinen Lebzeiten vorgeworfen, die reine Vernunft gebe es nur als Unvernunft. Vernunft sei bis ins Innerste sprachlich, geschichtlich, Mitteilung. Diesen Vorläufern des dialogischen Denkens können wir, von unserem Modell der Sinnelemente her, einerseits nachdrücklich zustimmen. Kant hat die Mitteilung von Subjekt zu Subjekt nicht als eigenständige, der sinnlichen Objekterkenntnis gegenüber gleichursprüngliche Erkenntnisquelle gelten lassen, und hierin liegt – trotz der ehrwürdigen Subjekt-Objekt-Tradition – ein entscheidender Mangel seiner Erkenntnistheorie.

Auf der anderen Seite begehen diejenigen einen nicht weniger folgenreichen, heute viel beliebteren Kurzschluß, die aus der sprachlichen, geschichtlichen und interpersonalen Bedingtheit menschlicher Erkenntnis jenen schon erwähnten Lingua-Käfig von der Unhintergehbarkeit der Sprache und infolgedessen der Unmöglichkeit universaler (nicht von den Einzelsprachen abhängiger) sprachlogischer Kategorien zimmern. Aus solcher angeblichen Unmöglichkeit wird dann folgerichtig das Fehlen von logischen Strukturen auch in den Einzelsprachen, die über Statistik, grammatische Fallsammlungen und »innere Form des Deutschen« hinausreichen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 164

Durch Noam Chomsky und seine Schule wurde dagegen die Frage universalgrammatischer Strukturen für das Jahrhundert erneut hoffähig gemacht, wenn auch in keiner Weise gelöst. Dafür blieb Chomsky mit seinen transformationsgrammatischen Verzweigungs-Markern zusehr dem Binarismus, dem bei Kant erst zögernd verlassenen Prinzip der dichotomischen Alternativen, verhaftet, einer Logik, die eher den bisherigen Computergenerationen als menschlichen Denkstrukturen entspricht. Von zweierlei dürfen wir jedenfalls ausgehen:

Erstens, Kants Kategorien sind, ebenso offensichtlich wie die nicht weit entfernte Urteilstafel, auf der sprachlichen Ebene angesiedelt.

> »Der Terminus Kategorie wurde von *Aristoteles* aus der griechischen Gerichtssprache, in der er die Bedeutung von Anklage besaß, in die philosophische Fachsprache übernommen und erhielt als *terminus technicus* zur Differenzierung verschiedener Aussagearten die Bedeutung Aussageschema bzw. Prädikationstypus« (H. M. Baumgartner, Art. *Kategorie* im *Handbuch philosophischer Grundbegriffe*).

Zweitens, dies bedeutet nicht, daß Kategorien als sprachliche nicht zugleich universal sein können. Wir fragen im Gegenteil nach *sprachlichen Universalien,* die wir mit Kants Kategorientafel in Verbindung bringen können. Denn diese ist kaum merklich von der »Logischen Tafel aller Urteile« als ihrem »Leitfaden« entfernt. So sprachlich wie Urteile sind, so sprachnah sind zumindest auch die Kategorien zu verstehen.

Nun ist die Sprache in allen ihren Dimensionen durchgreifend von den aufgewiesenen Reflexionsstrukturen geprägt, die den Kantischen Reflexionsbegriffen entsprechen. Ich möchte dies, gestützt auf meine schon genannte *Sprachtheorie*, in äußerst gestraffter Form darlegen, um innerhalb des Reflexionssystems Sprache den Ort ausfindig zu machen, an dem über Kants Kategorienvorschlag sinnvoll und genau diskutiert werden kann.

Es versteht sich, daß eine aus dem Geist der Transzendentalphilosophie entwickelte, reflexionstheoretische Sprachtheorie *vollzugs- oder im weiteren Sinn handlungstheoretisch* sein muß: sämtliche sprachlichen Erscheinungen müssen, sofern sie »transzendental« und somit von universaler Bedeutung sein sollen, aus Vollzugsstrukturen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 165

rekonstruktiv (im Dialog des Grundbegrifflichen mit den Phänomenen) hergeleitet werden. Dieser vollzugstheoretische Anspruch wurde in problemverlagernder und -verschleiernder Form oft, vor allem während des linguistischen Pragmatik-Booms in den sechziger und siebziger Jahren, mit dem Ausdruck »*pragmatisch*« belegt. Damit sind jedoch allen Verwechslungen Tür und Tor geöffnet: der Verwechslung von Vollzug überhaupt (1) mit eigentlichem, veränderndem Handeln (2), insbesondere sozialem Handeln (3), so daß die eigentliche Handlungsdimension von Sprache, eben die interpersonal-soziale (4), welche allein den Namen »pragmatische Dimension« verdient, als solche gar mehr nicht deutlich thematisiert wurde. Verwechslungen bieten der wissenschaftlichen Kultur kein gesundes Klima.

Der an sich berechtigte Anspruch, »pragmatische Universalien« aufzufinden, hat etwa bei John Searle, auch durch ihre unbefragte Übernahme bei Jürgen Habermas, zu einer Vierheit von Sprechakttypen geführt, die hier weder erneut diskutiert noch etwa reflexionstheoretisch begründet werden kann. Pseudosystematik aber kann, gerade wo sie mit Evidenz-Anspruch auftritt, der nicht erfüllt wird, nur die Skeptiker bestätigen, die schon immer wußten, daß Systematik heute nicht mehr gehe. Unterdessen sind aber die ratlos-hoffnungsvollen Linguistik-Studenten beschäftigt, wie lästige Kinder mit ihrem Spielzeug.

b) Vollzugs- und zeichentheoretischer (»semiotischer«) Sprachbegriff

In der jetzt folgenden Skizze zum Reflexionssystem Sprache muß ich notgedrungen thesenhaft vorgehen und selbst auf ausführlichere Begründungen verzichten. Der interessierte Leser kann diese in dem genannten Sprachbuch (*Reflexionstheoretische Semiotik, Teil 2*) sowie in dem programmatischen Aufsatz *Handlung – Sprache – Kunst – Mystik. Skizze ihres Zusammenhangs in einer reflexionstheoretischen Semiotik* nachlesen. Der Ausdruck »Semiotik«, der in diesen Titeln sowie im folgenden verwendet wird, bedeutet allgemein »Zeichentheorie«, in unserem Zusammenhang selbstverständlich: als philosophische, auf vollzugs- und reflexionstheoretischer Grundlage.

Für eine »handlungstheoretische« (vollzugstheoretische) Sprachtheorie besteht die erste, grundlegende Aufgabe in der Abgrenzung

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 166

sprachlicher Vollzüge von sonstigen, insbesondere von Handlungen. *Handlungen, die sich nicht nur selbst regulieren (was man von allem überlegten Handeln sagen kann), auch nicht nur Zeichenhandlungen im allgemeinen sind, sondern sich durch eigene Metazeichen in ein und demselben Akt, also gleichzeitig und explizit, selbst regulieren, sind Sprachhandlungen.* Sprache kann auf diese Weise mit reflektionstheoretischen Mitteln definiert und vom Bereich des Handelns abgegrenzt werden als *ein Zeichenhandeln, das sich im Handlungsvollzug durch die gleichzeitige Verwendung von syntaktischen Metazeichen selbst regelt.*

Die Gleichzeitigkeit von Zeichenhandeln und seiner Regelung durch eigene Metazeichen zeigt an, daß mit Sprache nicht nur ein besonders leistungsfähiges System des Zeichenhandelns eröffnet ist, sondern eine grundsätzlich höhere semiotische Ebene: solches Handeln ist in sich gedoppelt, indem es (d.h. der Handelnde) sich zusieht und bespricht. In bezug auf sonstiges, »einfaches« Handeln bedeutet der Metahandlungs-Charakter der Sprache unter anderem: daß es von Sprache reguliert wird.

> »Der Zweck sprachlicher Äußerungen (…) besteht in erster Linie in der Koordination anderer Handlungen« (Wunderlich, 1978, 31).

Zur Abgrenzung eigentlicher Sprache von sonstigen, z.B. tierischen Zeichen-»Sprachen« bedarf es daher der empirischen, jedoch theoretisch geleiteten Untersuchung, ob eine Syntax der gleichzeitigen Verwendung von Zeichen, die in einem Reflexionsverhältnis zueinander stehen, vorliegt.

c) Die semiotischen Dimensionen der Sprache in handlungstheoretischem Verständnis

(*1) Die sigmatische Dimension*. Die ursprüngliche, gebrauchsgebundene und auf individuelle Gegenstände bezogene Bezeichnungsfunktion der Sprache möchte ich mit dem einstigen DDR-Semiotiker Georg Klaus (1912-1974), wenngleich in leicht abgewandeltem Sinne und mit anderen Argumenten), die sigmatische Dimension nennen. An den folgenden Aufgaben der Sigmatik(theorie) im Unterschied zu

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 167

denen der Semantik(theorie) zeigt sich ihre von der Mainstream-Linguistik nicht erkannte Unersetzlichkeit:

a. Sigmatische Sigmatik: Wahrnehmbarkeit des Zeichenträgers

b. Semantische Sigmatik: Bedeutungsgeprägtheit des Zeichenträgers

c. Pragmatische Sigmatik: Referenz durch Handlungseinbettung

d. Syntaktische Sigmatik: Systembestimmtheit der Sprachzeichen (Kodierung).

Vor allem das Problem der Referenz, der Herstellung des Wort-Sach-Bezuges, und der dementsprechenden Referenzarten gemäß der Handlungseinbettung der Sprachzeichen, darf nicht mit semantischen oder pragmatischen oder syntaktischen Problemen verwechselt werden (wie es bei Ludwig Wittgenstein aufgrund der völlig undifferenzierten Rede von »Gebrauch« und der ebenso vieldeutigen wie vielberufenen Parole »die Bedeutung ist der Gebrauch« geschieht).

(2) Die semantische Dimension. Das Handeln durch Sprache (pragmatische Dimension) setzt die Konstitution sowie den Umgang mit Bedeutungen innerlich voraus. Die semantische Dimension oder Bedeutungsfunktion der Sprache entspricht dem Innersubjektiven auf der Handlungsebene. Das Reich (System) der Bedeutungen erschließt sich dem Sprachteilnehmer, sofern er die einmal aus dem Objektbezug, dem aktuellen Gebrauch, verstandenen Bedeutungen für ihn reflektiert. *Die Bedeutungsfunktion verdankt sich der subjektiven Reflexion der ursprünglichen Bezeichnungsfunktion (1) der Bedeutungseinheiten (Wörter).* Die semantische Dimension stellt insofern eine »transzendentale«, reflexive Wende auf der Ebene gelebten Denkens dar: Das Subjekt hat entdeckt, daß es auch ohne Dinge mit deren Bedeutungen umgehen kann und sich die »Dinge« (soweit sie überhaupt ein sprachunabhängiges Ansichsein haben) weitgehend nach der »Magie« der Wörter verhalten.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 168

(3) Die pragmatische Dimension. Verfolgen wir die reflexive Hierarchie der Sprachdimensionen weiter von oben nach unten, so entspricht dem sozialen (intersubjektiven) Handeln die pragmatische Dimension, und zwar nun im engeren Sinne von »praktisch-wirklichkeitsverändernd«. Die Analogie mit dem sozialen Handeln ist mehr als eine Analogie: Das im engeren, spezifischen Sinn Pragmatische an der Sprache besteht primär darin, daß diese *auch* soziales Handeln darstellt, zwar nicht ausschließlich und schlechthin in all ihren Dimensionen (dann wäre ein grammatischer Fehler zugleich ein sozialer Regelverstoß), aber doch in *einer* Dimension. Sprache selbst stellt, in dieser einen pragmatischen Dimension des interpersonalen Agierens, veränderndes Handeln, somit Praxis dar. (Die in gewissem Maße vorliegende *inner*subjektive Praxis der Sprache, also das Sprechen mit sich selbst, ist als eine von der intersubjektiven Praxis abgeleitete zu verstehen: im inneren Dialog wird der Sprecher sich selbst ein anderer und verändert sich selbst, besonders in inneren Entscheidungen. Diese innersubjektive Praxis steht zwischen dem ganz allgemeinen Begriff von Pragmatik als Vollzugsgeschehen und dem interpersonal-pragmatischen.)

(4) Die syntaktische Dimension. Seit Charles W. Morris (1937) nennt man die Dimension der Sprache, die den Zusammenhang der Zeichen untereinander betrifft, die syntaktische Dimension. Diese kommt in vielen Partikeln, Suffixen usw. zum Vorschein, die keine semantische, weltbezogene Bedeutung haben. Die gleiche selbstbezogene (d.h. sprachbezogene) Funktion haben die Verknüpfungs- und Wortstellungsregeln. Nun bleibt aber die seit Morris gängige Definition des Syntaktischen als Verknüpfung der Zeichen untereinander dadurch oberflächlich, daß handlungstheoretisch völlig ungeklärt bleibt, wer oder was denn hier verknüpft. Es kommt darauf an, die syntaktischen Elemente und Regeln als Metazeichen in dem vorhin erörterten Sinn zu erkennen sowie als die Dimension der Sprache, in der sich das Sprachhandeln allererst reflexiv konstituiert. Wenn von einem Großteil der heutigen Linguistik die pragmatische Dimension qua Sprachhandeln dem Syntaktischen ebenso wie dem Semantischen übergeordnet wird, so liegt darin jene Verwechslung eines weiten Begriffs von »pragmatisch« im Sinne von »vollzugsbegründet«

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 169

überhaupt mit einem engeren Begriff im Sinne von »praktisch-handlungsbegründet, d.h. verändernd«. Wir kommen auf diesen engeren Pragmatikbegriff sogleich zurück.

Liegt aber der weite Begriff zugrunde – und auf ihn läuft die Definition von Morris: »Beziehung der Zeichenbenutzer zum Zeichen« hinaus –, dann wird die Unterscheidung von Syntax und Pragmatik sinnlos: weil die Syntax ebenfalls vollzugstheoretisch zu verstehen ist und Reflexion der Zeichenbenutzer auf die primären Zeichen beinhaltet. Die Syntax ist gerade die Dimension der vollzogenen Selbstreflexion der Sprache, ja – was hier nicht ausführlich argumentativ aufgewiesen werden kann – die Dimension der systemischen Abschlußreflexion der Sprache als eines dynamischen Systems. Mit der Syntax haben wir zwar bei der systemkonstitutiven, jedoch zugleich bei der höchstreflektierten semiotischen Dimension der Sprache angesetzt. Sie ist – von den Sinnelementen her gesprochen – die mediale Dimension innerhalb der Sprache, analog dem Ausdruckshandeln auf der ersten semiotischen Ebene (Handeln).

Die Durchdringung der Sprachdimensionen (die Subsumtionsmethode). Ein sprachtheoretisches Hauptproblem besteht in der sachgemäßen Inbezugsetzung der semiotischen Dimensionen. Damit ist nicht allein deren Reihenfolge gemeint, die hier als Reflektionshierarchie verstanden wird, sondern, auf der Grundlage einer sachlogischen Reihenfolge, die offenbare gegenseitige Durchdringung dieser Dimensionen. Bei der Rede von »Durchdringung« besteht bekanntlich die Gefahr, daß jegliche Logik wieder fallengelassen wird. Die Methode der wechselseitigen Subsumtion aller Dimensionen unter jede einzelne, wie sie oben für die Sigmatik angedeutet wurde, will und kann dem abhelfen. *Ich sehe keinerlei Alternative zu diesem Verfahren. Es beansprucht, kein äußerlicher Formalismus zu sein, sondern die innere Dialektik der Sache selbst (teilweise) zu rekonstruieren.* Es handelt sich eben nicht um eine formallogische, äußerliche Subsumtion des Besonderen unter das Allgemeine, sondern um die vollzogene (gelebte) dialektische Subsumtion des Ganzen unter seine einzelnen Bestimmungen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 170

d) Prädikationsarten (= Kategorien) als Frage der »pragmatischen Semantik«

Die *Semantik* ist es, die nun unser besonderes Interesse im Hinblick auf die Prädikationsarten verdient. Deshalb sei ihr Feld näher beleuchtet, was zur Orts- und Begriffsbestimmung von einfacher und zusammengesetzter Prädikation führen wird. Nachdem die Identität von Prädikationsarten und Kategorien sichergestellt sein wird, werden wir diese im nächsten Abschnitt im einzelnen erörtern.

Vorausgeschickt sei zur Übersicht und als weiteres (ausschnitthaftes) Beispiel für die Subsumtionsmethode die *Hauptgliederung der Semantik:*

a. Sigmatische Semantik: Pronomina und Namen
(aa) Objektiv-demonstrative: Demonstrativ- und Fragepronomina
(bb) Subjektrelative: Personalpronomina
(cc) Sozialrelative: Possessivpronomina
(dd) Mediale: Namen

b. Semantische Semantik: Wortarten
(aa) Substantive
(bb) Adjektive
(cc) Verben
(dd) Situatoren (Fügewörter)

c. Pragmatische Semantik: Prädikation
(aa) Verbindung im Objektiven: umfangslogische Subsumtion
(bb) Verbindung im Subjektiven: wertende Zuschreibung
(cc) Verbindung durch dynamische Relation: Relationierung
(dd) Verbindung im Medium Sprache: Modifikation/Performation

d. Syntaktische Semantik: zusammengesetzte Prädikation
(aa) Quantitative Zusammensetzung: mehrgliedrige Satzteile
(bb) Attributive Erweiterung: implizite Prädikation
(cc) Attributsätze
(dd) Eigentliche Satzgefüge: Konjunktionalsätze

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 171

Es geht jetzt nicht darum, daß der Leser jeden dieser Titel auf Anhieb gleichermaßen versteht (dazu müßte die *Sprachtheorie* studiert werden) sondern primär um die Wahrnehmung der »Machart« solcher Theorie, die dialektische Subsumtion, sowie um den ersten Einblick in die Themenkreise der Semantik im reflexionslogischen Verständnis. Die beiden ersten Teile mit der Wortartenlehre bieten solchem Überblick wohl kaum Schwierigkeiten – so schwierig und neuartig die Durchführung einer philosophischen Orts- und Begriffsbestimmung der Wortarten und so anspruchsvoll die weitere Untergliederung jeder Wortart auch sein mag.

Der eigentliche Bedarf an Erläuterung beginnt mit Begriff und Einteilung der Prädikation, und dieser muß unsere besondere Aufmerksamkeit hier ohnehin gelten. Ich verstehe unter *Prädikation* die *Verbindung von Wortbedeutungen zu Bedeutungsganzheiten,* die man gewöhnlich »Sätze« nennt. Jedoch ist der syntaktische ebenso wie der pragmatische Satzbegriff sorgfältig von dem semantischen als Prädikation zu unterscheiden:

Ein *syntaktischer Satz* kann ein solcher heißen, der die Kriterien der syntaktischen Wohlgeformtheit erfüllt. Die Äußerung »Schöne Bescherung!« z.B. stellt keinen syntaktischen Satz dar, wohl einen semantischen wie auch pragmatischen Satz. Umgekehrt kann »Das Rot schneit« als ein syntaktisch mustergültig geformter Satz gelten, der aber Verdacht auf semantische Unsinnigkeit erregt, weil hier Wortbedeutungen verbunden werden sollen, die man erfahrungsgemäß nicht verbinden kann. »Schöne Bescherung!« stellt dagegen sehr wohl eine bedeutungsvolle Wortverbindung dar. Allerdings hängt diese Bedeutung, anders als »Schwarzes Haar« stark vom Handlungs- und Aussagekontext ab, das heißt vom Sinn des Satzes in interpersonal-pragmatischer Hinsicht.

Beobachten wir nun den Unterschied von *pragmatischem* zu semantischem Satz: In pragmatischer Hinsicht kann »Schwarzes Haar!« eine gewichtige Sprachhandlung sein, mit der etwa eine gesuchte Person identifiziert wird. Jedenfalls kann die Äußerung einen außerordentlich vollständigen pragmatischen Satz, das heißt eine selbständige Sprachhandlung in interpersonaler Hinsicht sein. In bloß semantischer Hinsicht hat die Wortverbindung »schwarzes Haar« zwar Bedeutung, jedoch keine selbständige. Was fehlt, ist eine

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 172

semantische Setzung, die Bestimmtheit einer Synthese, wie sie vorliegt in »Dieses Haar ist schwarz« oder »Sie/Er hat schwarzes Haar«.

Die Prädikation unterscheidet sich von bloßen Wortverbindungen (soweit solche nicht als syntaktisch verkürzte Prädikationen mit stillschweigender Kopula »ist« z.B. anzusehen sind) durch den *geltungsdifferenten Setzungscharakter.* In ihnen liegt eine Aussage vor. In ihnen wird inhaltlich etwas behauptet – gleich vom wem und durch welche Situation der Satzsinn pragmatisch weiter angereichert oder abgewandelt wird, etwa durch Ironie. Die inhaltliche Setzung, die semantische Aussagen (gleich Prädikationen) *wahr oder falsch, gültig oder ungültig* (das heißt geltungsdifferent) macht, stellt auch den Grund dar, *weshalb Prädikationen auf die pragmatische Ebene der Semantik gehören*: *Sie sind die Art, wie Sprachpragmatik (Sprachhandlungen) unter die Semantik subsumiert vorkommt.*

Deshalb gilt von der Prädikation das meiste dessen, was in der mittelalterlichen und rationalistischen Scholastik sowie bei Kant über das Urteil gesagt wurde. Doch wurde erst durch die »pragmatische« Wende in der Sprachphilosophie, besonders durch John Austins *How to do Things with Words* (1962), der Unterschied zwischen »*propositionalem Gehalt*« und pragmatischer Sprachhandlung (oft ungenau auch »performativer Anteil« genannt, siehe dazu Kap. VIII) klarer gesehen, somit der Unterschied zwischen semantischer und pragmatischer Art von Setzung. Es ist wichtig, die Prädikationsarten von den pragmatisch-situativen Arten sprachlicher Kommunikation zu unterscheiden. Eine Prädikation kann den propositionalen Gehalt von pragmatisch sehr verschiedenen Sprechakten abgeben, z.B. kann »Die Fenster sind geschlossen« als Behauptung, Frage, Wunsch, Befehl oder als amtliche Verfügung vorkommen.

Es scheint – außer der Objektverhaftung der philosophischen Tradition – diese *Konstanz des prädikativen (oder propositionalen) Gehaltes bei wechselnder pragmatischer Verwendung* zu sein, die dem *Urteil* in der Tradition (seit Aristoteles) eine so einzigartige Vorrangstellung zukommen ließ – obwohl das Urteil als pragmatisches Phänomen, als Behauptung mit überwiegendem Sachbezug (lokutionärer Sprechakt) höchstens in der wissenschaftlichen Sprache diese überragende Stellung beanspruchen kann. Sofern nämlich die Unterscheidung zwischen semantischer und pragmatischer Setzung nicht getro-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 173

ffen wird, scheinen prädikative Propositionen und Urteile zusammenzufallen.

Erst die Absetzung der prädikativen Synthese von der pragmatischen Sprechhandlung erlaubt aber eine sachgerechte Gliederung der Prädikation, ebenso wie der *pragmatischen* Verwendungsarten von propositionalen Verbindungen wie zum Beispiel Ausdruck von Furcht, Versprechen, Drohung. Anderseits erklärt aber der Setzungscharakter der semantisch-prädikativen Synthese, warum diese altehrwürdige Ineinssetzung, ja Verwechslung mit Urteilen (Behauptungen) im pragmatischen Sinn möglich war. Damit ist hinreichend erklärt, **warum die Arten prädikativer Setzung zwar der Semantik, aber deren pragmatischem Teil angehören, und wiederum nicht der Pragmatik schlechthin.**

Derartige begriffliche Korrektheit ist überhaupt erst möglich, wenn ein subsumtionslogisches Begriffsgefüge entwickelt ist.

Im Blick auf Kant sei hinzugefügt: Sofern man auf die hier (in Anschluß an Morris, Austin und andere) getroffene Unterscheidung von semantisch-prädikativer Synthese und pragmatisch-interpersonaler Verwendung hin seine Urteilsdefinition und -tafel betrachtet, steht außer Frage, daß diese keinen pragmatischen, sondern einen semantischen Sinn hat und daß seine Urteilsformen oder Kategorien – das bleibt noch genauer zu prüfen – mit den vorzustellenden Prädikationsarten engstens zu tun haben, vielleicht gar zusammenfallen werden. Jedenfalls, sowohl für die Urteilsformen wie die kategorialen »Handlungen des Verstandes« bei Kant gilt eindeutig, daß sie in den Bereich der pragmatischen Semantik fallen, nicht in den Bereich der Pragmatik. Denn sie stellen noch keine interpersonalen Handlungen, nicht einmal innerpersonale Entscheidungshandlungen dar, sondern einfach: Verbindungsarten unserer Vorstellungen.

Bevor wir nun zur Gretchenfrage der Spezifikation, zur Bestimmtheit von Urteils- und Kategorientafel also, übergehen, sind noch einige Bemerkungen zum *Verhältnis von prädikativer und syntaktischer Struktur* erforderlich. Bei N. Chomsky spielt die Unterscheidung zwischen »Oberflächenstruktur« und »Tiefenstruktur« eine große Rolle. Er demonstriert sie an grammatisch mehrdeutigen Sätzen. Vergleichbar, jedoch nicht im identischen Sinn (da Oberflächenstruktur bei Chomsky phonologisch, nicht syntaktisch gemeint ist) können

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 174

und müssen wir zwischen einer **semantisch-prädikativen Tiefenstruktur** und **einer syntaktischen Ausdrucksstruktur** unterscheiden. Erstere ist logisch, die zweite gehört dem rhetorischen Ausdruck an. »Ein strahlender Himmel wölbt sich (über der Landschaft)« und »Der Himmel ist blau« sind semantisch gleichbedeutende Sätze. Der Unterschied liegt auf der syntaktischen Ausdrucksebene: Diese reduziert sich in der zweiten Fassung auf die semantische Essenz, ohne stärkeren bildhaften Ausdruckswert.

Wenn wir die logische Essenz von Prädikationsarten untersuchen wollen, steht selbstverständlich allein diese semantische Prädikationsstruktur an. Manchmal kann man über den Inhalt solcher Reduktion im Zweifel sein, besonders bei poetisch mehrdeutigen und vielschichtigen Sätzen. Doch im allgemeinen besteht über die semantische Essenz noch so ausdrucksvoller Satzgebilde wenig Zweifel.

Nur die semantisch-prädikative Tiefenstruktur kommt für einen Vergleich mit den Kantischen Kategorien in Betracht, keinesfalls die syntaktische Ausdrucksstruktur, die mit der Logik der Aussage-Inhalte nur höchst indirekt zu tun hat (obwohl sie, wohlgemerkt, ihre eigene syntaktisch-stilistische, höchst ausgefeilte Logik hat! Vgl. die Stilistik am Schluß der *Sprachtheorie.)* Aus der Verwechslung von Syntax und Semantik ergeben sich so folgenschwere Fehleinschätzungen der Kategorien Kants sowie von Kategorienlehre überhaupt wie diese:

> »Die *Syntax* einer Rede ist eine wesentliche Form sowohl individueller Freiheit wie der Konstitution objektiver Gegenstände. Sie bildet die Formen, in denen jeweils die Redeteile zu *bedeutenden* Redeteilen zusammengeschlossen werden. Wenn nach Kant die Kategorien solche Formen (›zu urteilen‹) sind, in denen sich ›transzendentale‹, d.h. überhaupt auf einen Gegenstand bezogene Bedeutung ergibt, dann ist ein Teil dieses Zusammenhangs gesehen. Es ist aber gerade die Freiheit in der Handhabung der Syntax nicht gesehen, wenn solche Kategorien in einer Tafel mit dem Anspruch auf Vollständigkeit aufgezählt werden. Solche etwa in der Orientierung an der Idee einer ›transzendentalen Grammatik‹ einer jeden denkbaren Sprache oder auch mit dem Blick auf eine einzelsprachliche Grammatik aufgezählten Formen sind noch nicht die Formen, in denen Subjekte sich auf Gegenstände wirklich beziehen, sondern nur Elemente zur freien Bildung solcher Formen, und zu ihrer wirklichen Bildung ist Freiheit oder Anerkennung von Individualität vorausgesetzt« (Josef Simon, Wahrheit als Freiheit, Berlin 1978, 249).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 175

Zu dieser für das angeführte Buch zentralen und kennzeichnenden Passage muß ich kritisch bemerken:

1. Syntax ist weder in der schulgrammatischen noch in der semiotischen (von Ch. W. Morris definierten) Verwendung des Wortes konstitutiv für den semantischen Sinn. Sie ist die Dimension der Verbindung von sprachlichen *Zeichen* als Zeichen, nicht von Gehalten. Der Sinn von Gedanken-Verbindungen ist, sogar im intersubjektiven Transport, relativ unabhängig von der Wohlgeformtheit von Sätzen. Mit dieser Wohlgeformtheit allein hat es die Syntax als Ausdrucksdimension zu tun. Die kritisierte Verwechslung beruht, abgesehen von fehlenden Begriffsklärungen (was ist syntaktischer, was semantischer Sinn?), auf dem Vorurteil, Denken sei einfachhin identisch mit Sprechen, dazu noch wohlgeformtem.

2. *Die in Kants Kategorienprogramm angeblich fehlende »Freiheit in der Handhabung der Syntax« folgt einzig aus dieser Verwechslung von semantischer Verbindung und derem syntaktischen Ausdruck, der äußerst variabel ist.* In den von Jäsche herausgegebenen Logik-Vorlesungen charakterisiert auch Kant die »allgemeine Grammatik« als solche, »die nichts weiter als die bloße Form der Sprache überhaupt enthält, ohne Wörter, die zur Materie der Sprache gehören« (A 4, WA VI, 433f). Diese Formen haben mit dem semantischen Gegenstandsbezug der Wörter nur sehr indirekt zu tun. Eigentlich bedeutungsgenerierend und *nicht* frei auswechselbar sind die syntaktischen Formen nur in der künstlerischen Sprache. Gerade darin wird diese allerdings zum Ausdruck von Freiheit und Individualität: Unter den variablen Ausdrucksformen wird sie als die angemessenste gewählt (bewußt oder »unbewußt«).

3. Anläßlich der Rede von »transzendentaler Grammatik« sei betont: Kant zieht in § 39 der *Prolegomena* einen *Vergleich* zwischen Kategorienlehre und Grammatik, womit üblicherweise vor allem die Syntax (Formenlehre und Satzlehre) gemeint ist. Nicht er ist es aber, der beides ineinssetzt und dann verwechselt.

Da die Stelle zugleich aufschlußreich dafür ist, wie wenig Kant weiteren Begründungsbedarf für die Kategorien spürt, und zwar gerade als »System«, sei der lange Satz hier eingefügt:

> »Aus dem gemeinen Erkenntnisse die Begriffe herauszusuchen, welche gar keine besondere Erfahrung zum Grunde liegen haben, und gleichwohl in aller Erfah-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 176

> rungserkenntnis vorkommen, von der sie gleichsam die Form der Erkenntnis ausmachen, setzt kein größeres Nachdenken, oder mehr Einsicht voraus, als aus einer Sprache Regeln des wirklichen Gebrauchs der Wörter überhaupt herauszusuchen und so Elemente zu einer **Grammatik** zusammenzutragen (in der Tat sind beide Untersuchungen einander auch sehr nahe verwandt), ohne doch eben den Grund angeben zu können, warum eine jede Sprache gerade diese und keine andere formale Beschaffenheit habe, noch weniger aber, daß gerade soviel und nicht mehr noch weniger, solcher formalen Bestimmungen derselben überhaupt angetroffen werden können« (*Prolegomena*, § 39, 2. Absatz).

Am Schluß desselben Paragraphen lesen wir die denkwürdige Bemerkung, die Reflexionsbegriffe seien »am Leitfaden der Kategorien in eine Tafel gebracht« worden.

4. *Über das Projekt einer »transzendentalen Grammatik« kann nur geordnet geredet werden, wenn man semantisch-prädikative Verbindungsarten (Arten gedanklicher Verbindung) von deren freien syntaktischen Ausdrucksformen sauber unterscheidet.* Dann sind in bezug auf *beides* transzendentale, universal-sprachliche Grundformen ausmachbar. Kant beschäftigte sich zu Recht erst mit den Grundformen des Aussagens, die wir heute semantisch nennen. Die »Freiheit in der Handhabung der Syntax« spricht weder gegen begrenzte Grundweisen der semantischen noch der syntaktischen Verbindung, sondern lediglich für die Freiheit ihres *Verhältnisses.* Um dieser Freiheit überhaupt konkret ansichtig zu werden, müssen die semiotischen Dimensionen unterschieden werden. Andernfalls wird die Rede von Freiheit via Unklarheit zum Denkverzicht – oder gar Denkverbot. Jedenfalls ist Simons scheinbar freiheitliche Verwerfung einer Kategorientafel im Sinne Kants in keiner Weise überzeugende »Wahrheit als Freiheit«.

Daß Simon in anderem Zusammenhang (ebd. 77ff) Urteile vor anderen Sprechakten bevorzugt und zu der Behauptung kommt, die Sprechakttheorie trage nichts Neues zur Bedeutungstheorie bei (ebd. 81), wäre allein insoweit berechtigt, wie auch Kant »Urteile« im Sinne von bloßen Propositionen oder (gegenstandsgültigen) Gedankenverbindungen meint, doch gerade nicht im Sinne der heutigen pragmatischen Sprechakttheorie. Unter den Sprechakten wäre das Urteil als *behauptende Sprachhandlung* nur eine unter vielen Arten. Der Bereich solcher pragmatischen Bedeutungsarten ist entschieden reicher – und durchaus würdig einer eigenen logischen Betrachtung.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 177

(*Anm. zur 2. Auflage*: Irgendeine Erwiderung von Seiten des Bonner Ordinarius Josef Simon auf diese vier gravierenden, aber doch wohl höflich vorgebrachten Einwände ist mir nicht bekannt geworden: kennzeichnend für die derzeitige akademische »Diskurs«-Kultur!)

Die traditionelle Bevorzugung des Urteils führt zu einer letzten notwendigen Abgrenzung, die eine logische Verarmung selbst *innerhalb* der Semantik (der bloßen Gedankenverbindungen) betrifft: Aus der Variabilität der Wortarten und des Satzbaus gegenüber der semantischen Prädikation – vgl. schon das obige einfache Beispiel – leiteten die tonangebenden Logiker seit Aristoteles die Lizenz ab, sämtliche Aussagen in die Form »S est P« bringen: dem Subjekt wird ein Prädikat zugesprochen. Die Grammatik der indogermanischen Sprachen läßt nur Substantive und Adjektive in der Stellung eines Prädikatsnomens zu. Demgemäß mußten alle Prozeßausdrücke wie Verben in Substantive oder Adjektive umgeformt werden, z.B. »Er schreibt« in »Er ist schreibend« oder »Er ist ein Schreibender«. Derartige Umformungen gehen jedoch am Sinn der sprachlichen Ausdrücke, in diesem Fall der Verben als Prozeßausdrücke, vorbei. Sie nivellieren nicht nur den syntaktischen Ausdruckswert, sondern auch den semantischen Sinn selbst. Der Sinn von »er schreibt« ist *nicht:* »Er gehört zur Klasse der schreibenden Wesen«. Ebensowenig darf die wertende Zuschreibung »Dein Kleid steht dir herrlich!« nivelliert werden in »Das Kleid gehört in die Klasse der schönen Dinge, zu jedem Zeitpunkt, in dem du es trägst«.

Wir werden sehen, daß die reflexionslogischen Prädikationsarten dynamische Prozesse, Wertungen usw. nicht zur umfangslogischen Subsumtion nivellieren. Wenn derartige Reduktionen »logisch« wären, könnte man nur sagen: Schlimm für die Logik.

Eine allgemeine Diskussion über formale Logik und Sprachlogik würde jedoch in diesem Rahmen zu weit führen, zumal wir gut daran tun, zunächst unbefangen konstruktiv die Prädikationsarten abzuleiten (das heißt aus dem Dialog von begrifflicher Vorgabe und Spracherfahrung zu rekonstruieren). Immerhin sollen mit den folgenden Unterscheidungen zugleich Anfragen an die formale Logik gestellt sein: **ob ihre im wesentlichen umfangs- und mengenlogischen Kalküle nicht weitgehend an der Logik vorbeigehen, die der Sprache immanent ist,** und zwar keineswegs speziell der deutschen. Wir wer-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 178

den sehen, daß die reflexionslogischen Strukturen komplexer (aber nicht komplizierter), geschmeidiger (wenn auch für Rechenmaschinen vorerst noch ungeeignet) und lebensnäher (wenn auch weniger verspielt militärisch) ausfallen, als was man uns unter dem Logos-Titel gewöhnlich anbietet.

2. DIE SPRACHLICHEN PRÄDIKATIONSARTEN

Was nun die gesuchten Grundfiguren der semantischen Prädikation angeht, so folgt unsere Haupteinteilung der Frage: *Welches ist das sinngebende Medium für die Synthese oder Verbindung der Wortbedeutungen?* Dies entspricht übrigens der Kantischen Frage, aufgrund welcher Anschauung eine Synthesis in synthetischen Urteilen möglich sei. Zwar interessiert uns in diesem Zusammenhang nicht der Unterschied von apriorischer und empirisch-aposteriorischer Synthese, erst recht nicht der von synthetischen und analytischen Urteilen. Denn dergleichen Unterscheidungen sind sekundär-erkenntniskritischer Natur und betreffen die Verifikation von Urteilen, während es uns hier um Aussage- oder Prädikationsformen überhaupt geht. Die Parallele zu Kants Frage nach sinngebender Anschauung für Erkenntnis liegt lediglich darin, daß nach dem jeweiligen Medium gefragt wind, welches die Synthesis von Wortbedeutungen in einem semantischen Satz ermöglicht.

Mit dieser Parallele läuft auch ein großer Unterschied zu Kant einher: Während seine Frage nach sinngebender Anschauung nur die Möglichkeit der Anwendung betrifft, gehen wir von dieser Frage nach dem Medium der Synthese für die *Spezifikation* der Kategorien selbst aus, die Kant lediglich der Urteilstafel und somit dem »reinen« Verstand entnimmt. Für uns hat sich »Verstand« aber als Vermögen der reflektierenden Vermittlung von Selbst und Andersheit erwiesen, dessen Reinheit darin besteht, nicht rein bei sich zu bleiben, dessen Denkfiguren deshalb zugleich auch Erkenntniskategorien sind.

Das jeweilige Verbindungsmedium der Wortbedeutungen kann nun

- einmal im *objektiv vorgestellten Begriffsumfang* liegen, wobei die Vergleichungsbegriffe von »Einerleiheit und Verschiedenheit« maßgebend sind (a),

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 179

- sodann in *subjektiver Wertung* gemäß »Einstimmung und Widerstreit« mit dem Subjekt (b),

- ferner in einer *realen dynamischen Relation* zwischen den zur Rede stehenden Größen, gemäß der Unterscheidung von »Innerem und Äußerem« der Beziehung (c),

- und schließlich unter dem Gesichtspunkt von »Form und Materie« in einer zusätzlichen *subjektiven Modifikation* des Redeinhaltes durch den Sprecher (d).

Für das Aufweisen dieser Unterscheidungen folge ich nun weitgehend der *Sprachtheorie* (a.a.O. 172–189), die seinerzeit ohne besonderen Hinblick auf Kant entstand, doch unwillkürlich von der Sache her immer wieder in dessen Nähe führte. Ich werde in manchem kürzer und stärker formalisierend auf die Verwendung bzw. Anwesenheit der (Kantischen) Reflexionsbegriffe eingehen. Den ausdrücklichen Vergleich mit Kants Kategorientafel möchte ich allerdings erst in einem weiteren Durchgang im nächsten Unterkapitel (3.) führen.

Dem sprachlogisch ungeübten Leser wird der detaillierte Durchgang durch die Prädikationsarten wahrscheinlich Schwierigkeiten bereiten. Ihm sei geraten, nur die Überschriften zur Kenntnis zu nehmen und bald zu 3. überzugehen. Für den Geübteren dagegen darf der Autor die konkrete Charakteristik der Prädikationsarten in ihrer innerlich begründeten Abfolge nicht schuldig bleiben.

Für den Kant-Freund stellt sich nach allem Gesagten einfach die Frage, ob er an den ihm vertrauten Urteils- und Kategorientafeln unbesehen und museal weiter festhalten will – oder ob er sich auf eine reflexions- und sprachlogische, später (in Kapitel VIII) als prospektiv-dialogisch bezeichnete Neuinterpretation mit vielfachen theoretischen und praktischen Konsequenzen einlassen will. **Eine andere als reflexions- und sprachlogische Neuformulierung des Kategorienprogramms kann nach meiner Einsicht und Behauptung nur musealen Wert haben.** In gewisser Weise geschieht hiermit auch den sprachphilosophisch orientierten Zeitgenossen und Kritikern Kants Genüge: Herder, Hamann, Jacobi, auch Wilhelm von Humboldt, ohne daß jedoch Kants Kategorienprogramm aufgegeben wird. Es wird im Gegenteil in seiner

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 180

Essenz, zunächst sprachlogisch wie darüber hinaus auf die allgemeinen Reflexionsstrukturen zurückgehend, gerettet und vertieft.

a) Subsumtion: Verbindung im Objektiven

1. Sigmatische Subsumtion: Benennung. Die elementarste Form der Prädikation dürfte die *Subsumtion eines Identifikators (Name oder Pronomen) unter einen Deskriptor (Allgemeinbegriff)* sein, nach der allgemeinen Form »a est P«, wobei a für Eigennamen oder Pronomen steht und das Prädikat P für einen Deskriptor, insbesondere für ein Substantiv (»Peter ist Schüler.« »Dies ist ein Baum.«): *die identifizierende Benennung nach Einerleiheit (Selbigkeit) oder Verschiedenheit.*

Als Deskriptor in Prädikatsstellung (Prädikator) kann auch ein Adjektiv stehen, das eine Zugehörigkeit, nicht eigentlich eine Eigenschaft ausdrückt, z.B. »Peter ist arbeitslos.« In dieser subsumtionslogischen Verbindung vom Identifikator (als Subjekt) und Deskriptor (als Prädikator) können auch einige Verben sowie Situatoren (Adverbien) als Deskriptonen auftreten, z.B. »Peter gehört dazu« oder »Peter ist dabei«. Charakteristisch für die ganze Gruppe der subsumtionslogischen Prädikationen ist die Bedeutung der Kopula »ist«. Sie verbindet Subjekt und Prädikat im Sinne der partiellen oder totalen Identifizierung.

2. Referenzsemantische Subsumtion. In der vorigen Figur etablierte sich der Begriffsinhalt (intensio) von Wörtern im Ausgang von gegebenem Konkreten. Von der so gewonnenen spezifisch semantisch allgemeinen Bedeutung her wird nun auch die umgekehrte Prädikationsform möglich: das *Existenzurteil »P est«,* d.h. »es gibt P«. Eine solche Existenzaussage beinhaltet über die bloße Identifikationsfunktion der Kopula hinaus die *Existenzsetzung.* Es geht um Einstimmung und Widerstreit des semantischen Gehalts, aber subsumiert unter das sigmatische Problem des Sachbezugs, also um *Einstimmung und Widerstreit von Gehalt und Sachbezug, d.h. Existenz.*

Man könnte annehmen, die Existenzsetzung gehöre auf die vorige sigmatische Stufe der subsumtionslogischen Prädikation, weil es ja um Zusprechung einer konkreten Referenz geht. Doch wird im Unterschied zur vorhergehenden Herausbildung eines allgemeinen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 181

Gehaltes aus dem konkret Bezeichneten (1.) schon vom Allgemeinen ausgegangen und nochmals eine *allgemeine, mögliche Referenz* auf Bestimmtes ausgesagt – es sei denn, der Sprecher verbindet mit der semantischen Existenzaussage eine konkrete Deixis (Zeigehandlung) oder referiert auf Einmaliges. Die Existenzsetzung thematisiert gerade den Unterschied zwischen der Semantik allgemeiner Gehalte und bestimmter Referenz und geht von diesem Unterschied aus. Daher stellt sie die semantische Stufe der subsumtiven Prädikation dar. »*Referenz-Semantik*« sollte also präziser als üblich verstanden und nicht mit der sigmatischen Konstitution allgemeiner Bedeutungen (1.) verwechselt werden.

3. Begriffsrelationale Subsumtion (Begriffsidentifizierung). Die dritte Figur der subsumtiven Prädikation besteht in der partiellen oder totalen Identifikation zweier Deskriptoren (Begriffswörter), d.h. das grammatische Subjekt ist selbst schon ein Begriffswort, und dieses wird mit einem umfassenderen Deskriptor als Prädikator identifiziert, z.B. »Buchen sind Bäume« oder »Bäume sind Lebewesen«. Man erkennt leicht, daß diese Figur für die Klassifikation der Weltwirklichkeit zuständig ist. Sie setzt Begriffswörter mit anderen Begriffswörtern in eine *umfangslogische Beziehung.* Leicht läßt sich der Zusammenhang zum dritten Paar der Reflexionsbegriffe, »*Inneres und Äußeres*«, herstellen: Stehen die Begriffsinhalte bzw. -umfänge (*intensio bzw. extensio*) innerlich oder äußerlich zueinander?

Dabei spielt es unter reflexionslogischem Gesichtspunkt eine untergeordnete Rolle, ob der Subjektbegriff *singulär* ist (»diese Buche«, »Sokrates«) oder *partikulär* (»manche Buchen«, »einige Philosophen«) oder *empirisch-universal* ist, wie »alle diese Buchen«, »alle bisherigen Philosophen«. Die seit alters übliche Unterscheidung von partikulären und universalen Subjektbegriffen bzw. Urteilen (der Kant das singuläre Urteil hinzufügte) ist sekundär gegenüber den hier herausgearbeiteten Prädikatsformen. Auch die obigen Figuren 1. und 2. können jeweils singuläre, partikuläre oder empirisch universale Subjekte haben, z.B. »dieses sind Bäume« (1.) oder »es gibt Marsmenschen« (2.), wobei das erste dieser Beispiele sowohl als partikulärer wie als empirisch universaler Satz verstanden werden kann (im Sinne von: »alle diese Bäume sind Buchen«).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 182

Auf die weitere Untergliederung der Grundfiguren im Vergleich mit der üblichen Quantorenlogik kann verzichtet werden. In jedem Fall halten wir die Unterscheidung der Urteile (d.h. Prädikationen) nach den Quantoren (eins, einige, alle) nicht für primär in ihrem Wert für die Sprachrekonstruktion, und es gibt gute Gründe für die Behauptung, daß die »Quantoren zur Darstellung umgangssprachlicher Sätze überflüssig sind« (W. Siebel, *Grundlagen der Logik,* München 1975, 187).

4. Wesensaussagen. Ein reflexionslogisch wesentlicher Unterschied besteht erst dort, *wo die identifizierende Kopula* (»est, ist, sind usw.«) *den Sinn von »ist notwendig« hat.* Dies ist der Fall bei den sogenannten »nomologischen Allsätzen« im Unterschied zu den bisher erwähnten »akzidentellen Allsätzen«, den empirisch universalen Allsätzen. Nomologische Allsätze sind Wesensaussagen wie »Der Mensch ist sterblich« oder »Alle Menschen sind sterblich«. Das Beispiel zeigt, daß nicht der sogenannte »Allquantor« (»alle Menschen«) für diese Prädikationsart ausschlaggebend ist, sondern den Wesenszusammenhang, d.h. der als notwendig erachtete Zusammenhang zwischen Subjekt- und Prädikatsbegriff. Die quantitative Universalität ist Folge oder Aspekt des Wesenszusammenhangs zwischen den beiden Begriffsworten, nicht umgekehrt die Notwendigkeit der Identifikation in einer empirischen Allheit begründet. Wie der notwendige Zusammenhang erkenntnistheoretisch zu begründen ist, ob er auch auf dem Wege der empirischen Induktion begründet werden kann oder nur durch eine Wesenserkenntnis über die zur Rede stehenden Begriffe bzw. ihre realen Denotate, braucht hier nicht diskutiert zu werden.

Man wird auch definitorische Festlegungen, z.B. Geschwindigkeit = Weg/Zeit zu dieser Prädikationsart der Wesensaussagen zählen können. Bei *Definitionen* beruht der notwendige Zusammenhang zwischen Subjekt und Prädikat auf einer begrifflichen Festlegung, die nicht unbedingt begründet zu werden braucht, sondern sich als praktikabel erweisen muß, während *Wesensaussagen* eine Begründung erfordern, mag diese auch in einer unmittelbaren Evidenz von der Zusammengehörigkeit der Begriffe liegen. Wesensaussagen können sowohl analytisch (begriffserklärend) wie synthetisch (begriffserweiternd) sein. Doch diese Kantische Unterscheidung ist, wie schon

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 183

erwähnt, nur da möglich, wo bereits genaue definitorische Festlegungen vorausgegangen sind.

Es ist die *Form* der wie immer begründeten Notwendigkeit, die Wesensaussagen von anderen unterscheidet, nicht deren Inhalt oder *Materie.* Hier erkennen wir das letzte Paar der Reflexionsbegriffe wieder. Warum stellt sich die Form-Frage als die nach Notwendigkeit? Weil Notwendigkeit die Emergenz der Setzungs-Form schlechthin ist. Die anderen Urteilsmodalitäten (bloße Feststellung, problematische Aussage der Möglichkeit, assertorische Behauptung der Wirklichkeit und apodiktische Behauptung) sind als Abstufungen des Urteils in *pragmatischer Hinsicht* zu betrachten (vgl. *Sprachtheorie* 3 a, aa). Wir kommen auf die Entsprechung zu Kants Modalitätskategorien jedoch unter d) zu sprechen. Die Form-Materie-Frage bleibt hier ja noch untergeordnet, dialektisch subsumiert, unter die leitende Frage der gesamten Subsumtionslogik, die unter den ersten Reflexionsbegriffen steht: Einerleiheit und Verschiedenheit, so daß die *Form* der Notwendigkeit hier den Sinn hat: Sofern »Gegenstände« *materialiter* unter den Subjektbegriff zu subsumieren sind, kommt ihnen das Prädikat mit relativer (wie immer begründeter) Notwendigkeit zu. Damit schließt sich, gut methodisch, der Kreis zum anfänglichen Subsumtionsproblem.

b) Valuation (wertende Zuschreibung): Verbindung im Subjektiven

Grundsätzlich verschieden von der subsumtionslogischen Prädikation ist die Zuschreibung von Zuständen oder Eigenschaften zu »Dingen« (im weitesten Sinne). Es stellt eine grobe Verfälschung der sprachlichen Logik dar, Zustände und Eigenschaften formallogisch wie Gegenstandsklassen zu behandeln, unter die ihre Träger subsumiert werden. Auf diese Weise wird aus der Aussage »Die Blume ist schön« die Karikatur von Aussage, daß die Blume zur Klasse der schönen Gegenstände gehöre. Der sprachfremde Zustand dessen, was herkömmlich als Logik gilt, ändert daran nichts, daß es eine Grundfunktion der sprachlichen Prädikation ist, über die ordnende Klassifikation der Dinge hinaus, diesen Zustände und Eigenschaften zuzuschreiben, die zeitlich begrenzt sowie subjekt-, gruppen- und situationsabhängig sind, weil sie vom Standpunkt der Sprecher oder

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 184

einer sozialen Gruppe und deren jeweiligen Präferenzen (Vorlieben) her beurteilt wenden. Hier ist die Frage nach *Einstimmung und Widerstreit* im Sinne der Subjekt-Korrespondenz des Besprochenen das Hauptthema, das nun durchzuvariieren sein wird.

Der sogenannte *Werturteilsstreit,* der von Max Webers Zeiten bis heute ungelöst fortdauert, hat einen seiner Gründe darin, daß klassifizierende Tatsachenurteile und Werturteile nicht als zwei logisch verschiedene und gleicherweise notwendige Prädikationsarten erkannt wurden. Zu einer Lösung genügt auch nicht die richtige Feststellung, daß etwa der Sozialwissenschaftler subjektive und soziale Wertungen als Fakten voraussetzen muß, er seinerseits jedoch von ihnen allein als objektiven Tatsachen spricht. Denn um den Sinn wertender Sätze zu verstehen, muß auch der Sozialwissenschaftler sich der wertenden Prädikation bedienen, und wäre es auch nur zitierend; im Grunde braucht er jedoch selbst auch wertende Prädikationen, etwa wenn er urteilt, eine individuelle Verhaltensweise sei der sozialen Gruppe »angemessen« oder eine soziale Einrichtung sei effizient. Er muß somit das Faktum des wertenden Sprachgebrauchs von dem deskriptiv klassifizierenden abgrenzen können. – Die wertende Prädikation sollte übrigens nicht länger mit der illokutiven (selbstdarstellenden) und perlokutiven (bewirkenden) Rede im pragmatischen Sinn verwechselt werden. Wir bewegen uns weiterhin im Feld der, wenngleich pragmatischen, Semantik.

Kant selbst hat über die hier anstehende Gruppe von Prädikationen, die in seiner ursprünglichen Kategorientafel nicht vorkommen, eigene Werke geschrieben: die *Kritik der praktischen Vernunft* sowie die *Kritik der Urteilskraft*! Sowohl die willkürlich-subjektiven Urteile des kulinarischen Geschmacks (»Das gefällt mir!«) wie die Allgemeingültigkeit beanspruchenden ästhetischen Geschmacksurteile (»Das ist ein hervorragendes Werk!«) wie die teleologischen Urteile über Zweckmäßigkeit in der Natur – die Themen der dritten *Kritik* – gehören, als Urteile oder prädikative Synthesen betrachtet, hierher. Nicht zuletzt aber auch die sittlichen Imperative, die Sollenssätze, mit denen es die Vernunft als praktische zu tun hat. Kant hat seinen bewußtseinsanalytischen Einsichten jedoch nicht gleichermaßen sprachphilosophisch Rechnung zu tragen vermocht. (Die heutigen *linguistic turn*-Vertreter fallen mit ihrer Grundthese von der angebli-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 185

chen Unhintergehbarkeit der Sprache ins andere Extrem, statt die sprachlichen Phänomene bewußtseinstheoretisch zu rekonstruieren.)

Wir können diese Zusammenhänge hier nicht ausführlich weiterverfolgen, um nicht vom eigentlichen Gedankengang abzukommen. Doch wer sich über die innere Einheit aller drei Vernunftkritiken Gedanken macht, sollte folgende Überlegung im Auge behalten: Sämtliche Aussagenarten – theoretische Urteile, praktische Maximen und Imperative sowie Geschmacksurteile jeder Art – sind alle prädikativ-semantische Synthesen und als solche zu betrachten. Die Kritik der anderen »Vermögen des Gemütes« (außer dem Erkenntnisvermögen das Gefühl der Lust und Unlust sowie das Begehrungsvermögen) muß sich nicht der Kritik des Erkenntnisvermögens unterordnen (sosehr Kritik Unterwerfung aller Vermögen unter die Erkenntnis beinhaltet), aber mit diesem zusammen eine sprachlogische Einheit bilden. Semantische Prädikation ist die Dimension, in der noch nicht Erkenntnis interpersonal handelnd behauptet wird noch sonstige eigentliche Sprachhandlungen vollzogen werden, sondern lediglich die Gehalte – quasi hypothetisch – in eine denkende, wollende, fühlende, in jedem zunächst bloß subjektive Synthese gelangen. Unabhängig von den Gründen, aus denen die Denkenden, Fühlenden, also Wertenden, und Wollenden diese Synthesen bilden, sind hier deren mögliche Formen zu studieren. In diesen Syntheseformen liegt die stets als Problem empfundene Einheit der Kantischen Kritiken, nach der sprachlogischen Seite hin – sofern man eben die Prädikationsart der wertenden Zuschreibung nicht außer acht läßt.

Kant unterscheidet in der *Kritik der Urteilskraft* die Geschmacksurteile nach den Momenten der Qualität, der Quantität, der Relation und der Modalität. Die kategorialen Stufen der ersten Vernunftkritik sind also vorausgesetzt – denkwürdigerweise nur immer die große Vierheit! – und strukturieren dort, wie auch sonst oft, den Gedankengang.

Ähnlich setzt die wertende Zuschreibung, die ich sprachlich analog zur Subsumtion »Valuation« nenne, die subsumtionslogische, objektiv klassifizierende Prädikationsart innerlich voraus und enthält sie, manchmal zum Verwechseln. Man kann aber sagen »Dies ist schön« oder »Es gibt Schönes« oder »Alle Blumen sind schön« und

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 186

bleibt mit diesen in subsumtionslogischer Hinsicht verschiedenstufigen Aussagen doch auf derselben, ersten Ebene der wertenden Zuschreibung, die wir die objektive Zuschneibung nennen wollen. Hier die Stufenfolge der Valuation:

1. Objektive Zuschreibung. Soeben wurde bereits ein Beispiel für objektive Zuschneibung auf den ersten Stufe den Valuation, den Stufe im Thema Einerleiheit und Verschiedenheit, gegeben. Sie besteht darin, daß eine Eigenschaft oder ein Zustand dem logischen Subjekt als ihm an ihm selbst zukommend zugesprochen wird, wobei die subjektiv wertende Komponente, die Eigenschaft als Bestimmung von/für, nicht als solche (subjektive) ausdrücklich wird. Wo immer aber Eigenschaften keine klassifikatorische und damit subsumtionslogische Bedeutung haben, beinhaltet ihre Zuschreibung eine implizite oder explizite Wertung – aber unter dem *Schein der bloßen Identifikation (Einerleiheit und Verschiedenheit).*

Wenn die wertende Zuschreibung die vorzügliche Domäne der Adjektive darstellt, so ist diese doch andererseits nicht an den Gebrauch von Adjektiven gebunden. Prädikationen wie »es stimmt« oder »es klappt« sind ebenfalls als wertende Zuschreibung anzusehen. Es besteht freie Variabilität von Prädikationsarten mit den Wortarten, d.h. im Prinzip kann jede Wortart für jede prädikative Synthese eingesetzt werden, wenngleich es Vorzugs-Wortarten und Satzbaupläne für bestimmt Prädikationen gibt, so für die wertende Zuschreibung der Gebrauch von Adjektiven.

2. Die subjektbezogene Valuation macht den eben besprochenen Subjektbezug, *Einstimmung und Widerstreit* mit diesem, explizit – was keineswegs heißt, daß dieser stets das offensichtliche Thema der Rede darstellen muß. In der Aussage »Er ist unsympathisch« müßte sonst »mir« eingefügt werden. Doch liegt den Sprechern oft viel daran, den subjektiven Einschlag ihrer Werturteile zu verschleiern. Hierher gehören ferner Lob und Tadel, Wünsche, Befürchtungen, Drohungen und all die offenkundig interpersonalen Sprachvollzüge – nach Seiten ihres semantischen Gehaltes (noch nicht als konkrete, situative Handlungen betrachtet).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 187

3. Die sozial bezogene Wertung besteht im Ausdruck jener berühmten »sozialen Tatsachen«, die auch der Soziologe nur als Tatsachen verstehen kann, wenn und sofern er den Sinn sozial wertender Prädikation akzeptiert hat wie jeder normale Sprecher. »Fußball ist beliebt; die Leute haben Langeweile; er ist berühmt; man spricht von Ihnen« – in solcher und noch vielfacherer Weise drücken sich die sozialen Werturteile aus. Zu fragen ist, ob nicht sogar Zeitangaben dazu zu rechnen sind, sofern sie sozialen, nicht physikalischen Sinn haben: »Heute ist Sonntag«. Sagt solche Prädikation etwas *Inneres* über das Subjekt aus oder etwas ihm *Äußeres?* Genau das ist – in ganz anderem als dem verdrängerischen Sinn wie bei der uneingestandenen subjektiven Valuation – die Frage bei den sozialen Wertungen, die trotz ihrer sozialen Äußerlichkeit eben auch individuelle, innere Tatsachen konstituieren. Das Sozial-Äußere resultiert aus dem Individuell-Inneren und – dialektischerweise – umgekehrt.

4. Die normative Valuation. Das letzte Beispiel hat bereits eine sozial-normative Bedeutung, ohne daß mit der Zeitangabe bestimmte Verhaltensnormen (was man sonntags tut oder läßt) schon explizit benannt sind. Solche Benennung geschieht in den ausdrücklich normativen Prädikationen nach den Mustern: »Man tut das (nicht); es gehört sich; es ist erlaubt/verboten; es ist unmoralisch; es wird gewünscht«. Dieselbe Prädikationsform liegt bei den meisten Imperativen vor, gleich welche sprachpragmatische Handlungsart (Befehl, Wunsch, Rat, Drohung usw.) mit diesen verbunden ist.

Im Bereich der normativen Valuation ist offensichtlich wieder die *Form-Materie-Reflexion* aktuell, wenngleich im dominant bleibenden Rahmen von *Einstimmung und Widerstreit*. Form ist hier der Geltungsanspruch, und diesem gilt meist die Hauptaussage in der normativen Valuation. Das unterscheidet die Prädikation »Der Rasen darf nicht betreten werden« von der Beschreibung »Nur einige Leute gehen über den Rasen«.

Man muß sich im gesamten Bereich der Valuation ständig vor Augen halten, daß prädikativer Gehalt und pragmatische Handlungsart nicht dasselbe sind. Die sogenannte *präskriptive Sprache* stellt eine Verbindung von normativer Wertung nach Seiten der Semantik und sogenanntem perlokutivem (wirkungspragmatischem) Sprechen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 188

nach Seiten der Pragmatik dar. Es wird nicht möglich sein, der Sprachlogik derartiger Äußerungen gerecht zu werden, wenn man sie nur von einer Dimension her, meist von der äußerst vage verstandenen pragmatischen Dimension, betrachtet.

Die Geltungsdifferenz der valuativen Prädikation ist nicht die von wahr/falsch, sondern von subjektiv-geltend bzw. faktisch-sozial bzw. sozial-normativ geltend oder nicht geltend (=gültig). Die Geltung einer sittlichen oder sozialen Norm besteht nicht in deren Wahrheit, sondern in dem Erwartungsdruck, der mit ihr verbunden ist, worin immer diese Verhaltenserwartung fundiert ist (sittlich, rechtlich, kultureller Brauch usw.).

c) Relationierung: Verbindung durch dynamische Relation

Wo ist nun aber das vorige einfache Beispiel »Nur einige Leute gehen über den Rasen« logisch unterzubringen? Bedeutet es etwa rein subsumtionslogisch: »Nur einige Leute gehören heute zur Klasse der Rasengänger«? Zum Glück sind wir mit der Logik der Prädikationsarten noch nicht am Ende, so daß wir dem Unfug solcher einseitigen Subsumtionslogik entrinnen können.

Die Leitfrage für unsere Untersuchung der Prädikationsarten lautet: *in welchem Medium ist die Verbindung von Wortinhalten zu einer prädikativen Synthese möglich?* In der subsumtionslogischen Prädikationsart (a) erwies sich dieses Medium als der objektiv gedachte Begriffsumfang der Wortbedeutungen; in der wertenden Zuschreibung (b) bildete die Subjektivität der einzelnen Sprecher bzw. die sozial verbundene Subjektivität vieler das Medium der prädikativen Synthese. Die subsumtive Synthese werden wir mit Kants Kategorien der Quantität in Verbindung bringen, die valuative mit den kantischen Kategorien der Qualität. Ich erwähne es bereits, weil die folgende Prädikationsgruppe der Relationierung (c) ebenso wie die vierte der Modifikation (d) von vornherein deutlich mit den von Kant so genannten dynamischen Kategoriengruppen der Relation bzw. der Modalität zu tun haben und wir gut daran tun, diese Parallele schon mit in den Blick zu nehmen.

Es handelt sich bei dem, was wir hier »Relationierung« nennen, darum, daß die Verbindung zwischen den Wortinhalten der Prädika-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 189

tion weder bloß umfangslogisch im Sinne einer gedachten Objektivität noch bloß in der subjektiven Wertung der Sprecher besteht, sondern *in einer von den Sprechern vermeinten realen bzw. gar dynamischen Relation zwischen den realen Denotaten der Wortinhalte.*

»Real« wird gesagt im Unterschied zu einer bloß gedachten Beziehung zwischen den Denotaten wie sie in der umfangslogischen Prädikation vorliegt. (Die erkenntnistheoretische Frage oder Scheinfrage, ob »als real gedacht« wirklich verschieden ist von »bloß gedacht« und wodurch, dürfen wir hier auf sich beruhen lassen. Es genügt hier der gravierende Unterschied im Gedachtsein.)

»Dynamisch« beinhaltet darüberhinaus einen *Wirkungszusammenhang,* der über eine bloß statische, räumlich-zeitliche Beziehung der Denotate (des Gedachten) zueinander hinausgehen kann.

Es ist hierbei nicht die naturphilosophische Frage zu entscheiden, ob jede zeitlich-räumliche Beziehung zwischen den Gegenständen *eo ipso* einen Wirkzusammenhang zwischen ihnen einschließt. Die Sprecher aller Sprachen dürften beide Arten von realen Beziehungen in ihrem Bewußtsein und ihrer Ausdrucksweise vermutlich unterscheiden können.

Wir können trotz der Differenzierung zwischen realer und dynamischer Relation, die durch die folgende Untergliederung präzisiert werden wird, den ganzen Bereich der realen Relationen »dynamisch« nennen, weil überall dabei *reale Bewegung* stattfindet, sei es in räumlichem, zeitlichem, kausalem oder überkausalem Sinne.

Der hier gemeinte Beziehungszusammenhang raum-zeitlicher und/oder dynamischer Art wird in seinem Spezifischen keineswegs von der sogenannten Relationenlogik als Teil der zeitgenössischen Logistik erfaßt. In dieser werden so verschiedenartige Relationen wie: »x ist Zustand von y«; »x ist Vater von y«; »x geht nach y«; »x liebt y« usw. unter einen mathematischen Relationsbegriff gefaßt, der gerade nicht der in unserem Zusammenhang allein interessante reale und teilweise dynamische Relationsbegriff ist. Es ist nicht ersichtlich, wie auf solche Weise das Spezifische von Bewegung, Aktivität und Kausalität (im weitesten Sinn), das die Sprache vor allem in den Verben zum Ausdruck bringt, als solches adäquat erfaßt sein sollte. »Der Hund bellte gestern«, bedeutet keineswegs soviel wie: »der Hund gehörte zur Zeit g zur Klasse der bellenden Objekte«.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 190

Einem Logiker, dem es um die Rekonstruktion des Sprachsinns und nicht um die Anbequemung der Sprache an das Prokrustesbett eines im Grundansatz mengen- und umfangslogisch verengten Formalismus geht, müßte sich die Aufgabe stellen, Vorgänge und Handlungen als *solche* und nicht als die abgetöteten Begriffsumfänge ihrer Substantivierungen (logischen Verdinglichungen), in sein Kalkül aufzunehmen. Ob und wie dies möglich ist, braucht hier nicht entschieden zu werden, wohl aber können wir mit Sicherheit davon ausgehen, daß die allen Sprachen gemeinsame Reflexionslogik auch überall dynamische Relationen zum Ausdruck bringt, und daß eine adäquate formale Rekonstruktion derselben dies ebenfalls leisten müßte.

Übrigens ist von den obigen Beispielen »x ist Vater von y« entgegen dem etwaigen Anschein nicht als dynamische Relation anzusehen (wie die beiden darauf folgenden Beispiele, die dynamisch-relationale Verben enthalten).

1. Räumliche Relationierung. Die grundlegendste und objektivste Art realer Relation ist für das menschliche Bewußtsein die räumliche.

> »Vermittelst der äußeren Sinne (einer Eigenschaft unseres Gemüts) stellen wir uns Gegenstände als außer uns, und diese insgesamt im Raume vor« (A 22/B 37). – »Der Raum ist eine notwendige Vorstellung, a priori, die allen äußeren Anschauungen zum Grunde liegt. Man kann sich niemals eine Vorstellung davon machen, daß kein Raum sei, ob man sich gleich ganz wohl denken kann, daß keine Gegenstände darin angetroffen werden. Er wird also als die Bedingung der Möglichkeit der Erscheinung, und nicht als eine von ihnen abhängende Bestimmung angesehen, und ist eine Vorstellung a priori, die notwendigerweise äußeren Erscheinungen zum Grunde liegt« (A 24/B 38).

Für unseren Zusammenhang ist nicht so sehr ausschlaggebend, daß der Raum gemäß Kants Analyse eine Vorstellung a priori und keine empirische Gegebenheit ist, sondern lediglich, daß die Raumvorstellung fundamental für alle menschliche Wahrnehmung der Welt ist, und daß er dementsprechend *das grundlegende objektive Medium* ist, in dem Gegenstände uns begegnen und miteinander in Beziehung stehen – bzw. vom Menschen und seiner Sprache in Verbindung gebracht werden.

Die räumliche Inbezugsetzung der Gegenstände und Vorgänge stellt dementsprechend auch sprachlogisch die erste und objektivste

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 191

Art der prädikativen Relationierung dar: Unter der **Hauptbestimmung** »**Inneres und Äußeres**«, womit sich primär eine räumliche Vorstellung verbindet, wird alles außen Begegnende nach »*Einerleiheit und Verschiedenheit*« im Vorstellungsraum plaziert. Diese räumliche Identifizierung liegt z. B. allen Verben der Ruhe und Bewegung zugrunde, ist aber nicht an den Ausdruck durch Verben gebunden. Die räumliche Beziehung kann auch durch die bloße Kopula »ist« im Sinne von »befindet sich« plus präpositionale Verbindung ausgedrückt werden, z.B. »Sie ist in der Küche«.

Bemerkenswerterweise hat die Kopula »ist« in solchen Prädikationen keineswegs bloß identifizierende Bedeutung wie in der subsumtionslogischen Prädikation, sondern eine räumlich *relationierende*. Die räumliche Relationierung kann zweistellig, dreistellig, vierstellig sein, wenn wir die Relation selbst und die Relate (wie bei den Verben) als Stellen zählen: »er geht«, »er geht aus dem Haus«, »er geht aus dem Haus in den Wald«.

Ich zähle die Prädikation durch Bewegungsverben, auch wo sie ein subjektives Verhalten und somit eine Art von Wirken beinhalten, zur räumlichen Relationierung, sofern sie *nicht zugleich eine Kausalität auf anderes* beinhalten. Hierzu gehören auch reflexive Prädikationen nach dem Muster »er bewegte sich«. Hierin liegt vollends die Rechtfertigung dafür, auch die räumliche und zeitliche Relationierung schon als dynamische zu bezeichnen, nicht bloß als reale. Lediglich die statische Relationierung »x ist (liegt) in y« könnte man vom Obertitel »dynamische Relation« ausnehmen wollen. Doch kann man selbst die räumliche Ruhelage als Null-Bewegung verstehen.

2. Über die *zeitliche Relationierung* ist nach dem Vorausgegangenen nicht viel mehr auszuführen als die Begründung dafür, sie auf der zweiten, *subjektiven* Stufe der relationierenden Prädikation anzusetzen. Hierfür tritt Kant selbst wiederum als bester Kronzeuge ein, weil er mit Recht (bei allem, was seinem Zeitverständnis noch hinzuzufügen wäre, aber nicht in diesen Zusammenhang gehört) die Zeit als *Form der inneren, subjektiven* wie den Raum als Form der äußeren Anschauung herausstellte.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 192

»Die Zeit ist nichts anderes, als die **Form des inneren Sinnes**, d.i. des Anschauens unserer selbst und unseres innern Zustandes. Denn die Zeit kann keine Bestimmung äußerer Erscheinungen sein; sie gehöret weder zu einer Gestalt, oder Lage etc., dagegen bestimmt sie das Verhältnis der Vorstellungen in unserem innern Zustande. Und eben, weil diese innre Anschauung keine Gestalt gibt, suchen wir auch diesen Mangel durch Analogien zu ersetzen, und stellen die Zeitfolge durch eine ins Unendliche fortgehende Linie vor. (…) Die Zeit ist die formale Bedingung a priori aller Erscheinungen. Der **Raum**, als die reine Form aller Anschauung, ist als Bedingung a priori bloß **auf äußere Erscheinungen eingeschränkt**. Dagegen, weil alle Vorstellungen, sie mögen nun äußere Dinge zum Gegenstande haben, oder nicht, doch an sich selbst, als Bestimmungen des Gemüts, zum **innern Zustande** gehören; dieser innere Zustand aber unter der formalen Bedingung der innern Anschauung, mithin der **Zeit** gehöret: so ist die Zeit eine Bedingung a priori vor aller Erscheinung überhaupt, und zwar die unmittelbare Bedingung der **inneren** (unserer Seelen) und eben dadurch **mittelbar der äußeren Erscheinungen**. Wenn ich a priori sagen kann: alle äußeren Erscheinungen sind im Raume, … so kann ich aus dem Prinzip des innern Sinnes ganz allgemein sagen: alle Erscheinungen überhaupt, d.i. alle Gegenstände der Sinne, sind in der Zeit, und stehen notwendigerweise in Verhältnissen der Zeit« (A 33f/B 49f).

In diesen Ausführungen Kants wurde die gerade in unserer Systematik leitende Dialektik der Reflexionsbestimmungen **Innen und Außen** optitisch hervorgehoben, so dass sich hierzu ein weiterer Kommentar erübrigt. Doch bemerkenswert ist es um so mehr, als Kant an seine Reflexionsbegriffe und deren künftige Bedeutung für eine Logik der Prädikation in diesem Zusammenhang überhaupt nicht gedacht hat. Man kann geradezu von einem dialektischen (= reflexionslogischen!) Bedingungszusammenhang zwischen räumlicher und zeitlicher Relationierung sprechen.

In diesem Text ist alles an Begründung über den *Vorrang an Unmittelbarkeit der Raumvorstellung* in bezug auf Objekt-Äußeres, zugleich aber über den größeren »Umfang«, weil *größere transzendentale Tiefe der Zeitvorstellung,* enthalten. In ihnen wird zugleich begründet, daß zahlreiche zeitliche Prädikationen sich räumlicher Bilder bedienen, also im Grunde Metaphern sind, z.B. »es naht der Tag«; »die Nacht geht zu Ende«. Nicht zuletzt wird aus Kants Überlegungen auch deutlich, daß und warum selbst die räumliche Prädizierung bereits *implizit* die Zeitvorstellung mitenthält und daß die Verben, obwohl sie vorzüglich räumliche Vorstellungen im wörtlichen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 193

oder im übertragenen Sinn beinhalten, in der Tat »*Zeitwörter*« sind. Dies soll wiederum nicht heißen, daß ausschließlich den Verben die dynamische Relationierung vorbehalten wäre, nicht einmal die zeitliche; vergleiche die zeitlichen Prädikationen »bald ist Weihnachten« oder »7 Uhr ist Feierabend«.

Eine wie verbreitete Bedeutung zeitliche Bestimmungen, und somit explizite oder implizite zeitliche Prädikationen für allen Sprachgebrauch haben, bedarf keiner ausführlichen Erörterung. Bedeutung hat an dieser Stelle allein die systematische Ortsbestimmung der zeitlichen Relationierung im Ganzen der prädikativen Synthesen und die Einsicht in deren durchgreifenden Charakter für *alle* dynamischen Relationen – unbeschadet ihres spezifischen systematischen Ortes.

Um diesen Ort abschließend noch mit Hilfe der subsumtionslogisch untergeordneten Reflexionsbegriffe zu kennzeichnen: Handelte es sich beim Raum um die Identifizierung von Dingen und Ereignissen, sofern sie in der Nicht-Identität des Nebeneinander (Einerleiheit *und* Verschiedenheit) statthaben können, so bei der Zeit um eine *Nichtidentität des Identischen,* »*Übereinstimmung und Widerstreit*« eines bereits Identifizierten (Lokalisierten). Die Nichtidentität der zeitlichen Erstreckung löst den Widerstreit unvereinbarer Bestimmungen am Selbigen (ein Ballon kann nacheinander groß oder klein, ein Teller nacheinander leer oder voll sein), während das zeitliche Zugleich nur übereinstimmende räumliche Bestimmungen bzw. nur im Nebeneinander des Verschiedenen zuläßt (Einerleiheit und Verschiedenheit). Auch in der Untergliederung herrscht vollkommene Korrespondenz mit den Reflexionsbegriffen.

3. Die kausale Relationierung steht prototypisch für die dynamische Relation überhaupt insofern, als Wirkungszusammenhänge und somit Kausalität aus Naturgesetzlichkeit oder Freiheit oder beidem zugleich das eigentlich Praktisch-Dynamische ausmachen. Dieses ist – wie erwähnt – schon in der räumlichen Relationierung durch subjektives Verhalten (z.B. »gehen«) implizit enthalten, kommt aber erst zur Explizitheit dort, wo eine kausale Relation zwischen zwei oder mehr verschiedenen Relata ausgedrückt wird. Dies ist in den europäischen Sprachen die vorzügliche Aufgabe der transitiven Verben sowie

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 194

der Verben mit doppeltem Objekt. » Er bewirkte das.« – »Sie tat das für ihn.« Wobei auch hier wiederum die Verben keineswegs die einzige Möglichkeit darstellen, die kausale Relationierung sprachlich-syntaktisch auszudrücken. Auch in einem Satz wie »Die Folgen des Gewitters waren erheblich« ist kausale Relation enthalten. Ausführlichere Betrachtungen über das Verhältnis von semantischer Tiefenstruktur und syntaktischer Ausdrucksstruktur gehören nicht hierher. Es sei lediglich nochmals betont, daß eine freie Variabilität von Wortarten und somit überhaupt der Ausdrucksstruktur, und semantischen Prädikationsformen besteht – daß also letztere keineswegs von den Zufälligkeiten des sprachlichen Ausdrucks wie überhaupt einer einzelnen Muttersprache abhängen.

Auf der andern Seite erübrigt es sich auch, weiter ausholende philosophisch-ontologische Betrachtungen über Kausalität und ihr Verhältnis zu räumlichen und zeitlichen Beziehungen anzustellen, da (zumindest die mir bekannten) Sprachen Wirkbeziehungen hinreichend klar von *nur* räumlich-zeitlichen Beziehungen abgrenzen: Längst nicht alle räumlich-zeitlichen Feststellungen haben kausalen Sinn (auch »er bewegt sich« heißt nicht »er bewirkt Bewegung seiner Beine«; »es bewegt sich« ebenfalls nicht »irgendetwas bewirkt Bewegung«); umgekehrt gibt es in Fülle kausale Beziehungs-Aussagen, die weder räumlich noch zeitlich situiert werden – selbst wenn sie faktisch in einer (subjektiven und intersubjektiven) Zeit verlaufen: »er beleidigte ihn, überredete ihn, erschreckte ihn« sind kausale Prädikationen, bei der die Zeitvorstellung nur implizit vorliegt, ähnlich wie zugleich die Raumvorstellung in »er schlug ihn«. Kausalität beinhaltet für den unbefangenen Sprecher weit mehr als bloße Abfolge in Raum und Zeit, worauf Kant *die empirische Kausalität* einschränkte, um sie unvermittelt neben die *Kausalität aus Freiheit* zu stellen. Prädikationslogisch ist letztere pure Kausalität ohne Raum-Zeit-Vorstellung, während die »empirische« Raum und Zeit vorstellungsmäßig explizit einschließt.

Das Wesentliche an der Kausalbeziehung kann wieder mit den hierhergehörigen Reflexionsbegriffen erläutert werden: Die Kausalität meint keine bloß gedachte, vorgestellte, unserer Anschauung zuzuschreibende und in diesem Sinne äußere Beziehung, sondern eine *innerlich die Dinge selbst betreffende.* Für die Kausalbeziehung

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 195

liegt in der inneren Zuschreibung an die *äußeren, sprecherunabhängigen Dinge* gerade die Aussage. Die Reflexionsdialektik zwischen Innen und Außen ist gegenüber der zeitlichen und räumlichen Relation nochmals verstärkt die tonangebende. Sie betrifft die Kausalität doppelt: qua Relationierung überhaupt (wie bei Raum und Zeit) sowie darüberhinaus in ihrem Spezifischen: innere dynamische Relation, äußerlich im Sinne von subjekt- oder sprecherunabhängig.

Kausale Relationierung meint zentral das, was Kant mit »dynamischen Kategorien« im Auge zu haben schien, als er bemerkte, daß diese nicht bloß die Anschauung, sondern »die **Existenz** dieser Gegenstände (entweder in Beziehung aufeinander oder auf den Verstand)« betreffen, wobei mit letzterem, »Beziehung auf den Verstand«, die Modalkategorien gemeint sind (B 110). Bevor wir uns aber dieser Hauptgruppe zuwenden, muß noch eine von Kant übersehene Art der Relationierung zur Sprache kommen.

4. Mediale Relationierung. Allerdings, ist *jede* innere, dynamische Beziehung kausal? Befragen wir zunächst einfach die Sprache. Wie nicht alle Kausalität durch transitive Verben ausgedrückt werden muß (vgl. »Die Bohrung hatte Erfolg«), so meinen erst recht nicht alle transitiven Verben Kausalzusammenhänge, nicht einmal in ursprünglich metaphorischem Gebrauch: *Schon die Verben der elementaren sinnlichen Wahrnehmung wie »hören, sehen« usw., ferner vor allem eine große Anzahl von Ausdrücken für interpersonale und sonstige geistige Beziehung (»lieben, vertrauen, glauben, erkennen, wünschen, hoffen«) beinhalten, selbst wenn sie so transitiv sind wie »erkennen«, keine Kausalität, sondern vielmehr eine mediale Beziehung zwischen den Relata, die in ihrer Eigenheit bisher kaum irgendwo beachtet wurde.* Sie bilden ein unermeßlich weites Feld der sprachlichen Prädikation: Alle Ausdrücke des Liebens, Erkennens, Sehnens, Hoffens, Wünschens, Vertrauens meinen solche Beziehungsbeziehungen, Partizipationsbeziehungen, mediale Beziehungen. Wenn wir sie überhaupt mit den Kausalbeziehungen unter dem eingangs gebrauchten Ausdruck »Wirkzusammenhang« fassen, dann bedeutet dieser Terminus streng dasselbe wie »dynamische Beziehung« im engeren Verständnis von innerer, nicht bloß vorgestellter Beziehung. Auch der Sprachanalytiker muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, der dem natürli-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 196

chen Sprecher völlig selbstverständlich ist: *Daß es reale, innere Beziehungen gibt, die keine oder zumindest nicht primär und ausschließlich Kausalbeziehungen sind, und daß wir fortwährend davon sprechen – auch wenn wir unter dem Einfluß einer noch immer pubertierenden abendländischen Rationalität unsere Welt ausschließlich raumzeitlich und kausal meinen deuten zu sollen.* Um darüber methodisch hinauszugelangen, bedarf es einer Erweiterung der Rationalität, doch nicht etwa pseudomystischen Raunens.

Mir sind über diesen ganzen, zentral menschlichen Bereich von Aktivitäten jedenfalls keine kategorialen Analysen bekannt, außer einigen Hinweisen auf den Unterschied von Sinnmitteilung und Kausalität, besonders in den Werken von Hans-Eduard Hengstenberg. Doch diese Entgegensetzung kommt eher der eben genannten Unterscheidung von raum-zeitlicher Kausalität und Kausalität aus Freiheit nahe. Sie wird dem Phänomen nicht in seiner ganzen Breite gerecht: Daß es mediale Beziehungen sinnlicher und/oder sinnhafter Art gibt, die ganz unabhängig von oder jedenfalls weit hinausgehend über irgendwelche Kausalbeziehungen verstanden werden. Denn bei solchen Beziehungen geht es nicht immer primär um Sinnmitteilung von der einen zur anderen (oft personalen) Instanz, sondern ganz allgemein um **Thematisierung der Beziehung als solcher und damit um die Partizipation der Beteiligten an irgendeinem gemeinsamen Medium.**

Da Beziehungen selbst ein Mittleres sind und eines Mediums bedürfen bzw. dieses selbst erstellen, spreche ich von medialer Relationierung. Sonst wäre der Ausdruck »Beziehungsbeziehung« angebracht. Denn es handelt sich ja, in reflexionslogischer Analyse, um Folgendes: die Beziehungen zwischen dem Subjekt und dem, was ihm gegenüber ist, werden selbst zur »*Materie*« einer Beziehungswirklichkeit reflektiert, und diese Beziehungswirklichkeit gewinnt *Form,* nämlich reflektierte Gestalt, in den Ausdrücken »sehen, lieben, vertrauen, ahnen« usw. Wir haben also hier die *Form-Materie-Reflexion, subsumiert unter das Thema der ganzen Relationierung, nämlich Inneres und Äußeres:* Was prädikativ formiert wird, ist Beziehungs-Wirklichkeit, keine äußerlich bleibende Vorstellung des Sprechers.

Allerdings, eine Anknüpfung an das, was Kant mit seiner dritten Relationskategorie, der »*Wechselwirkung oder Gemeinschaft*« anzielte,

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 197

scheint möglich, ohne daß es mir angebracht scheint, bei diesem Überblick hierauf ausführlich einzugehen. Kant hat *vielleicht* mit »Gemeinschaft« noch etwas anderes im Sinne als wechselweise Kausalität. Die dritte der »Analogien der Erfahrung«, die später (Kapitel V,3d) kurz zur Sprache kommen sollen, lautet:

> »Alle Substanzen, sofern sie im Raum zugleich **wahrgenommen** werden können, sind in durchgängiger Wechselwirkung« (B 256).

Es scheint die Wahrnehmung selbst zu sein, welche hier die Wechselwirkung oder Gemeinschaft zu begründet, nicht ein bloß objektives Zugleich im Raum. Kant könnte intuitiv das, was hier »mediale Relationierung« genannt wurde, nicht nur überhaupt erfaßt haben (was jedem gesunden Menschenverstand zuzumuten ist), sondern auch mit dem bisher – nach meiner Kenntnis – wenig beachteten dritten Titel der Relationskategorien kategorial dunkel angezielt haben, behaftet mit den Unklarheiten, die aus der strikten Begrenzung auf raumzeitliche Wahrnehmung folgen!

Wir sind jedoch in systematischer Hinsicht nicht auf Mutmaßungen über solches Überschreiten der Kausalvorstellung bei Kant angewiesen. Es ist offensichtlich und wurde doch weitgehend übersehen (außer vielleicht bei Platon mit seinem Partizipationsdenken), daß viele scheinbar räumliche, zeitliche und kausale Relationierungen im Grunde metaphorisch eingekleidete *mediale Beziehungs-Aussagen* darstellen, z.B.: »Er erinnerte sich zurück an seine Jugend; er blickte tiefer; sie schaute ihn ahnungsvoll an«. Der letzte Ausdruck synthetisiert zwei mediale Prädikationen: 1. »Sie schaute ihn an«. 2. »Sie schaute ahnungsvoll.« Die Beispiele machen deutlich, daß mediale Prädikationen (im Deutschen) nicht nur durch Verben mit Akkusativ- und Dativobjekten ausgedrückt werden, sondern etwa auch durch adverbiale Bestimmungen der Art und Weise (ursprüngliche Adverbien oder adverbial gebrauchte Adjektive). Eigentliche Modaladverbien gehören allerdings der folgenden vierten, sprachregulativen Prädikationsgruppe, der Modifikation, an.

Die mediale Beziehung liefert ein Musterbeispiel für Phänomenerschließung durch Systematik. Angesichts dieses Phänomens einer realen dynamischen Beziehung unabhängig bzw. jenseits von Kausa-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 198

lität läßt sich zudem kaum sagen: Die sprach- und reflexionslogischen Kategorien sind ganz anderer Art, ein anderes Theorieprogramm als das Kants. *Denn wenn es die hier erörterte Relationsart gibt, und das scheint mir unleugbar zu sein, dann ist Kants zentrale Befassung mit Kausalität (und Wechselwirkung) kategorial unzureichend auf ihrem eigenen Feld.*

d) Modifikation/Performation : Verbindung im Medium Sprache

Bei der anstehenden letzten Prädikationsgruppe, die Modifikation genannt werden soll, handelt es sich um eine Weiterführung der medialen Prädikation auf einer neuen Reflexionsstufe, nämlich in dem *Medium Sprache*: Prädikationen, die dazu dienen, den sprachlichen Vollzugssinn der anderen, bisher aufgeführten Prädikationen zu regulieren und dadurch zu modifizieren. Die Wortart, die von Hause aus dazu bestimmt ist, wird durch die Modaladverbien gebildet (z.B. »wahrscheinlich, glücklicherweise, zum Beispiel«), bei denen die sprachregulative Funktion bereits in der Wortbedeutung liegt. Sie beinhalten die *Stellungnahme des Sprechers zum Inhalt seiner Äußerungen.* Wie überall zwischen Wortarten und Prädikationsarten freie Variabilität besteht, wird diese Wortart jedoch keineswegs als einzige für die modifizierende Prädikation, *die ausdrücklich reflektierende Prädikation über Prädikationen,* zuständig sein.

Bei Jürgen Habermas (*Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz*) findet sich, in Anschluß an den Austin-Schüler John Searle, die Behauptung, daß alle Äußerungen einen propositionalen und einen performativen Bestandteil haben. Genauso richtig wäre es, zu sagen, daß alle Sätze Modaladverbien nach Art der obigen Beispiele enthielten – was offensichtlich nicht zutrifft. Habermas verwechselt hier zweierlei: Daß jede wirklich gemachte und vollständige Sprachäußerung eine semantische Prädikation (Proposition) und einen *pragmatischen Sinn* als Handlung (Information, Selbstdarstellung, Beeinflussung, Amtshandlung) hat – dies wäre eine zutreffende Feststellung. Daß aber in jeder Äußerung auch eine ausdrückliche semantische Thematisierung des pragmatischen Sinnes vorliegt, ist ebenso falsch wie die Sache mit dem Modaladverb in jedem Satz.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 199

Wenn »performativ« von »pragmatisch« unterschieden wird – das ist sinnvoll und notwendig –, dann kann dieser neue Ausdruck performativ nur bedeuten: *Der pragmatische Verwendungssinn wird zugleich semantisch ausdrücklich.* Also handelt es sich bei performativen Aussagen zugleich um eine weitere semantische Prädikationsart. Allein deshalb interessiert hier das Performative, und muß es uns interessieren. Denn wir haben vorweg betont, daß wir – um der Nähe zu Kants Kategorienproblem willen – uns nur mit den semantischen Prädikationsarten befassen, mit diesen allerdings vollständig. In den bisherigen Prädikationsarten aber ist diese sprachregulierende und modifizierende Aussageweise, wofür die simplen Modaladverbien schon Beispiele sind, noch nicht unterzubringen.

Eine aussagen- und somit sprachreflexive Prädikationsart war unserer systematischen Topik gemäß zu erwarten. Daß hierbei, gemäß dem vierten Paar der Reflexionsbegriffe, Materie und Form, unterschieden werden kann

- *ein modifizierender Bestandteil*
  (Form = performativer Bestandteil, d.h. semantische Kennzeichnung eines pragmatischen Redesinnes) von

- *einem modifizierten Bestandteil*
  (Materie = propositionaler Gehalt)

unterschieden werden kann, liegt auf der Hand. Hierin liegt die Verwandtschaft zu Kants Kategorien der Modalität – obwohl, wie nun zu zeigen ist, die Performation oder Modifikation weit über die sogenannten Modalbegriffe (wirklich, möglich, notwendig) hinausgeht, diese allerdings in die Arten der qualifizierenden Stellungnahme des Sprechers zum Satzinhalt einschließt.

Für Feinheiten und ausführlichere Füllung der folgenden Untergliederung muß ich auf die *Sprachtheorie* verweisen.

1. Die objektive Modifikation ist performative Prädikation in bezug auf den Objektbezug der Proposition (der ersten Prädikation). Sie besteht in der Situierung dieser Proposition im Verstehenskontext von Sprecher und Hörer. Sie wird vor allem geleistet durch die unscheinbare

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 200

Wortart der Konjunktionen und Präpositionen, z.B. »gemäß, bezüglich, betreffend« und vieler anderer Konjunktionen, die auch die Voraussetzung für die zusammengesetzte Prädikation (vergleiche nächstes Kapitel) bilden. Ferner viele sogenannte »weltkonstitutive« Ausdrücke, sofern sie noch nicht wertend, sondern lediglich den objektiven Sinn der Rede bezeichnen: »Ich sage, glaube, meine, erkenne, halte es für die Hauptsache« usw.

2. Die subjektive Modifikation besteht in einer Prädikation über den Subjektbezug einer Proposition. Dazu gehören etwa die Verben »wünschen, hoffen, fürchten, wollen, mögen, bejahen, bezweifeln, meinen«, also all die Ausdrücke, die eine nicht bloß neutrale, andererseits aber auch nicht modallogisch auf den Wahrheitswert bezogene Stellungnahme des Sprechers beinhalten. Diese Funktion kann ebenso gut von den subjektiv wertenden Modaladverbien ausgeübt werden: »hoffentlich, fürchterlich, seltsamerweise, eigenartigerweise« usw. Auch emotionale Interjektionen haben solch subjektiv modifizierende Bedeutung und können durchaus – bei Neutralität der ersten Proposition – eine eigene Prädikationsart ausmachen. »Habe nun, ***ach!*** Philosophie, Medizin, Juristerei, und **leider** auch Theologie durchaus studiert … « (Goethes Faust).

3. Die eigentliche Performation besteht in der ausdrücklich semantischen Situierung einer Proposition in den interpersonal-pragmatischen Kontext und zwar derart, daß dadurch zugleich eine interpersonale Handlung gesetzt wird, die nicht nur Modifikation des Mitteilungs-Vollzuges, sondern eine eigene Handlung ist, in die der propositionale Gehalt aufgenommen ist (ein Punkt, der in der *Sprachtheorie* noch nicht so klar gefaßt war): »bezweifeln, bestätigen, leugnen, gestehen, versprechen, sich verpflichten, erlauben, entschuldigen, vereinbaren, taufen auf, eidlich erklären, erlassen.« Überflüssig, nochmals hervorzuheben, daß die Performation nicht an die Wortart Verbum gebunden ist, und: daß es uns hier nicht um die Unterscheidung möglicher Sprachhandlungen selbst geht, vielmehr um deren prädikativ semantischen Ausdruck überhaupt. Nur das ist Performation (während »Perlokution« ein von Austin gebrauchter Ausdruck für eine unmittelbar interpersonale Fakten setzende

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 201

Sprachhandlung wie Versprechen und Erlauben ist) – sofern man jenem Ausdruck einen spezifischen, präzisen Sinn geben will.

4. Die modallogische Performation besteht in solchen modifizierenden Prädikationsteilen, die den Wahrheitswert, die soziale Geltung oder den Ausdruckswert von Propositionen in den Augen des Sprechers ausdrücken: »Ich vermute, bin völlig sicher, halte es für unabdinglich, finde es einleuchtend … » Von Hause aus geeignet für die modale Modifikation sind wiederum Modaladverbien wie: »sicher, möglich, notwendig, vielleicht, offenbar, scheinbar, unbedingt, schlechterdings«.

Fassen wir die Prädikationsart der Modifikation/Performation noch einmal mit Hilfe der Kantischen Reflexionsbegriffe zusammen: Die Form-Inhalts-Reflexion wird subsumiert 1. unter *Einerleiheit und Verschiedenheit* des Redeinhalts (objektiv), 2. unter *Einstimmung und Widerstreit* bezüglich des Sprechers oder besprochener Subjekte, 3. unter *Innerlichkeit oder Äußerlichkeit* von propositionaler und performativer Teilhandlung zueinander (z.B. das Faktum sowie Halten oder Nichthalten eines Versprechens kann gewichtiger sein als sein Inhalt; oder der Inhalt kann umstritten sein, nicht das Faktum), 4. unter die *Form-Inhalts*-Betrachtung selbst, das heißt die Setzungs-Form (Verbindlichkeit) wird thematisch.

Damit ist unser Durchgang durch die Arten der einfachen Prädikation abgeschlossen. Zur letzteren, der Modifikation, gehören im Deutschen auch die meisten Daß-Sätze (Inhaltssätze), obwohl sie in ihrer syntaktischen Form schon als zusammengesetzt erscheinen. Den vielfachen Formen der *zusammengesetzten* Prädikation müssen wir im Hinblick auf die Ansprüche der heutigen Junktorenlogik eigene Aufmerksamkeit widmen, weil der Maßstab systematischer Vollständigkeit angelegt werden soll. Vor dieser »Krisis« jedoch ist nun der kritische Vergleich mit der Kantischen Kategorientafel fällig.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 202

3. KRITISCHER VERGLEICH MIT KANTS KATEGORIENTAFEL

a) Paralleler Überblick

Stellen wir uns die Tafel der Kantischen Kategorien nun im Vergleich mit den aufgeführten Prädikationsarten vor Augen. Dabei vernachlässige ich aus drucktechnischen Gründen die Anordnung der Kategorien nach »Norden, Westen, Osten, Süden« – *deren geheimnisvolle Bedeutung merkwürdigerweise genau aus dem Vergleich mit dem Schema der Sinnelemente hervorgeht.* Quantität wäre offensichtlich dem Sinnelement Objekt, Qualität dem subjektiven Subjekt, Relation der Intersubjektivität sowie Modalität dem Medialen zuzuordnen – wenn diese Beziehungen bei Kant explizit geworden wären.

Offenbar waren für Kant analoge Zuordnungen leitend wie für uns beim »Schema« der Sinnelemente. Dieses gewann seine Struktur aus dem Gegenüber von zwei Subjekten einerseits und dem doppelten »Zwischen« von gemeinsamer Objektivität und Sinnwelt anderseits. **Die verbindende Analogie mit Kant besteht allerdings nicht in der Intersubjektivität, sondern in der Reflexionsstufung, die ihm implizit bewußt geworden sein muß und worin der Sinn der Ziffern 1 bis 4 liegt.** Im Vergleich mit dem Schema der Sinnelemente (IV, 2 d) finden sich lediglich Oben und Unten vertauscht:

1. Quantität/Objektivität

2. Qualität/Subjektivität **3. Relation**/Intersubjektivität

4. Modalität/Medialität

Dieses Schema mag uns einen interpretatorischen Rahmen bieten für den Vergleich der folgenden Tafeln:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 203

1. Quantität	1. Subsumtion
Einheit	(a) Benennung
Vielheit	(b) Existenzurteil
Allheit	(c) Begriffsidentifizierung
	(d) Wesensaussage
2. Qualität	2. Wertende Zuschreibung
Realität	(a) Objektive Zuschreibung
Negation	(b) Subjekbezogene Zuschreibung
Limitation	(c) Sozialbezogene Wertung
	(d) Normative Zuschreibung
3. Relation	3. Relationierung
Inhärenz und Subsistenz (substantia et accidens)	(a) Räumliche Relationierung
Kausalität und Dependenz (Ursache und Wirkung)	(b) Zeitliche Relationierung
Gemeinschaft (Wechselwirkung zwischen dem Handelnden und Leidenden)	(c) Kausale Relationierung
	(d) Mediale Relationierung
4. Modalität	4. Modifikation/Performation
Möglichkeit – Unmöglichkeit	(a) Objektive Modifikation
Dasein – Nichtdasein	(b) Subjektive Modifikation
Notwendigkeit – Zufälligkeit	(c) Eigentliche Performation
	(d) Modallogische Performation

Das vergleichende Nebeneinander erfordert mehr als bloß eine oberflächliche Schritt-für-Schritt-Zuordnung der einzelnen Kategorien der Kantischen Tafel zu der hier (wie schon in der Sprachtheorie, unabhängig vom Vergleich mit Kant) vorgelegten. Erfaßt werden müssen die Äquivalenzen, zunächst der Kategoriengruppen, die mit Kant als reflexive Stufen geltungskonstitutiver semantischer Leistungen gedacht sind. Vergessen wir nicht: Die eigentliche Vergleichsgrundlage liegt in der Übereinstimmung bezüglich der Reflexionsbegriffe. Diese bilden den im wesentlichen unverändert gültigen, nur verallge-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 204

meinerten und neu begründeten Kern der Kantischen Kategoriensystematik.

Die Parallelen der jeweiligen Gruppen 1, 3 und 4 liegt ohne weiteres auf der Hand. Sie bedürfen nur bezüglich der Untergliederung der vergleichenden Erläuterung.

Eigentlich kontrovers sind Titel und Gesichtspunkt der Gruppe 2: Qualitätskategorien versus »wertende Zuschreibung«. Daß es Werturteile als semantische Möglichkeiten gibt und daß sie daher in einer Tafel der deskriptiv-theoretischen Vernunft vorkommen müssen, auch wenn die Gründe für Wertungen und Imperative in einer solchen Tafel nicht vorkommen, wurde bereits hervorgehoben (in V,2b).

Mir wurde der *Einwand* gemacht, die beiden Tafel stellten keine unmittelbar vergleichbaren Alternativen dar, weil sie auf verschiedenem Allgemeinheitsniveau ansetzten: Die Kantische Tafel sei allgemeiner, die sprachtheoretische spezieller. Sie seien auf diese Weise womöglich miteinander vereinbar. Ich kann weder den Einwand noch den Kompromißvorschlag gelten lassen. Auch wenn man die These, vielmehr das unbewiesene (und inzwischen mindestens in der Linguistik wieder fallengelassene) Modedogma von der Unhintergehbarkeit der Sprache zurückweist, wie oben mehrfach geschehen, so ist doch unbezweifelbar, daß in der semantischen Dimension logisch-allgemeine und fundamentale Denkstrukturen zum Ausdruck kommen und erfaßbar werden, und zwar in einer Allgemeinheit, die von keiner Logik überboten wird. Diese völlige logische Offenheit begründet allerdings gerade die Fähigkeit der Sprache(n), sich selbst zu »hintergehen«. Es sind allgemeine Bewußtseinsstrukturen, die sich ihren jeweiligen einzelsprachlichen (muttersprachlichen) Ausdruck suchen.

Demgemäß besteht *kein unterschiedlicher Allgemeinheitsanspruch* zwischen beiden Tafeln: die universal-sprachtheoretische will ebenso allgemein gelten wie die Kantische. Vereinbar sind beide nicht unmittelbar, wohl aber durch Rückgang auf die *gemeinsame Tiefenstruktur*. Die sprachtheoretische Tafel der Kategorien als grundlegendster Prädikationsarten beansprucht keine oberflächliche Identität mit ein paar Korrekturen, sondern genau diese Wurzel-Identität – in Respekt vor der Leistung Kants. »Leider« gehört es zu einem nicht-historistischen Verständnis von systematischer Philosophie, daß man frühere

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 205

Leistungen nicht wie eine abgeschlossene Welt oder wie Kunstwerke für sich stehen lassen kann, daß man sie nach richtig und falsch sortieren muß, wo eben möglich. In diesem Fall scheint es möglich.

Wir wollen die einzelnen Kategoriengruppen, nach diesem Hinweis auf die gemeinsame, bei Kant nur implizite, Tiefenstruktur, auch im Hinblick auf die bedeutsamsten Abweichungen durchgehen, die sich aus dem Unterschied von implizitem und explizitem Erfassen des Reflexionsstufenprinzips ergeben. Grundlegende Verwandtschaftsaspekte sowie Unterschiede wurden beim Durchlaufen der Prädikationsarten teils schon hervorgehoben, vor allem die Tatsache, daß die *Frage nach dem sinngebenden Medium* der semantischen Synthesen bereits für die Spezifikation der Kategorien wesentlich ist. Diese Frage betrifft nicht erst die Anwendung der Denk-Kategorien auf sinnliche Anschauung zu Erkenntnissen, die Kant erst in der *Transzendentalen Deduktion der reinen Verstandesbegriffe* behandelt, ohne daß dies für die Spezifikation der Katgorien noch irgendeine Bedeutung hätte.

Die folgenden Erläuterungen zu den Unterschieden zwischen Kantischer und explizit reflexionstheoretischer Kategorientafel werden kleiner gesetzt, weil sie nur für den logisch besonders interessierten und trainierten Leser wichtig bzw. ohne Weiteres erschwinglich sind.

b) Quantität und umfangslogische Subsumtion

Mit dem gerade genannten Unterschied im Grundansatz hängt unmittelbar zusammen, daß die traditionelle quantitative Einteilung der Urteile in partikuläre und universale eine ganz untergeordnete Rolle innerhalb der subsumtionslogischen Thematik spielt.

Kant setzt, gegen die übliche Tradition, »einzelne Urteile« als eigene Gruppe von den partikulären ab und kommt von »allgemeinen, besonderen, einzelnen« Urteilen in merkwürdig umgekehrter Reihenfolge zu den drei Quantitätskategorien »Einheit (das Maß), Vielheit (die Größe), Allheit (das Ganze)«, so in der Tafel der *Prolegomena* (§ 20). Die Hinzufügung von »einzelnen Urteilen« bzw. von »Einheit« mag, von formellen Symmetriegründen abgesehen, seinen Instinkt fürs eigentlich Logische bezeugen. Denn die Prädikationsarten »Benennung« und »Existenzurteil« sind auf Einzelnes bezogen und transzendental-genetisch primär: die empirischen Allgemeinbegriffe gehen hervor aus Abstraktion von vielen gleich benannten Einzeldingen und -erlebnissen – ohne daß diese Genese allerdings primär abzählenden Sinn hätte. Die logische Optik ändert sich in dem Moment, da das Medium der Begriffssynthese – in diesem Fall der objektiv vorgestellte Begriffsumfang (vgl. oben V, 2a) bewußt gemacht wird, statt ins bloße Zählen auszuweichen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 206

Die gegenwärtige Quantorenlogik faßt bezeichnenderweise den Allsatz als eine Groß-Konjunktion (Konjunktion = Und-Verbindung) sowie den Existenzsatz als Groß-Adjunktion (Adjunktion = Oder-Verbindung) auf. (Vgl. etwa Helmut Seiffert, *Einführung in die Logik*, 187ff.) Zusammen mit ihren Verneinungen ergeben Groß-Konjunktion und Groß-Adjunktion die traditionell-scholastische Vierheit (vielleicht sogar Vierfachheit?) von Sätzen:

allgemein-affirmativen (a): alle …
partikulär-affirmativen (i): es gibt mindestens ein …
allgemein-negativen (o): nicht (non) alle …
partikulär-negativen (e): kein …

In dieser klassischen Vermischung von Quantität mit Qualität der Urteile liegt ein starker Hinweis, daß die quantitative Betrachtung nach »einige, alle, einzelne« nicht so ursprünglich (unableitbar) und primär ist, wie Kant sie – halbwegs im Fahrwasser der traditionellen Logik – ansetzte.

Darüberhinaus wird aus unserer positiven Sichtung der subsumtionslogischen Grundfiguren deutlich, daß Existenzurteil und Wesensaussage eine primär quantitative Deutung ausschließen, daß letztere als bloß quantitative All-Aussage die Wesensaussage in ihrem Sinn grundsätzlich verfehlt. Sowohl Existenzurteil wie Wesensaussage sind etwas anderes, als mit All-Quantor und Existenz-Quantor heute bezeichnet wird, und auch etwas anderes, als schon mit den traditionellen »judicia universalia« respective »particularia« gemeint war!

Wie schon erwähnt, kann die quantitativ-numerische Betrachtung an *jede* der aufgezeigten subsumtionslogischen Stufen zusätzlich anschließen, sie kann jedoch *keine* von ihnen primär in ihrem philosophischen Sinn definieren. Hier liegt, noch bei Kant, eine jener Verlagerungen der originär philosophisch-logischen Zusammenhänge ins Mathematisierend-Quantitative. wie sie für die Frühzeit europäischer Philosophie so kennzeichnend ist (z.B. Pythagoras, den Hegel dafür in seiner *Logik* scharf kritisiert). Eine ausführliche Betrachtung zu solchem »Anschluß« der Quantitäts-Betrachtung gehört nicht zu unserer Aufgabe, eben weil die quantifizierende Logistik für die Erhebung transzendentallogischer Konstanten nicht weiterhilft, sondern eher eine Versuchung zu einer Art intellektueller Spielleidenschaft darstellt, über der man die lebensrelevanten Denkaufgaben vergessen kann. (Etwas anderes ist die Mathematik selbst, als Erfassung einer »Logik des Körperlichen«, vgl. *Ökologik, 106-119.)*

c) Qualität als Wertung und der vollzugslogische Ort der Negationsarten

Die aufgezählte Vierheit der Quantoren bzw. der damit von gewissen Unschärfen ausfrisierten traditionellen Aussagenarten a-i-o-e besteht in einer Kombination von Quantität und Qualität, durchaus auch im Kantischen Sinn. Deren einstige wie heutige Kombination gibt auch einen starken Hinweis auf die Qualität der Qualitätskategorie. Ein alternatives Konzept wurde oben dargestellt und begründet, nicht zuletzt mithilfe von Kants Reflexionsbegriffen »Einstimmung und Widerstreit«: Qualität ist subjektive

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 207

Qualifizierung des Aussageinhalts, d.h. Wertung. Dem entspricht die Allgegenwart von wertenden Aussagen im alltäglichen Leben (die bei vorgeblich rein diskursbeflissenen Wissenschaftlern schon einmal in Vergessenheit geraten können). In diesem Bereich wird die Abweichung von Kants Kategorientafel am auffälligsten. Es weht ein anderer Geist, sobald man sich die objektive Synthesis der Prädikation nicht mehr rein objektiv denkt.

Wohin aber, an welchen transzendentallogischen Ort, mit einem so durchgreifenden Phänomen wie der Negation, dieser bei Kant neben der Realitätssetzung (Position) zentralen Qualitätskategorie? Auch Hegel spricht von der »ungeheuren Macht des Negativen« (Vorrede zur *Phänomenologie des Geistes*). Sie allein ist es ja, worauf der Unterschied von positiven, negativen und limitativen (unendlichen) Urteilen beruht. Meine These lautet:

Die Negation ist keine Kategorie im Sinne einer Prädikationsart, sondern eine überkategoriale Möglichkeit aller Prädikationen,

- *sei es als negative Prädikation, handlungstheoretisch die Verhinderung einer Gedankenverbindung,*
- *sei es als »Limitation«: als positive Prädikation mit negativem Prädikat*

Prädikation bedeutet die *Setzung einer Verbindung* von Wortbedeutungen. Jetzt müssen wir der Vollständigkeit halber hinzufügen: Sie kann auch *Setzung einer Nichtverbindung* sein, d.h. negative Prädikation, z.B. »er ging nicht zur Schule«. Die Setzung einer Nichtverbindung, die negative Prädikation, hat erst Sinn auf dem Hintergrund einer virtuellen Verbindung oder einer potentiellen positiven Prädikation: Sie ist Abweis, Verhinderung einer solchen. Hieran zeigt sich, daß die Unterscheidung von positiver und negativer Prädikation in Parallele zu setzen ist mit der handlungstheoretischen Unterscheidung von positivem Bewirken einer Veränderung und Verhinderung einer Veränderung (verhinderndes Handeln).

Die Verhinderung ist zu unterscheiden von der *Unterlassung* (vgl. *Handlungstheorie*, 24). Unterlassung bedeutet auf der Ebene des semantischen Meta-Handelns, der Prädikation, *das Nicht-Setzen einer Verbindung*. Von solchem Nicht-Setzen zu reden, hat aber nur positiven Sinn, wenn eine Verbindung bereits »zur Diskussion steht«. Unterlassung einer Prädikation kann *schweigendes* Nicht-Sagen von etwas bedeuten, kann aber auch ausdrückliches Verbalisieren solcher Unterlassung aus gegebenem Anlaß sein, nämlich: der performative Ausdruck von Nicht-Setzung eines propositionalen Gehaltes nach dem Muster: »Ich sage nicht, daß p«. Sprachliche Unterlassung von Prädikation ist als eine verbalisierte nur durch die Stufung von performativem und propositionalem Bestandteil darzustellen.

Die Unterlassung kann schließlich auch die performative Nicht-Setzung einer negativen Prädikation sein, somit die *Unterlassung einer sprachlichen Verhinderung* nach dem Muster: »Ich sage nicht, daß nicht p«.

Noch nicht näher erläutert wurde die schon genannte Unterscheidung von positivem Prädikat und negativem Prädikat *innerhalb* der positiven Prädikation, welche Kant »*Limitation*« nennt. Denn eine Negation kann sich nicht nur *auf die Verbindung* bezie-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 208

hen wie in der negativen Prädikation, sondern auch *auf den Prädikatsbegriff allein,* der positiv mit dem Subjektbegriff verbunden wird, z.B. »Wale sind keine Fische«, was die Bedeutung hat: »Wale sind Nicht-Fische«. Kant führte für solche positive Prädikation mit negativen Prädikaten die Bezeichnung *»limitative« oder »unendliche« Urteile* ein, weil der unendliche Begriff des »Nicht« im Prädikatsbegriff nur durch den Bereich des negierten positiven Prädikats limitiert wird. In unserem Beispiel: »Wale mögen alles andere sein, nur nicht Fische«. Es besteht aber Anlaß zu solcher Abgrenzung (Limitation): Wale können mit Fischen verwechselt werden.

Deshalb wäre solche formale, umfangslogische Betrachtung zu vervollständigen durch eine dem Sprachsinn nähere semantische Betrachtung: Impliziert ist in unserem Beispielsatz, daß Wale mit Fischen verwechselt werden könnten, somit im Bereich der Lebewesen überhaupt und der im Wasser lebenden Lebewesen im besonderen gehören. Die Sprache arbeitet also bei ihren Prädikationen mit semantischen Gegensatzfeldern und somit bei der Negation eines Prädikats mit *impliziten semantischen Oppositionen.* Bei einer ausführlichen Abhandlung über sprachliche Negation müßten solche Felder und die entsprechenden Oppositionen mitberücksichtigt werden. Zum Beispiel in dem Satz: »Die Rosen, die er schenkte, waren weder rot noch gelb« werden nicht die kontradiktorischen Gegenteile »nicht rot« und »nicht gelb« gedacht, sondern jedenfalls eine Farbe und vermutlich eine Farbe zwischen gelb und rot.

Das Entscheidende aber bei den limitativen Urteilen besteht, auch für Kant, nicht in dieser zusätzlichen semantischen Betrachtung, sondern darin: daß es eine positive Prädikation, eine Setzung, mit negativem Prädikat ist.

Deshalb bildet die Limitation reflexionstheoretisch sogar die erste Negationsform, wenn wir das Gesagte in folgender **Stufenfolge von Negationsformen** zusammenfassen:

1. Positive Prädikation mit *negativem Prädikat:* Limitation (»Wale sind keine Fische.« – »Wohin er ging, das war keine Schule.«)
2. Negative Prädikation = *Verhinderung* einer Prädikation (»Er geht nicht zur Schule.«)
3. Ausdrückliche (performative) *Unterlassung* einer Prädikation (»Ich sage nicht, daß er zur Schule ging/gegangen sei.«)
4. Ausdrückliche (performative) *Unterlassung einer negativen Prädikation* (»Ich sage nicht, daß er nicht zur Schule ging/ gegangen wäre.«)

Solche Unterscheidungen, die der Alltagssprache nahe bleiben, sind nur möglich aufgrund der vollzugstheoretischen (und das heißt transzendentallogischen) Betrachtungsweise, nicht aufgrund bloß semantischer Gehaltanalyse, worauf sich »Logik« zumeist beschränkt. Was erbringen sie für unsere Beurteilung der Kantischen Qualitätskategorien?

Sie zeigen, daß Kant Urteilsarten und »Kategorien« hier vortranszendental-traditionell blieben und den Intentionen seiner eigenen, neuen Theorieart keineswegs gerecht werden. Wenn dies in der bisherigen Forschung gerade an dieser Stelle nicht aufgedeckt

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 209

wurde, lag das an der unübersehbaren Bedeutung der sprachlichen Negation, die scheinbar unabweisbar zu den Kategorien gehörte. Aber wie? Sie wurde nicht als eine *überkategoriale, weil alle Kategorien oder Prädikationsarten betreffende Handlungsalternative* erkannt.

Die Kantische »Kategorie« der Limitation, die eine Synthese von Realität und Negation sein soll, besteht zudem in einer bloß begrifflichen Negation (was sie interessant macht), nicht jedoch in einer prädikativ-kategorialen Handlungsalternative.

d) Dynamische Relationen (kategorialer Ort der Raum- und Zeit-Prädikationen)

Bei Kant erscheint das Problem, wie Kategorien und die apriorischen Anschauungsformen aufeinander bezogen werden können, in den Hauptstücken Von dem Schematismus der reinen Verstandesbegriffe sowie System aller Grundsätze des reinen Verstandes. Das Problem der Beziehung der Erkenntnisvermögen stellt sich ihm, obwohl die transzendentale Deduktion doch längst den wesentlichen Anschauungsbezug der Kategorien dargetan hatte. Warum muß denn noch einmal zwischen den beiden »Erkenntnisstämmen« vermittelt werden? Kant sah oder spürte zumindest sehr wohl, daß der Nachweis eines inneren Bezugs der beiden Stämme aufeinander, als der von Rezeptivität und Spontaneität, von reflektierter Materie und reflektierender Form, noch immer nicht reichte, um die Frage zu beantworten: wie denn nun sinnliche Anschauu ng als solche selbst zu Verstand und Sprache käme. Und das ist doch offenbar in einem Großteil unseres Sprechens der Fall: Wir sprechen ständig über räumlich-zeitliche Verhältnisse und beziehen aus diesen unseren wichtigsten Bildervorrat, auch für das metaphorische Sprechen über unräumliche und unzeitliche Zusammenhänge.

Ich resümiere mit Zitaten diesen originellen und tiefsinnigen Versuch Kants, die raumzeitliche Erkenntnis zur Sprache zu bringen, um dies einmal umgekehrt zu formulieren als üblicherweise: wie ist der Verstand auf sinnliche Erkenntnis anwendbar? Wäre es allein diese Frage, könnte sie mit der transzendentalen Deduktion als erledigt gelten!

> »Die Tafel der Kategorien gibt uns die ganz natürliche Anweisung zum Tafel der Grundsätze, weil diese doch nichts anderes, als Regeln des objektiven Gebrauchs der ersteren sind. Alle Grundsätze des reinen Vertandes sind demnach
> 1. Axiome der Anschauung
> 2. Antizipationen der Wahrnehmung
> 3. Analogien der Erfahrung
> 4. Postulate des empirischen Denkens überhaupt« (A 161/B 265).

Zu 1, den Axiomen der Anschauung lautet die These (B 202):

> »Das Prinzip derselben ist: Alle Anschauungen sind extensive Größen.«

Zu 2, den Antizipationen der Wahrnehmung (B 207):

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 210

»Das Prinzip derselben ist: In allen Erscheinungen hat das Reale, was ein Gegenstand der Empfindung ist, intensive Größe, d.i. einen Grad.«

Zu 3, den Analogien der Erfahrung (B 218):

»Das Prinzip derselben ist: Erfahrung ist nur durch die Vorstellung einer notwendigen Verknüpfung der Wahrnehmungen möglich.«
1. Analogie: »Bei allem Wechsel der Erscheinungen beharrt die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert« (B 224).
2. Analogie: »Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetze der Verknüpfung von Ursache und Wirkung« (B 232).
3. Analogie: »Alle Substanzen, sofern sie im Raume als zugleich wahrgenommen werden können, sind in durchgängiger Wechselwirkung« (B 256).

Zu 4, den Postulaten des empirischen Denkens überhaupt (A 218/B 265):

»1. Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung (der Anschauung und den Begriffen nach) übereinkommt, ist möglich.
2. Was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung (der Empfindung) zusammenhängt, ist wirklich.
3. Dessen Zusammenhang mit dem Wirklichen nach allgemeinen Bedingungen der Erfahrung bestimmt ist, ist (existiert) notwendig.«

Dem mit diesem Lehrstück der ersten Vernunftkritik vertrauten Leser mag der Überblick eine willkommene Erinnerung bieten, dem weniger Vertrauten einen Eindruck von der systematischen Wucht, mit der hier bereits die *Metaphysischen Anfangsgründe der reinen Naturwissenschaft* (Kants Schrift von 1786) dargelegt werden. Denn darum handelt es sich doch, weniger um die fundamentalen Kategorien oder prädikativen Synthesen unseres Sprechens als solche. Es geht ihm um unsere a priori gestützten Erwartungen an die Natur, nicht um unser Denken und Sprechen als solches.

Damit verlagert Kant aber wiederum seine eigentliche Aufgabe, die Grundfiguren unserer Vollzüge in der denkenden Weltbegegnung herauszustellen, ähnlich ins Naturphilosophische hinein wie bei den Quantitätskategorien ins Mathematische hinein.

Ähnlich wie dort die (heute so genannten) quantorenlogischen Probleme anschließbar sind, etwa an die dritte subsumtionslogische Kategorie der Begriffsidentifizierung, so lassen sich in diesem Fall Relationierungskategorien durchaus in die von Kant gewiesene Richtung weiterführen und untergliedern. Es muß jedoch zunächst einmal das raum- und zeitbezogene sowie das kausalitätsbezogene Sprechen (vom beziehungsbezogen-medialen, das Kant übersehen hat, zu schweigen) als solches in seiner transzendentallogischen Möglichkeit erklärt oder an seinem systematischen Ort aufgewiesen werden, bevor wir ins Naturphilosophische, in die »metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft«, gehen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 211

Kurz, der Schnitt zwischen dem allgemein Transzendentallogischen und dem spezifisch Naturphilosophischen verläuft anders, wenn man, wie hier geschehen, die zeitliche und räumliche Relationierung schon in die Kategorien aufnimmt, nicht als ein Problem der Anwendung der Kategorien auf die ihnen an sich fremden Anschauungsformen Raum und Zeit. Die Übertragung der Reflexions- oder Bewußtseinsbedingungen auf die äußere Natur stellt sich damit anders dar, z.B. als die Frage: Wieweit dürfen wir eine dem Bewußtsein und Selbstbewußtsein analoge Selbstbezüglichkeit (scholastisch: *reditio incompleta*) schon in der Natur annehmen?

Sicher ist es eine große *quaestio disputanda*, daß in reflexionstheoretischer Sicht die inneren Anschauungsformen Raum und Zeit selbst Reflexionsprodukte sind. (Ähnlich sind sie auch von Fichte und vor allem von Hegel behandelt worden.) Wenigstens sei noch darauf hingewiesen, daß die erste der Relationskategorien Kants, Inhärenz und Subsistenz (Akzidenz und Substanz), kaum ohne die Raumvorstellung überhaupt gedacht werden kann. Es handelt sich nicht um eine nachträgliche »Schematisierung« oder Versinnlichung. *Wir brauchen keinen anschauungsfreien Verstand zu postulieren, wenn die reinen Anschauungsformen selbst Reflexionsprodukte sind!* Nicht weniger war oben unter »räumliche und zeitliche Relationierung« in aller Kürze beansprucht.

Besondere Liebhaber der Kant-Exegese mögen nun auf das *Schematismus-Kapitel* verweisen, das den obigen »Grundsätzen« vorangeht. In der Tat kommt dieses unserer Fragestellung näher mit dem Grundgedanken, daß der Verstand, um Aussagen über raum-zeitliche Verhältnisse zu machen, sich apriorischer Versinnlichungs-Schemata bedient und bedienen muß, eines Verfahrens der Einbildungskraft somit, Verstandesbegriffe auf die Realität anzuwenden. Hier gilt aber der entscheidende Vorbehalt (vgl. oben IV 2 g), daß vermögenstheoretische Untersuchungen nicht helfen und ins Psychologische abgleiten müssen, wenn der Sachverhalt nicht sinntheoretisch und damit reflexionstheoretisch aus der Vollzugs-Gehalt-Einheit des Subjekts in seinen Bezügen erhellt wird.

In diesem Fall geht es darum, daß die Relationierungsarten als notwendige Stufen der Reflexionseinheit (Selbstbezug-im-Fremdbezug) erscheinen müssen. Sicher könnte (und müßte bei anderer Themenstellung) ausführlicher dargelegt werden, warum es gerade der Raum ist, der als Inbegriff der Objektivität gilt, warum die Zeit als Inbegriff des subjektiven Weltbezugs, warum die Kausalität als Inbegriff der Wirkbeziehung unter der Rücksicht »Innerlichkeit und Äußerlichkeit« der Beziehung, wie auch die mediale Beziehungsart als ständig in der Sprache anwesend und an diesen Platz gehörend aufgewiesen, doch keineswegs erschöpfend behandelt wurde. Doch diese Einschränkung bezüglich der argumentativen Vollständigkeit erscheint mir für unsere Fragestellung hauptsächlich als eine solche der Ausführlichkeit, als Bedürfnis nach Vertiefung und Weiterführung des im Prinzip bereits Aufgewiesenen. Es gibt jedoch auch ein Verlangen nach Ausführlichkeit und Unwiderleglichkeit, das aus Denkverweigerung und mangelndem Blick fürs Wesentliche der Argumentation kommt. Dem ist weder durch knappe noch durch ausführliche Darstellung abzuhelfen. Kurz, sie ist keine Kategorie.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 212

e) Von der »reinen« Modal-Logik zur sprachtheoretischen Modifikatoren-Lehre

Zu den Modalkategorien im Sinne Kants braucht hier nicht viel mehr gesagt zu werden, als daß diese traditionellen Unterscheidungen (möglich, wirklich, notwendig) in keiner Hinsicht Vollständigkeit beanspruchen können. Dies gilt schon für die Dreizahl der Modalitätenreihe selbst: warum gehört etwa »zufällig« nicht dazu? Was bedeuten die Ausdrücke, wenn man sie zusammen mit ihren jeweiligen Negaten nicht-möglich, nicht-wirklich, nicht-notwendig zu definieren sucht? Damit wären wir mitten in der sogenannten Modallogik, die sich in unserem Jahrhundert mithilfe formalisierter Schreibweisen entschieden weiter entwickelt hat. Das *Historische Wörterbuch der Philosophie* widmet ihr einen Artikel von 25 Spalten.

Allerdings würde ein Eingehen auf Fragen der Modallogik zu unserer Kategorienfrage nicht viel beitragen – es sei denn wiederum eine Verfeinerung der aufgeführten Prädikationsarten, besonders der »modallogischen Performation«. Für die Grundlegung kategorialer Systematik aber ist zunächst das Wichtigste, diese letzte als lediglich eine Form im Reigen der anderen zu sehen, und alle miteinander als Reflexions-Unterschiede von »Verstandeshandlungen« als solchen. Auf diese Weise wird die modifizierende Prädikation in ihrer alltäglichen Bedeutung sichtbar und analysierbar. Die logistische Modallogik muß sich, vor aller möglichen Verfeinerung, nach der Logik des gelebten Denkens richten, um lebens- und wirklichkeitsrelevant zu sein und kein bloßes Denkspiel.

Was Kant das »Überfliegende« im Denken oder den transzendenten Schein nennt, hängt auch hier wiederum nicht sosehr an den Bedingungen sinnlicher, raumzeitlicher Realität als vielmehr an den Bedingungen der Realität überhaupt, die zunächst und vor allem das Reflexionsleben des Bewußtseins selbst ist.

f) Von Art und Nutzen der prädikativen (kategorialen) Analyse

Es liegt nahe, abschließend auf den Nutzen der prädikativen Kategorial-Analyse einzugehen. Ein ausgiebigerer Gebrauch der Kantischen Kategorien ist mir – außer in Kants eigenen architektonischen Gliederungen und sonstigen Einteilungen sowie bei Philosophen in seiner Nachfolge – nicht bekannt geworden, ebensowenig eine ausführliche Darstellung ihrer Anwendbarkeit in der ausdrücklichen bzw. Angewandtheit in der gelebten Reflexion.

Soll man davon ausgehen, daß Kant wie an konkreten Sachverhalten jeweils alle vier kategorialen Gesichtspunkte zugleich untersuchen will – ähnlich wie ein gegebenes Urteil immer bestimmt werden kann sowohl

- nach Quantität (allgemeines, besonderes, einzelnes Urteil)
- wie nach Qualität (bejahendes, verneinendes, unendliches Urteil)
- wie nach Relation
  (kategorisches, hypothetisches, disjunktives Urteil),
- wie nach Modalität
  (problematisches, assertorisches, apodiktisches Urteil)?

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 213

Bei solcher Urteilsanalyse bestehen somit $3x3x3x3=3^4=81$ Kombinationsmöglichkeiten, also konkrete Urteilsformen. (Rechnerische Korrektur gegenüber der 1. Auflage.)

Es handelt sich jedoch bei dieser äußerlichen Kombinatorik nicht um jene Potenzierung zum Quadrat, von der bei der Charakterisierung der vollständig durchgeführten Subsumtionsmethode die Rede war.

A propos vollständig durchgeführter Subsumtionsmethode: Müßten sich nicht statt der 16 Prädikationsarten 4 hoch 4, also 256 derselben ergeben? Dies halte ich – mich hierin gegenüber der 1. Auflage inhaltlich korrigierend – nicht für notwendig oder angemessen, weil mit dem Bereich des sprachlichen Prädizierens kein ganzes Allgemeines zur inneren Selbstgliederung ansteht. Das Ganze stellen vielmehr die vier sprachlichen Dimensionen (Sigmatik, Semantik, Pragmatik, Syntax) dar. Mag sein, daß eine weitere Untergliederung möglich und sinnvoll ist. Notwendig scheint sie nicht.

Der theoretischen Kombinationsmöglichkeiten der reflexionstheoretischen, sprachlogischen Kategorien überhaupt, nicht nur der Prädikationsarten, sind aber tatsächlich $4^4 = 256$. Es geht indessen nicht etwa darum, eine oberflächliche zahlenmäßige Überlegenheit zur Schau zu stellen, sondern die Frage zu beantworten: Wo eigentlich zeigt sich die Fruchtbarkeit der Kantischen Kategorienlehre anders als in seinen zahlreichen Vierer-Einteilungen, in denen er die Idee einer »**transzendentalen Topik**« realisiert:

> »Man kann einen jeden Begriff, einen jeden Titel, darunter viele Erkenntnisse gehören, einen logischen Ort nennen. Hierauf gründet sich die *logische Topik* des Aristoteles, deren sich Schullehrer und Redner bedienen konnten, um unter gewissen Titeln des Denkens nachzusehen, was sich am besten für seine vorliegende Materie schickte, und darüber, mit einem Schein von Gründlichkeit, zu vernünfteln oder wortreich zu schwatzen.« (Gemeint sind die in der rhetorischen Tradition weiterentwickelten bekannten Suchfragen: Wer, Was, Wo, Wann, Warum, Wozu …?)
>
> »Die **transzendentale Topik** enthält dagegen **nicht mehr als die angeführten vier Titel aller Vergleichung und Unterscheidung**, die sich dadurch von den Kategorien unterscheiden, daß in ihnen nicht der Gegenstand (…), sondern nur die Vergleichung der Vorstellungen (…) in aller ihrer Mannigfaltigkeit dargestellt wird« (A 268f/B 324f).

Gemeint sind die Reflexionsbegriffe, auf die hier immer wieder rekurriert wurde. Kant nimmt sie leider, wie ausgeführt, nur als Titel der äußerlichen Reflexion oder »Vergleichung«. Ihre Vierheit oder auch die der Kategoriengruppen (was auf dasselbe hinausläuft) dient ihm aber zu vielfältiger Vier-Gliederung seiner Systematik. z.B. *1. Axiome der Anschauung, 2. Antizipationen der Wahrnehmung, 3. Analogien der Erfahrung, 4. Postulate des empirischen Denkens* überhaupt oder die vier »Paralogismen« (Scheinargumentationen) über die Seele, die vier »kosmologischen Antinomien« oder etwa zum Schluß der ersten *Kritik* die Einteilung der *Transzendentalen Methodenlehre* in: 1. *Disziplin …, 2. Kanon …, 3. Architektonik … 4. Geschichte der reinen Vernunft.* Diese Reduktion auf ein noch so wichtiges Gliederungsprinzip müßte eigentlich verwundern. Gibt es nicht 4 x 3 Kategorien?

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 214

Doch eine Anwendung der Kategoriensystematik mit ihren Untergliederungen, geschweige denn als kombinatorisches System, wird man bei Kant und vermutlich im gesamten »Kantianismus« vergeblich suchen. Das bedeutet: Die Kategoriensystematik wird, über die Vierer-Topik hinaus, nicht ernst genommen. Kant selbst vermochte sie, entgegen seinen Beteuerungen von der Wichtigkeit der Kategoriensystematik als ganzer, nicht umzusetzen.

Das ändert sich, wie hinreichend deutlich geworden sein dürfte, in einer reflexionstheoretischen und von daher subsumtionslogischen Weiterbildung dieser Kategorienlehre gewaltig, was sich am naheliegendsten Beispiel der Sprachlogik am leichtesten zeigen ließ.

Dabei stellt sich heraus, daß die Anschluß- und Verfeinerungsprobleme, auch die von der gegenwärtigen Logistik behandelten, *nicht äußerlich zur aufgewiesenen Systematik stehen, sondern sich innerlich aus deren konsequenter Durchführung ergeben.* Nur mußte hier zuerst der Akzent ausschließlich auf den Prädikations-Gattungen (Subsumtion, Valuation, Relationierung und Modifikation) sowie –Arten liegen, ohne deren Kombinationsmöglichkeiten zu behandeln.

Die konkrete logisch-kategoriale Sprachanalyse hätte also genug damit zu tun, die **Prädikationsarten** in ihrer jeweiligen Konkretion in individuellen **Prädikationsformen** oder Äußerungen zu bestimmen: sicher in Zukunft eine Aufgabe, für welche die Unterstützung der Computer erforderlich ist.

Vielleicht könnten auch Logistiker hierin einen *Brückenschlag zwischen ihrer Formalwissenschaft und der Philosophie,* zwischen formaler und transzendentaler Logik erkennen? (Vgl. zu diesem dringend erforderlichen Brückenschlag die Arbeiten des in Kapitel II, 3 genannten Gotthard Günther und seiner »Schule« sowie von Georg Patzig.)

Eine derartige Identifizierung von Prädikationsarten und ihrer Kombination in bestimmten Prädikationsformen scheint mir für die zwischenmenschliche Verständigung, noch mehr aber für **Text- und Stilanalysen** unter verschiedendsten Fragestellungen zum Hilfreichsten zu gehören, was »Sprachanalyse« (freilich eine wesentlich andere als die gängige) leisten könnte. Dabei muß man zusätzlich die hier einzig besprochenen prädikativen Bedeutungen von Aussagen von deren jeweiligem pragmatisch-situativem Verwendungssinn, der eigentlichen Sprachgrammatik, unterscheiden und zu diesem in Bezug setzen, ferner zur syntaktischen Ausdrucksdimension.

Die Anwendungsarten solcher logisch-stilistischen Sprachanalysen wären vielfältig. Für Menschen mit sprachlogischen Klärungsansprüchen, denen »Logik« somit nicht eine Art Schachspiel oder Sandkastenspiel bedeutet, kann ich mir keine ins Leben greifendere logische Übung denken. Darüber hinaus gehen Dialogforschung und Stilanalyse (vgl. vorläufig vom Verf.: *Dialog über Dialoganalyse).* Ohne notwendig werdende Computerunterstützung würden die Textanalysen freilich für längere Texte zu aufwendig und anstrengend – einfach, weil das kategoriale Instrumentarium und vor allem sein kombinatorischer Einsatz zu umfangreich ist.

Es kann uns indessen hier nicht um reflexionslogische »Sprachanalyse« um ihrer selbst gehen, sondern ausschließlich um die Kategorienfrage. Ging es zuletzt um die Art ihrer Anwendbarkeit, müssen wir zuguterletzt noch – im Hinblick auf die Maßstäbe

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 215

der heutigen Junktorenlogik – die Formen der zusammengesetzten Prädikation berücksichtigen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 216

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 217

VI. Zusammengesetzte Prädikation und Junktorenlogik

»Kein Phänomen erklärt sich an und aus sich selbst; nur viele, zusammen überschaut, methodisch geordnet, geben zuletzt etwas, das für Theorie gelten könnte.«
»Das nahe Phänomen hängt aber mit dem fernen nur in dem Sinne zusammen, daß sich alles auf wenige große Gesetze bezieht, die sich überall manifestieren.«

J. W. v. Goethe, Maximen und Reflexionen 500/534

1. DIE FRAGESTELLUNG

Hans Lenk führt in seinem früher mehrfach genannten Werk *Kritik der logischen Konstanten* als Ergebnis seiner Kritik an den behandelten Versuchen unter anderem aus:

> »Fast alle ›Urteilstafeln‹ oder Systeme von Urteilsformen dieser älteren Herleitungsversuche enthalten eine Reihe von logischen Konstanten nicht, die üblicherweise heute zu den Junktoren zählen. Diese Partikeln müssen jedoch zu den logischen Konstanten zählen, *wenn* die *deduzierten* Junktoren dazu gehören. Denn die Junktoren sind in einem logischen System verknüpft … Bereits daran sieht man, daß die jeweilige Deduktion sich ohne fundamentale Änderungen nicht ausbessern läßt« (620).

Lenk betont allerdings, daß dieses Ungenügen nicht nur im Hinblick auf die »älteren« Herleitungsversuche seit Kant, sondern ebenso auf die jüngsten (Wittgenstein, Lorenzen, Quantenlogik) festzustellen ist.

Um solcher zunächst völlig berechtigten Kritik zu begegnen, kann ich es dem an logischen Fragen interessierten Leser nicht ersparen, den Gedankengang über die Prädikationsarten fortzusetzen und sich wenigstens überblickartig durch das große Feld der zusammengesetzten Prädikation in reflexionstheoretischer Betrachtung führen zu lassen. Für ausführlichere Argumentation, vor allem bezüglich der reflexionslogischen Ortsbestimmung und somit des Stellenwertes der einzelnen sprachlichen Phänomene, sowie für reichere Belegung durch Beispiele muß ich in diesem Kapitel wieder auf die *Sprachtheorie* verweisen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 218

Ich möchte erstens zeigen, daß eine **vollständige Herleitung der Grundformen der zusammengesetzten Prädikation** möglich ist, wie wir sie etwa in den europäischen Sprachen finden, ohne daß diese Herleitung – außer natürlich auf der Beispiel- und Benennungsebene – von diesen empirischen Einzelsprachen abhängt. Denn sie ist von reflexionstheoretischen Prinzipien geleitet. (Deshalb wird sie sich auch in außereuropäischen Sprachen finden, gleich unter welchen syntaktischen Ausdrucksgestalten.)

Zweitens geht meine Generalthese dahin, daß in der Mannigfaltigkeit der erfaßten Formen zusammengesetzter Prädikation eine Herausforderung für die formale Logik liegt. **Der größere Formenreichtum liegt bisher in den nicht-formalisierten reflexionstheoretischen Unterscheidungen.** Wenn die formalisierte Junktorenlogik diesen Rechnung tragen will, muß sie neue Schritte tun.

Junktorenlogik ist die Untersuchung der formalen logischen Gesetzmäßigkeiten, die den durch »und«, »oder« und anderen logischen Verbindungspartikeln (Junktoren) verbundenen Ausdrücken bzw. Aussagen eigen ist.

Die reflexionstheoretischen Unterscheidungen, von denen ich sprechen werde, zeichnen sich durch unmittelbar einsichtige Sprachnähe aus, so daß jeder in sprachlogisch-grammatischer Bewußtheit Geübte die Beweislast für Sprachangemessenheit, deskriptive Genauigkeit und Vollständigkeit fortan der formalen Logik zuschreiben wird.

Leider gibt es allerdings selbst unter Philologen und Linguisten nur wenige sprachlogisch Geübte, weil die gängigen Grammatiken, wie sie sich etwa in der Duden-Grammatik repräsentativ zeigen, nicht über logikfremdes »Jagen und Sammeln« der Phänomene hinaus gelangen. Im 19. Jahrhundert erkannte man die Notwendigkeit, sich für die grammatische Sprachbeschreibung von der zweiwertigen, Aristotelischen Subjekt-Objekt-Logik abzunabeln. Heute muß dieses Bestreben als völlig veraltet gelten und einer Suche nach neuer, mehrwertiger Sprachlogik Platz machen. Besser freilich noch, einem Finden und Anerkennen einer solchen.

Wir sollten uns von vornherein darüber verständigen, daß die gängige formale Logik nicht als Richterin über die vollzogene Sprachlogik anerkannt werden kann, zumal wenn letztere ihre Legitimation,

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 219

richtiges, kohärentes und wirklichkeitsnahes Denken zu sein, unabhängig von dieser erbringen kann. In diesem Fall hätte sich umgekehrt die formale Logik vor der bewußt gemachten tatsächlichen Sprachlogik zu verantworten: Wozu denn ihre Spiele dienen sollen.

Ich gestehe freimütig, daß mir die formale Logik (die ich freilich nicht mit Hingabe pflege) noch zu keiner inhaltlichen Erkenntnis verholfen hat – außer zur elementaren und teilweise durchaus faszinierenden Einsicht in ihre eigenen Spielregeln. Auf der anderen Seite bin ich der Überzeugung, daß die Logistik aus ihrer spielerischen Selbstgenügsamkeit heraustreten kann und zu einem wertvollen Werkzeug, einem Sprachmittel, inhaltsvoller Problemstellungen werden kann. Sie muß sich, kurz gesagt, mit der inhaltlichen Reflexionslogik verbinden – ähnlich wie sie ursprünglich verbunden war mit zweiwertigem Aristotelischem Seinsdenken (vgl. Gotthard Günther, *Die Aristotelische Logik des Seins und die nicht-Aristotelische Logik der Reflexion*).

Ich sehe meine Aufgabe und Kompetenz nicht in einer, wenn auch noch so kurzgefaßten, eigenen Darstellung der Junktorenlogik. Eine solche liegt in allgemein zugänglicher Form etwa mit H. Seifferts *Einführung in die Logik. Logische Propädeutik und formale Logik* vor. Auf dieses Buch und seine Terminologie werde ich mich vorzüglich beziehen, wenn vergleichende Erörterungen zur gegenwärtigen Logik der Junktoren – also der Formen von Aussageverbindungen – anstehen. Ich erlaube mir, eine derartige Einführung wegen ihrer leichten Zugänglichkeit in etwa vorauszusetzen, ohne meinen Gedankengang streng davon abhängig zu machen. Somit bleibe ich im Duktus der reflexionstheoretischen Darstellung und merke lediglich an, welche Phänomene von der Logistik erfaßt sind und wo diese womöglich in den Grundbegriffen stärker differenziert als die Umgangssprache, hauptsächlich bei Wenn-Sätzen. Solange dabei von formaler Logik nicht die Rede ist, kann der Leser davon ausgehen, daß es sich um Phänomene handelt, die als solche gar nicht in den Blick, viel weniger in den Griff der Logistik geraten sind – und dies ist auf weite Strecken unserer Sprachrekonstruktion hin der Fall. **Unsere gelebte Sprache entfaltet sich, auch in logischer Hinsicht, bedeutend reicher als die logistischen »Schachspiele«**. Das schließt nicht die Faszination und punktuelle Vertiefung aus, wie wir sie aus solchen Spielen kennen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 220

Ich möchte der Darstellung oder zumindest Auflistung von Formen zusammengesetzter Prädikation jedoch eine Gesamterinnerung und -überlegung zur Junktorenlogik vorausschicken. Werden zwei Elementaraussagen A und B betrachtet sowie zwei mögliche »Wahrheitswerte« W(ahr) und F(alsch), so ergeben sich für die Verbindung, sagen wir durch den Junktor »und« (Konjunktion) vier mögliche Wahrheitswerte, nach der bekannten, elementaren Wahrheitstafel:

A	B	A und B
W	W	W
W	F	F
F	W	F
F	F	F

Von den vierbuchstabigen »Wörtern«, gebildet aus der Gruppe der vier Wahrheitswerte unter den Junktoren (oben eingerahmt), lassen sich nun 16 mögliche Kombinationen aus den Buchstaben W und F bilden, von WWWW bis hin zu FFFF. Diese sechzehn Kombinationen stecken den Rahmen der *möglicherweise* sinnvollen Junktoren ab:

W	W	W	W	W	W	W	W	F	F	F	F	F	F	F	F
W	W	W	W	F	F	F	F	W	W	W	W	F	F	F	F
W	W	F	F	W	W	F	F	W	W	F	F	W	W	F	F
W	F	W	F	W	F	W	F	W	F	W	F	W	F	W	F

Von diesen 16 formalen Möglichkeiten sind aber, nach Auffassung der heutigen Logiker, nur 10 tatsächlich sinnvoll. Diese als *sinnvoll anerkannten Junktoren* seien hier aufgeführt, weil ich im folgenden auf sie Bezug nehme:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 221

Adjunktion	$\vee$	: nicht ausschließendes »oder«, »oder/und«
Konjunktion	$\wedge$	: »und«
Subjunktion	$\rightarrow$	: immer wenn
konverse Subjunktion	$\leftarrow$	: »nur wenn«
Bisubjunktion	$\leftrightarrow$	: »immer und nur wenn«; »genau dann, wenn«
Exklusion	$\mid, \overline{\wedge}$	: exklusives »oder«; konträrer Gegensatz
Disjunktion	$>-<$	: »entweder-oder«; kontradiktor. Gegensatz
Subtraktion (Negat-Subj.)	$\overline{\rightarrow}$	: »immer wenn nicht A, dann nicht B«
konverse Subtraktion	$\overline{\leftarrow}$	: »nur wenn nicht A, dann nicht B«
Negat-Adjunktion	$\overline{\vee}$	: »weder noch«

Worauf wir sogleich achten sollten, ist die Begründung für die ganze Tafel und ihre (zumindest der 16-ner Tafel) Vollständigkeit: Es geht um die möglichen »Wahrheitswerte«, die den jeweiligen Junktoren für die möglichen Kombinationen ihrer Inhalte (Argumente) und deren einzeln angenommenen Wahrheitswerte (wahr/falsch) zukommen. Dieser Gesichtspunkt einer objektiven Wahrheits-Feststellung ist jedoch, in sprachlogischer Perspektive, von vornherein ein begrenzter. Ohne an dieser Stelle über Wahrheit und deren subjektive wie intersubjektiv-pragmatische Komponenten länger zu verweilen (vgl. den betreffenden Exkurs in der *Sprachtheorie*) ergibt sich von den Prädikationsarten her, *daß zumindest die Wertungen damit aus der »logischen Betrachtung« herausfallen.* Ob die Junktoren den dynamischen Relationen und den sprachlichen Modifikationen gerechter werden? Wie stellen sich diese reflexionstheoretischen Möglichkeiten der zusammengesetzten Prädikation auf nicht formalisierte Weise dar?

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 222

2. DIE GRAMMATISCHEN ARTEN DER ZUSAMMENGESETZTEN PRÄDIKATION

In der *Sprachtheorie* werden als Hauptstufen der zusammengesetzten Prädikation unterschieden:

(a) Quantitative Zusammensetzung: mehrgliedrige Satzteile
(b) Attributive Erweiterung: implizite Prädikation
(c) Attributsätze
(d) Eigentliche Satzgefüge: Konjunktionalsätze

Diese Stufen sind nun in aller Kürze streng im Hinblick auf die Vergleichbarkeit mit junktorenlogischer Betrachtung zu erläutern. Der Schwerpunkt des Gedankengangs liegt bei (d), den eigentlichen Satzgefügen, weil hier die engere Vergleichbarkeit mit der Junktorenlogik gegeben ist. Das Voraufgehende soll sprachlogisch Interessierten den Reichtum der gesprochenen Sprache an tagtäglich benutzten Verbindungsmöglichkeiten demonstrieren, der über die Junktorenlogik, Lenks Maßstab der Kritik an logischen oder kategorialen Konstanten, weit hinausgeht.

a) Die Mehrgliedrigkeit von Satzteilen

Mehrgliedrigkeit, nicht im Sinne der oben erwähnten Mehrfach-Relationalität und der damit gegebenen Mehrfach-Prädikation durch verschiedene Satzglieder, kann insofern eine quantitative Zusammensetzung genannt werden, als sie schlicht in der Vermehrung der Stellen innerhalb ein und desselben Satzgliedes besteht. Leicht zu unterscheiden sind:

1) *konjunktive Mehrgliedrigkeit (»Sie ging zum Friseur und zum Einkaufen.«)*

2) *adjunktive Mehrgliedrigkeit (»Sie gehen heute wandern und/oder segeln.«)*

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 223

3) *interrelationale Mehrgliedrigkeit: Hier wird eine Relation zwischen den Gliedern im selben Satzteil ausgedrückt: bloße Verschiedenheit (»Sowohl … als auch«), Gegensätzlichkeit (»Die Schüler, aber auch, die Lehrer …«, Ausschließung (»In dieser Gegend sind alle Leute entweder Protestanten oder Katholiken«. »Mein Onkel ist protestantisch, also nicht katholisch.«), dynamische bzw. logische Relation (»Alle Schüler, folglich auch wir Abiturienten, infolgedessen auch die Lehrer, nahmen an der Feier teil«).*

4) *systematische Mehrgliedrigkeit besteht in graduierenden oder distributiven Zusammensetzungen, wie sie durch Wörter wie »wenigstens, selbst, beziehungsweise, jeweils, gegenseitig, einander« im selben Satzglied erfolgen kann. »Die Schüler bzw. die Lehrer nahmen an verschiedenen Feiern teil. Die beiden Gruppen grüßten einander nicht.«*

Schon hier entsteht die Frage, ob eigentlich diese sprachlogischen Möglichkeiten von der formalen Junktorenlogik erfaßt werden, und zwar nicht reduktiv, das heißt nicht durch Auflösung des eigentlichen Phänomens zugunsten einer abstrakten Wahrheitswert-Untersuchung. Die Logik von sprachlichen Phänomenen erschöpft sich bei weitem nicht darin, festzustellen, unter welchen Bedingungen eine Aussage »wahr« ist. So ist z.B. ein »sowohl als auch« nicht auf ein bloßes »und« zu reduzieren – auch wenn der Wahrheitswert beider der gleiche sein mag. Der systematische Stellenwert der »Nuance« zwischen beiden Konjunktionen wurde oben anzugeben versucht. Mit der interrelationalen Mehrgliedrigkeit beginnen »Junktoren«, die von der gegenwärtigen Junktorenlogik weitgehend nicht erfaßt werden.

Die Logistiker sind stolz darauf, zeigen zu können, daß alle Junktoren sich letztlich mit Hilfe der Adjunktion und der Konjunktion ausdrücken lassen und auch diese aufeinander »zurückgeführt« werden können (vgl. Seiffert a. a.O. 165ff). Entspricht das nicht dem Ehrgeiz von Landschaftsarchitekten, mit Bergen die Seen ausfüllen zu können, so daß all dies nicht mehr unterschieden zu werden braucht? Oder dem Ehrgeiz von (imaginären) Atomphysikern, die Natur auf ihre atomare, elementare, ja subelementaren Grundbestandteile zu

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 224

reduzieren? Dies würde zumindest der Mühe botanischer und zoologischer Unterscheidungen entheben … Derartige Reduktion kann auch nicht das Ziel sprachlogischer Beschreibung sein.

b) Attribute

Attribute sind verkürzte Prädikationen. Sie bilden Satzteile zweiten Grades, die nicht in das primäre Relationsgefüge einer Prädikation gehören, sondern ein Relat durch eine untergeordnete Prädikation erweitern. Von diesem (semantischen) Attributbegriff her ergibt sich ohne weiteres, daß alle früher genannten Prädikationsarten auch in attributiv verkürzter und untergeordneter Form auftreten können. Demgemäß führt die subsumtionslogische Prädikation zu

1) *Gleichsetzungsattributen,* z.B. Appositionen, die wertende Zuschreibung tritt auf in

2) *Zuschreibungsattributen,* die Hauptdomäne der attributiv gebrauchten Adjektive (»schönes Haus, schreckliches Wetter«), die Relationierung ergibt

3) *Relationierungsattribute* (»das Werk des Dichters, die Lösung der Aufgabe«),

4) die *Modal- und Performationsattribute* treten nicht nur als Attribute zu Nomina auf (»die möglicherweise schon verlorene Wette«), sondern auch als Modaladverbien und als Interjektionen. (Der semantisch-logische Attributbegriff deckt sich nicht mit dem syntaktischen.)

Die Attribute würden formallogisch keine Schwierigkeiten machen, sofern für einen Begriff einfach eine Aussage (eine Begriffsverbindung) eingesetzt würde. Denn Attribute sind verkürzte Nebenaussagen. Allein, diese Begriffsverbindung muß ihrerseits als Prädikationsart adäquat ausgedrückt sein. Insofern führt das Problem der Attribute lediglich auf das der Prädikationen zurück: Von der bis heute üblichen Junktorenlogik werden fast nur die Gleichsetzungsattribute

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 225

ohne Reduktion erfaßt, weil die normale Aussagenlogik nur subsumtionslogische Verhältnisse behandelt (und diese unvollständig).

c) Attributsätze

Attributsätze werden in den europäischen Sprachen an erster Stelle durch Relativsätze, ferner einige durch indirekte Fragesätze, auch durch Vergleichs- und Inhaltssätze sowie Infinitive dargestellt. Diese vertreten (1) bzw. erweitern (2) entweder die Satzglieder, die Relata (Relationspole) sind oder den Relationsausdruck, das Verb (3) oder sie beziehen sich auf ganze Sätze (4). Ohne diese wohlbegründete Gliederung an dieser Stelle ausführlicher zu rechtfertigen, sei sie durch ein paar Beispiele vor Augen geführt.

1) *Relatvertreter:* »Der mit mir die Hand in die Schüssel taucht, wird mich verraten« (Subjektsatz). – »Seine Schrift zu lesen, ist eine eigene Kunst« (ebenso). – »Er wurde wieder, was er schon einmal gewesen war« (Gleichsetzungssatz). – »Was ihr im Verborgenen tut, wird man von den Dächern rufen« (Objektsatz). –«Er fuhr, wohin es ihn beliebte« (Ortsergänzungs-Satz).

2) *Relaterweiterer:* Alle Relativsätze, die sich auf an sich schon ausgedrückte Relate beziehen, sind relaterweiternde Attributsätze, gleich ob der Hauptsatz ohne sie fast sinnlos (Beispiel 1) wäre oder umgekehrt schon fast alles enthält (Beispiel 2): »Der Mann, den ich gestern abend getroffen habe, war der Dieb.« – »Ausgerechnet unserem wachsamen Chef, der stets so sorgfältig ist, unterlief der Fehler.« In der Rolle von relaterweiternden Attributsätzen können (im Deutschen) auch Fragesätze, Vergleichssätze und Inhaltssätze stehen: »Die Frage, ob und wo das Kernkraftwerk gebaut wird, ist noch nicht entschieden.« – »Der Erfolg fiel größer aus, als alle erwartet hatten.« – »Nun ist entschieden, daß das Kernkraftwerk gebaut wird.«

3) *Relationserweiternde Attributsätze* erweitern den Relationsausdruck selbst, in unseren Sprachen das Verb. Dies ist im Deutschen vornehmlich Aufgabe der erweiterten Infinitive mit »(um) zu«: »Er

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 226

ging hinaus, um frische Luft zu schöpfen.« Doch auch Relativsätze können als Relationserweiterer auftreten. »Er lief, was ihm Freude machte, jeden Morgen einige Kilometer.« Hierbei ist die Grenze zu den folgenden, auf ganze Sätze bezogenen Relativsätzen, allerdings nicht immer deutlich zu ziehen.

4) *Satzbezogene Attributsätze* erweitern das ganze Prädikationsgefüge des übergeordneten Satzes, auch wenn sie meist an dessen zentralem Relationsausdruck, dem Verb anknüpfen: »Er lief morgens eine Stunde mit dem Hund durch den Wald, was beiden gut tat.« Offensichtlich bezieht sich der Relativsatz hier nicht nur auf das Verb, wie oben, sondern auf das ganze Relationsgefüge. Diese satzbezogenen Attributsätze eignen sich besonders für Sprecherkommentare, also für modifizierend-performative Äußerungen über die Hauptaussage (»wie ich finde«, »was man nur begrüßen kann«, »wobei man bedenken muß, daß …«).

Der Prädikationsart nach können in dieser Weise alle Aussagen verbunden werden, was wir hier nicht eigens durchzuspielen brauchen. Denn in diesem Zusammenhang interessiert nur die Verbindungsart. Stellt sie vor neue junktorenlogische Probleme?

Auch für die Attributsätze gilt, ganz ähnlich wie für die Attribute: es würde formallogisch keine Schwierigkeiten machen, für einen Begriff einfach eine Aussage (eine Begriffsverbindung) einzusetzen. Allein, sowohl der zu ersetzende Begriff, z.B. ein Relationsausdruck (Verb), als auch die ersetzende Begriffsverbindung müssen ihrerseits als Prädikationsart adäquat ausgedrückt sein. Auch die Frage der Verbindungsart Attributsätze führt lediglich auf die der adäquaten Formalisierung der Prädikationen überhaupt zurück. Die Verbindungsart bringt und erfordert keine neuen Junktoren, zeigt jedoch, daß kompetente Sprecher nicht auf formale Junktorenlogik zu warten brauchten, um sehr komplexe »Klammerausdrücke« in Verbindung zu setzen. Im Reflexionssystem der normalen Sprache geschieht das spielend.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 227

d) Konjunktionalsätze

Mit den Konjunktionalsätzen treten wir also in das einheimische Gebiet der sprachlich gelebten »Junktorenlogik« ein. Zwar blieb es den Grammatikern mangels reflexionstheoretischer Betrachtung bislang verborgen, aber es darf vielleicht – gegen das Vorurteil des Jahrhunderts von der Logik- und Philosophiefremdheit der Grammatik – doch noch einmal in Kürze aufgeführt werden, daß es im Variationsreichtum der Konjunktionalsätze logischer zugeht, als das linguistisch-grammatikalische Chaos vermuten läßt.

Alle satzverbindenden Konjunktionen sind performative, das heißt sprachreflexiv den Sinn der Basissätze im Hinblick auf ihre Verbindung modifizierende Ausdrücke. An ihnen allein ist freilich die reiche »Konjunktionallogik« der (nicht bloß europäischen) Sprachen nicht abzulesen, da sie nicht eindeutig genug sind. Man denke an die vielfache Bedeutung des umgangssprachlichen »wenn«. *Trotzdem oder um so mehr müßte allein die Liste der Konjunktionen von der Junktorenlogik als eine Herausforderung verstanden werden, dieser Konjunktionallogik auf die Spur zu kommen.* Wie aber oben bereits bemerkt, interessiert man sich – in einer paradoxen Furcht vor der Wahrheit der Sprache – allein für die sogenannten Wahrheitswerte, weil sich mit diesen so schön überschaubar rechnen läßt.

Ich möchte nun, mit dem Minimum an notwendigen Erklärungen, die in der *Sprachtheorie* näher begründeten Unterscheidungen der Arten von Konjunktionalsätzen dem Leser vor Augen führen. Der sprachreflexive Charakter der performativen Verbindungsarten hat zur Folge, daß die Konjunktionalsätze in ihrer Hauptgliederung diejenigen der Prädikation ausdrücklich machen. Die Übersicht wird es verdeutlichen:

1) *Verbindung als objektive* hat hier einen anderen Sinn als bei der einfachen Prädikation, wo »Verbindung im Objektiven« subsumtionslogische Verhältnisse meint. Hier ist die Relation als objektive angesprochen. Daher wiederholt sich die Untergliederung der Relationierungskategorien:
   1.1 *Lokalsätze:* Sätze mit »wo, wo immer, woher auch, wohin auch, soweit« usw., sofern sie nicht unter die relaterweiternden Attri-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 228

butsätze fallen, also als selbstständige Prädikationen verbunden werden.

1.2 *Temporalsätze:* »während, solange, bis, seit(dem), als, wenn, nachdem, sooft« usw.

1.3 *objektive Konditional-, Kausal-, Konzessiv- und Konsekutivsätze:* »(immer) wenn; weil, da; obwohl, trotzdem; so daß, daß«. Diese Sätze können auch intentional statt objektiv sein (vgl. 3). Ein Sprecher unterscheidet – anders als bisher die Grammatiker – sehr wohl, ob er einen sachnotwendigen oder einen durch die Intention (Wünschen, Absichten) von Besprochenen gestifteten Zusammenhang ausdrückt.

1.4 *objektive Modalsätze:* »dadurch daß, indem, wobei, wie, je … desto« usw.

2) *Verbindung im Subjektiven (des Sprechers)* heißt in diesem Zusammenhang: in den Gedanken des Sprechers/Hörers. Das Gedankliche ist hier etwas zu den objektiven Sachverhalten Hinzugedachtes oder Hypothetisches.

2.1 *Gedankliche Konditionalsätze:* »falls, (nur) wenn, unter der Bedingung, daß«. – »Falls die Erde sich um die Sonne drehte, (hätten wir eine Erklärung)« beinhaltet einen objektiven Konditionalsatz (vgl.I.3), »falls unsere These richtig ist, …« einen gedanklichen.

2.2 *Adversativ-, gedankliche Konzessiv- und Komparativsätze:* »während; obwohl, wenngleich, wenn auch; wie, als« usw.

2.3 *Modalsätze des fehlenden Begleitumstandes:* »ohne daß, wobei nicht«

2.4 *Modalsätze der Spezifizierung:* »insofern als, um so mehr als, um so weniger als, außer daß, außer wenn, nur daß« usw.

3) *Verbindung im Intentional-Realen.* Weil der Sprecher prinzipiell den Unterschied von Objektivem und Subjektiv- Gedanklichem erfaßt, weil diese »hermeneutische« Differenz (Verstehensunterschied) wesentlich zu allem Sprechen gehört, deshalb ist ihm auch notwendig und wesentlich solche Art »Objektivität« oder besser Realität verständlich, die zwar nicht von ihm abhängt, jedoch selbst intentional ist.

3.1 *intentionale Kausal- und Konsekutivsätze:* »weil, da; daß, so daß« usw. Muster: »weil er das so will, … » im Unterschied zu »weil das so ist, … » in den objektiven Kausalsätzen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 229

3.2 *Finalsätze:* »damit, daß« usw.
3.3 *intentionale Konditional- und Konzessivsätze:* »obwohl, obgleich, wenn auch, wenn schon, wenngleich, sofern, falls« usw. »Wenn (im Falle daß) er den Zug verpaßt, (wird er seinen Plan aufgeben)« ist ein objektiver Konditionalsatz (vgl. 1.3). »Wenn er beleidigt ist, (wird er nicht kommen)« oder »Wenn du deine Hausaufgaben erledigt hast, darfst du ins Kino gehen« sind intentionale Konditionalsätze.
3.4 *Proportionalsätze:* »je desto, um so, je nachdem« usw.

4) *Verbindung im Performativen*
4.1 Konjunktionalsätze der *Kontextherstellung:* »Wie ich bei anderer Gelegenheit schon sagte, … « – »Wenn ich mich auf dasvon meinem Vorredner Gesagte beziehe, … « – »Wenn wir zusammenfassen wollen, … «
4.2 *Vergleichs- und Restriktivsätze:* »Soviel mir bekannt ist, … « – »Soweit ich ihn kenne …«
4.3 Konjunktionalsätze der *pragmatischen Inbezugsetzung:* – »Um falschen Folgerungen vorzubeugen, … « – »Damit wir Mißverständnisse vermeiden, … «
4.4 Konjunktionalsätze der *sprachregulativen Inbezugsetzung:* »Damit ich mich so klar wie nur möglich ausdrücke, … « – »Wenn Ihnen diese Sprache zu ungewohnt sein sollte, … «

Im Hinblick auf die ausdrücklich performativen Konjunktionalsätze sei sogleich bemerkt: Mir ist nicht bekannt, ob wenigstens Versuche der Logistik vorliegen, diese performativen Konjunktionalsätze in ihre Schreibweise zu übersetzen, von adäquater Formalisierung zu schweigen.

Diese wie die sonstige Kritik bezüglich des Ungenügens der Junktorenlogik richtet sich stets in gleicher Weise auch an die noch immer in einem philosophiefremden Chaos befindliche Linguistik sowie an die sogenannte philosophische Sprachanalyse angelsächsischer Prägung. All diese Produkte lassen wenig an logisch-kategorialen Strukturen erkennen und bauen somit dem formalen Logiker wenig oder keine Brücken.

Diesem Bemühen, Brückenbau, möchte ich angesichts der unübersehbaren Kluft zwischen der sprachlichen Konjunktionallogik

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 230

und der bisher entwickelten Junktorenlogik noch einige konstruktive Bemerkungen widmen. Dies wird zugleich Gelegenheit bieten, einige beispielhafte Erläuterungen zu den getroffenen Unterscheidungen nachzutragen.

3. SPRACHLICHE KONJUNKTIONALLOGIK ALS ANFRAGE AN DIE JUNKTORENLOGIK

Eine in der Tat unübersehbare Kluft tut sich vor allem mit dem Formenreichtum der Konjunktionalsätze auf. Dieser Reichtum ist keineswegs nur zufällig-einzelsprachlicher Art, so als handele es sich um bloße Redewendungen, die in der logischen Essenz auf wenige Junktoren hinausliefen. Nein, die aufgeführten, gestuften Unterscheidungen sind ausgesprochen logischer Art: Jede von ihnen wäre ein Junktor – doch die wenigsten sind bisher formallogisch erfaßt! Von den satzverbindenden und eigentlich performativen Konjunktionen trifft dies bei genauem Hinsehen nur für das sogenannte konditionale »wenn« zu (um von dem temporalen »wenn=wann«, das nur im Deutschen gleich lautet, abzusehen).

Bevor wir uns gerade dem »wenn« als Brücken-Konjunktion zwischen reflexionstheoretischer Konjunktionallogik und Junktorenlogik zuwenden, sollten wir uns nochmals den Befund klar vor Augen führen: Da gibt es wichtige sprachlogische Unterschiede in der Art der Satzverbindungen, und die stolze Formallogik der Junktoren weiß davon nichts. Handelt es sich etwa bei den reflexionsgestuften Konjunktionen nicht um formale Unterschiede – nur weil sie *auch* inhaltlich sind? Es wäre möglich, den logischen Gehalt (formalen Gehalt) jeder einzelnen Stufe genauestens vor Augen zu führen. Doch dies liefe lediglich auf eine detaillierte, ausführliche Betrachtung dessen hinaus, was mit der kurz vorgestellten Liste und dem *Stellenwert* jeder Verbindungsart darin im Prinzip bereits gesagt ist.

Ich möchte auf diese ausführliche Erörterung hier verzichten, genauer gesagt, sie dem Leser und mir ersparen, weil sie erstens nur eine Art von Nachhilfe für ungeübtes oder ungenaues Lesen wäre, ein Mehrlesen als Denkersparnis oder serpentinenhaftes Umspielen von Gedanken, die eigentlich einen kürzeren Weg nehmen oder darstellen; zweitens weil unsere Aufgabe und Frage sich auf die Grundkate-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 231

gorien richtete und das Eingehen auf Junktorenlogik hauptsächlich den Einwand (Lenks etwa) entkräften sollte, die neuere Logik beweise das Ungenügen der Urteilsformen und Kategorien, hier der Prädikationsarten.

Wir haben inzwischen den umgekehrten Befund klar vor Augen: das Ungenügen angesichts der subsumtionslogisch weitergeführten, zusammengesetzten Prädikationen (übrigens Thema der *syntaktischen Semantik,* während die einfachen Prädikationsarten, wie erinnerlich, der pragmatischen Semantik angehören), **dieses Ungenügen liegt ganz auf Seiten der Junktorenlogik**. Eine graphische Darstellung der gegebenen Liste von Verbindungsarten würde den Formallogiker vielleicht mehr beeindrucken. Doch auch dadurch könnte es ihm nicht erspart werden, sich denkend auf die Sprachlogik als solche einzulassen. Wir gehen nun einen Schritt weiter: Wie wäre da ein Brückenschlag möglich?

Wir nehmen das »wenn« als Beispiel. Auf der einen Seite haben wir eine mehrfache reflexions- und sprachlogische Bedeutung des »wenn«. Auch deshalb eignet es sich als Beispiel hervorragend, weil es durch alle Hauptstufen der Konjunktionalsätze hindurchreicht. Es mag Sprachen geben, die diese verschiedenen Bedeutungen unterscheiden. Die mir bekannten tun es nicht. Es gibt das »wenn« und seine Abwandlungen nach der obigen Liste als:

(*1.3) objektiv-konditionales:* »Wenn es regnet, wird die Straße naß.« – »Wenn er den Zug verpassen sollte, … «

(2.1) gedanklich-konditionales (logisches): »Wenn das stimmt, stehen wir vor einer großen Entdeckung« – »Wenn zweimal zwei gleich vier ist, dann sind zwei mal vier gleich acht.«

(3.3) intentionales: »Wenn du deine Hausaufgabe erledigst, darfst du ins Kino gehen« – »Wenn du mich liebst, … « – »Wenn du das glaubst, … «

(4.1 bis 4.4) performatives: »Wenn wir zusammenfassen wollen, …« – »Wenn ich nichts übersehen habe, … « – »Wenn ich Sie richtig verstehe, … « – »Wenn Ihnen diese Sprache zu ungewohnt sein sollte, … «

Das objektiv-konditionale »wenn« steht in der Nähe der objektiven Kausalsätze, ja (vor einer weiteren Untergliederung) auf derselben *Stufe der dynamischen Relationierung zweier Aussagen.* (Im

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 232

Sprachgebrauch der philosophischen Tradition unterscheidet sich die Bedingung dadurch von Grund und Ursache, daß sie keinen innerlich oder äußerlich konstituierenden Einfluß auf ein Bedingtes hat, aber für einen Grund- bzw. Ursachenzusammenhang notwendig, *conditio sine qua non*, oder hinreichend, *conditio per quam*, ist. Hiernach wäre der Regen sogar eher Ursache als Bedingung zu nennen.) Jedenfalls sind objektiv-unverfügbare Sachbedingungen, einschließlich Handlungsbedingungen, angesprochen.

Dagegen spricht das gedankliche oder logische »wenn« *Erkenntnisbedingungen bzw. innerlich-logische Beziehungen* an. Auch hier wäre offensichtlich eine weitere Stufung möglich; denn die beiden soeben genannten Fälle sind bereits verschieden genug.

Mit dem intentionalen »wenn« sind *bewußt gesetzte,* vor allem (aber nicht nur: potentielle Stufung!) interpersonale Bedingungen angesprochen.

Das performative »wenn« unterscheidet sich deutlich genug von den vorhergehenden, wenn auch nicht immer eindeutig innerhalb der Stufen des Performativen.

Was kennt von alledem die formale Junktorenlogik? Nichts. Seiffert findet im Blick auf Anfänger und auf das Verhältnis von Subjunktion (»Immer wenn die Straße naß ist, hat es geregnet«) und konverser Subjunktion (»Nur wenn die Straße naß ist, hat es geregnet«.) immerhin den Hinweis angebracht,

> »wie wenig die Wenn-dann-Verbindung tatsächlich mit so etwas wie einem Kausalverhältnis, einem Ursache-Wirkungs-Verhältnis zu tun hat. Wenn das nämlich der Fall ist, so müßte ein Satz wie »Wenn die Straße naß ist, hat es geregnet«, als ganz unsinnig erscheinen« (a.a.O. 137).

Seiffert macht nicht den Unterschied zwischen objektiv-konditionalem und gedanklich-konditionalem Gebrauch von »wenn«. Sonst müßte er den Sachverhalt so beschreiben, daß hier ein durchaus kausaler Wenn-dann-Zusammenhang zu einem gedanklichen Erkennens-Zusammenhang umgemünzt wird. Er hätte besser oder ehrlicher argumentiert: Den formalen Logiker interessiert am »wenn« lediglich die Notwendigkeit eines Zusammenhangs zwischen zwei Aussagen, *gleich was die Sprache sonst mit ihm verbindet.*

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 233

Welchen Vorteil erkauft sich die bisherige Junktorenlogik aber mit der aufgewiesenen Sprachfremdheit? Den Vorteil, mit Wahrheitswerten *rechnen* zu können, wodurch die logische Notwendigkeit einer wahren Verbindung von Sätzen festgestellt werden kann. Nun ist mir, wie schon bemerkt, nicht bekannt geworden, welche lebenswichtige Erkenntnis jemals durch solches Rechnen erzielt wurde. Vielleicht geht es, vom Selbstzweck des genauen Denkspiels abgesehen, am ehesten um mathematische Kontexte, um Computerlesbarkeit und -auswertbarkeit von Sätzen. Sicher liegt in der Unterscheidung von »immer wenn«, »nur wenn« und »genau wenn« auch eine Sprachklärung. Derartiges ist allemal von Bedeutung und läßt sich zweifellos kombinieren mit den obigen, weiterreichenden Klärungsversuchen.

In der Tat läßt sich jedes »wenn« auf den genannten reflexionslogischen Stufen unter anderem oder in letzter Instanz danach unterscheiden, welche Verbindungsstringenz mit ihm ausgedrückt ist.

Allein, ist die Unterscheidung von Subjunktion, konverser Subjunktion und Bisubjunktion – wie die drei »wenn«-Arten so schön rechnungsgerecht heißen –, ist sie reflexionslogisch als solche hoffähig, will sagen, vollständig? Schon die Dreierzahl erregt Verdacht der Unvollständigkeit. Was fehlt inhaltlich, abgesehen von den Negaten (siehe Tabelle in Abschnitt 1 dieses Kapitels)? Sind wirklich alle »wenn«-Arten unter der Rücksicht der Verbindungsstringenz genannt?

Beginnen wir mit der offensichtlich strengsten Verbindung: »genau wenn = immer und nur wenn«, dann meint das »immer wenn« ebenfalls allgemein, jedoch nur von einer Seite her geltende Notwendigkeit (hinreichende Bedingung), das »nur wenn« beinhaltet ebenfalls einseitige, aber zudem partikulär-willkürliche Notwendigkeit (nicht hinreichende Bedingung). Doch warum immer Notwendigkeit? Wie ist es mit »manchmal wenn«? Die Bedingung wird hier freilich zur bloßen Gelegenheit. Doch ist das kein sprachlich sinnvoller Junktor, der diese Reihe abnehmender Notwendigkeit logisch fortsetzt? Ich denke schon, und denke ferner, daß er in folgende Reihe wachsend allgemeiner Notwendigkeit gehört:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 234

1) manchmal wenn: faktisch vorkommende,
nicht notwendige Verbindung
2) nur wenn: einseitig bedingte, partikuläre Verbindung
3) immer wenn: einseitig bedingte, allgemeine Verbindung
4) genau wenn: unbedingte Verbindung

Die Vollständigkeit dieser Reihe wäre auch ohne Reflexionsstufenlehre einzusehen, wie diese hier auch nicht mit völliger Strenge als solche aufgewiesen werden mußte. Mit dieser und in deren Kontext erscheint sie jedoch bedeutsamer. Das Unpäßliche ist nur: Sie läßt sich kaum in der durch die zweimal vier möglichen Wahrheitswerte (WWWW, FFFF) bedingten Tafel aller Junktoren unterbringen. Oder doch?

Vielleicht kann man dem Junktor »manchmal wenn« die Wahrheitswertfolge WWWW zuordnen, die bei jener Systematik der Junktoren als ebenso (angeblich) unsinnig wie FFFF herausfällt? Stellen wir die Tafel der Wahrheitswerte auf für A manchmal wenn B, so ergibt sich:

A	B	A manchmal wenn B
W	W	W
W	F	W
F	F	W
F	W	W

In der Tat handelt es sich also um die Wahrheitsfolge, von der es bei Seiffert (a.a.O. 150) heißt: »Folge 1 (WWWW) bedeutet, daß das Ergebnis in jedem Falle wahr ist, gleichgültig, wie der Wahrheitswert der verknüpften Sätze beschaffen ist. Das aber ist logisch unsinnig, denn mit einem solchen Junktor könnten wir aus beliebigen Voraussetzungen Beliebiges als *wahr* ableiten.«

Wiewenig der Junktor »manchmal wenn« alltagssprachlich unsinnig ist, kann jeder Leser sogleich selbst beurteilen. Zu unterscheiden wären Unsinnigkeit des Junktors und Ungeeignetheit für Rechenoperationen, also mangelnde Operationalität. Diese sei hier dahingestellt, weil reflexionslogisch vorderhand unzureichend. Ein Anschluß der logistischen Junktorenlogik an reflexionslogische Unterscheidungen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 235

wäre Voraussetzung. Um diesen Anschluß ist es uns hier zu tun. Für ihn sollte ein kleines, wenn auch bemerkenswertes Beispiel anhand eines der bisherigen Lieblingsjunktoren gegeben werden.

Bedeutendere Beispiele wären die bisher nicht formalisierten Konjunktionen, die nicht an die Wahrheitswerttabelle anzuschließen sind. *Wahrheitswert als notwendiger Zusammenhang zwischen zwei Teilaussagen ist,* wie zu Anfang dieses Kapitels bemerkt, *ein zu enger Gesichtspunkt für das Erfassen der Sprachlogik.*

Die Notwendigkeit einer Verbindung ist gar nicht das Thema etwa in einem Konzessivsatz wie »Obwohl er keine Lust hatte, ließ er sich zu dem Spiel überreden.« Was hier allenfalls zu formalisieren wäre, ist die genaue symbolische Markierung des reflexionslogischen Stellenwertes, wodurch die Beziehung zu anderen Stellen leichter ersichtlich würde. Da die Alltagssprache bei der Analyse reflexionslogischer Zusammenhänge leicht überfordert ist, könnte ein Symbolsystem für die reflexiven Stufenfolgen womöglich gute Dienste leisten. Dazu muß diese sprachlogische Aufgabe zuallererst erkannt und anerkannt werden.

Dies übersteigt auch unsere Möglichkeiten in diesem Rahmen. Es muß genügen, diese Aufgabe als Teil einer künftigen nicht-Aristotelischen Logik genauer bezeichnet zu haben. Ursprünglich genügen sollte schon das bloße Umdrehen des Spießes, mit dem Formallogiker mit der ihnen sooft eigenen Selbstsicherheit von unphilosophischen Spezialisten die Ansprüche einer transzendentallogischen Kategorienlehre (mit Aufweis logischer Konstanten) meinen abwehren zu können. Dieser Spieß entfaltet Springfedern, wenn er sich erst einmal als der umgekehrte der gelebten, ausdrücklich reflexiv erfaßten Sprachlogik zeigt.

Wahrscheinlich kommt aber erst durch die **maschinelle Auswertbarkeit der Logik und Stilistik von Texten** die Zeit, in denen sprachlogische Differenzierungen für die Analyse von großen Texten praktische Lebensbedeutung erlangen. Dann aber dürfen wir uns nicht mit einer reduktiven, die Sprachphänomene und den zwischen Menschen spielenden Sprachsinn empfindlich verkürzenden Formallogik zufrieden geben. Das formallogische Prokrustesbett, das jetzt ebenso nutzlos wie harmlos erscheint, wird dann beides nicht mehr sein. Eine Verkürzung des in der Sprache spielenden *Logos* ist schon jetzt alles andere als harmlos.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 236

Für die Leser, denen das Vorangehende zu »esoterisch«-logisch war, hier das »exoterische Fazit« des ganzen Kapitels, auf daß sie sich nicht beunruhigen und einfach abschalten mögen, als ginge es nicht um zentralste menschliche »Dinge« und deren Bedrohung:

Nur angeblich kann das kategoriale Denken im Geiste Kants vor der im 20. Jahrhundert entwickelten Logistik der Junktoren, also der Aussage-Verbindungen, nicht bestehen. In Wahrheit müßte umgekehrt diese Junktorenlogik ihre Armut, ihr Zukurzspringen, angesichts einer weiterentwickelten kategorialen oder reflexiven Sprachlogik eingestehen – wenn sie sich denn aus ihrem pseudomathematischen Elfenbeinturm herab- und auf eine transzendentale, somit inhaltsbestimmte Reflexionslogik der Sprache einlassen würde.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 237

VII. Ausblicke: Kritik der Triaden

»Aller guten Dinge sind DREI
– VIER sind aber meist besser.«
website »DENK4« von Franz Eisend

1. DIE »PRAGMATISCHE TRANSFORMATION« KANTS IN DER APEL-SCHULE

Die im Vorhergehenden bezogene Stellung zu Kant ähnelt von Weitem derjenigen der »transzendentalen Pragmatik« von Karl-Otto Apel und seiner Schule, wie sie sich vor allem in Apels reichhaltiger zweibändiger Aufsatzsammlung »Transformation der Philosophie«, seinen Einleitungen zu Peirce- und Morris-Editionen sowie in einem ihm 1982 gewidmeten Diskussionsband *Kommunikation und Reflexion* (herausgegeben von Wolfgang Kuhlmann und Dietrich Böhler) niedergeschlagen hat. Die von Apel intendierte Transformation der Philosophie »meint die Transformation der Transzendentalphilosophie des Privat-Subjekts in eine Transzendentalphilosophie der Intersubjektivität«. Die Übereinstimmung in diesem Grundanliegen ist offensichtlich, obwohl ich dieser Schule nicht unmittelbar verpflichtet bin und leider kaum Diskussionsmöglichkeiten hatte. Sie, die Übereinstimmung, erscheint noch größer, wenn der Unterschied zur Kantischen Transzendentalphilosophie in der »neuen Bestimmung des Verhältnisses von Reflexion und Kommunikation« sein Zentrum haben soll (so die Herausgeber der erwähnten Festschrift im Vorwort).

Deshalb liegt es nahe, um der Kommunikation auch auf philosophischer Ebene mehr Chancen zu geben, und keineswegs aus einem Bedürfnis nach Abgrenzung um jeden Preis, einige ins Gewicht fallende Unterschiede zu benennen. Ich werde dabei der in Kapitel I gegebenen Charakteristik des Kantischen Ansatzes folgen.

a) Bedeutung von Sprache für Apriori-Forschung

Apels »Kantianismus« besteht wesentlich darin, daß es ihm um die Bedingungen a priori (der Kommunikation sowie der Ethik) zu tun

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 238

ist. Sein Programm ist hauptsächlich qua Apriori-Forschung ein transzendentales. Nun wird dieses aber, im Namen einer (von mir bejahten) sprachlichen, weil intersubjektiven Vernunft, durch die seit Wittgenstein zum Dogma erhobene Unterhintergehbarkeit der Sprache eingegrenzt. Hierin sehe ich einen ebenso verbreiteten wie folgenreichen **Fehlschluß**: Vernunft als wesentlich zeichenvermittelte und sprachliche anzuerkennen, bedeutet nicht, Sprache als Inbegriff von Sinn-überhaupt anzusetzen, sondern: *für Zeichen und Sprache den transzendentalen Ursprung und Ort ausfindig zu machen, um sie von solcher Bewußtseinstheorie oder Sinnanalyse her zu rekonstruieren.*

Es verhält sich mit der Sprache wie mit anderen zentralen »Dingen« des Lebens: wer von Spiel oder Sport oder Leiblichkeit oder Sexualität oder Zeit oder Kunst her das Ganze bestimmen will, verfehlt sowohl dieses Ganze wie den eigenen Lieblings-Bereich. So erweisen die Pan-Lingualisten der Sprache bzw. der philosophischen als auch linguistischen Sicht auf Sprache einen Bärendienst, indem Sinn-überhaupt auf Sprache eingegrenzt wird. Dergleichen Eingrenzung folgt sowenig aus der wesentlichen Sprachlichkeit menschlicher Vernunft wie die Eingrenzung auf Leiblichkeit aus der wesentlichen Leibnatur des Menschen folgert oder wie »Sein« oder Dasein als Zeit aus seiner wesentlichen Zeitlichkeit. Angesichts solcher, oft modebedingten, trugschlüssigen Totalisierungen, die immer wieder unerkannt die philosophische Kommunikations-Landschaft verwüsten, wäre in der Tat ein *Collegium logicum* angebracht.

In *Kommunikation und Reflexion* fand sich ein Beitrag von Heinz Paetzold, worin Apels Ansatz mit dem des Neu-Kantianers Ernst Cassirer, dem Verfasser der *Philosophie der symbolischen Formen*, konfrontiert wird. In Paetzolds Aufsatz wird die gleiche Kritik laut wie die soeben ausgesprochene:

> »Blickt man mit durch Cassirer geschulten Augen auf Apels Ansatz, so sieht man, daß eine auf die Sprache konzentrierte Philosophie eine Engführung darstellt. Cassirer geht es um die Universalität der Erfahrung. Aus seiner Sicht ist die Sprache zwar eine wichtige, durch keine andere substituierbare symbolische Form. (…) Das entscheidende Argument gegen die Koppelung der Philosophie mit Sprachproblemen aus der Perspektive Cassirers lautet: Die Klärung von ›Sinn‹ kann nicht ausschließlich von der Sprache her erfolgen. Wahrneh-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 239

mungsprozesse – sagen wir: solche des Gesichtsfeldes – sind nicht hinlänglich am Leitfaden der Sprache zu explizieren« (*Ernst Cassirer und die Idee einer transformierten Transzendentalphilosophie*, 143f).

Wahrnehmungsprozesse bilden wiederum keineswegs den einzigen vorsprachlichen Bereich. Auch Handeln, und gerade dieses, ist in seinem Eigenbereich als eigene Sinn-Ebene von Sprache abzusetzen – gerade um Zeichenhandeln sowie Sprache selbst an ihrem eigentümlichen transzendentalen Ort erkennen zu können. Die von Habermas übernommene Absetzung von Bewußtseinsphilosophie zugunsten des »sprachphilosophischen Paradigmas« stellt keine produktive Entgegensetzung dar. Sie hat sich gerade sprachphilosophisch als unfruchtbar erwiesen. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die bloße Übernahme der Sprechaktsystematik von John Searle nicht deren Begründung ersetzt.

b) Verhältnis von »transzendental« und »intersubjektiv«

Transzendentalphilosophie muß auf Intersubjektivität hin erweitert werden. Das intersubjektive Verhältnis, das Ansprechen oder Du-Sagen (Martin Buber) gehört bereits in die erste Sinnanalyse oder transzendentale Reflexion hinein. Hierin kann ich Apel wiederum lebhaft zustimmen. Folgt daraus aber, daß Kants Konzept eines »transzendentalen Subjekts« zugunsten einer Kommunikationsgemeinschaft, gar Forschergemeinschaft aufzugeben sei, deren Konsens »*in the long run*« (eine Ausdrucksweise, die Apel mit dem Gedanken selbst von Peirce übernimmt) das eigentliche und einzige Subjekt von Wahrheit sei? Für meine Begriffe folgt »nur«, aber das ist viel: daß das einzelne Subjekt streng als relationale Größe, als Selbstbezug-im-Fremdbezug, verstanden werden muß.

Der Gegensatz zwischen transzendentalem und dialogischem Denken ist im Grunde ein oberflächlicher, bloß historisch verständlicher. Beide Denkweisen kommen darin von vornherein überein, Relationsdenken, Beziehungsdenken zu sein: das transzendentale richtet sich auf Subjekt-Beziehungen allgemein, mit dem historisch bedingten Akzent freilich auf dem Subjekt-Objekt-Bezug, das dialogische auf die interpersonale Beziehung insbesondere. (Vgl.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 240

J. Heinrichs: *Sinn und Intersubjektivität. Zur Vermittlung von transzendentalem und dialogischem Denken in einer ›transzendentalen Dialogik‹)*.

Sie kommen in gründlicher Durchführung noch tiefer darin überein, beide Reflexionstheorie zu sein. Denn das intersubjektive Verhältnis ist, wie in Kapitel IV 2 aufgezeigt, ebenso wesentlich durch Reflexion konstituiert wie das subjektive Selbstverhältnis, und eines unmöglich ohne das andere.

Das gilt zunächst und vor allem auf der Ebene der von mir so genannten »gelebten Reflexion«: Das Einzelsubjekt ist, in systemtheoretischer Terminologie gesprochen, die selbstreflektierte Einheitsreferenz eines (unter anderem) sozialen Beziehungsgefüges. Ob diese Beziehungseinheit eine andere Einheitsreferenz, eine andere Instanz der Selbstreflexion sowie des selbstbestimmten Handelns haben kann, stellt eine sozialphilosophisch wichtige und folgenreiche Frage dar. Im Amtshandeln allein gewinnt die soziale Einheit meines Erachtens Selbstreflexivität, und zwar nochmals in Einzelsubjekten; sonst ist das Individuum die einzige Instanz der Selbstreflexion, wenngleich oft als »Sprecher« eines ganzen Gemeinwesens.

Dem transzendentalen Subjekt den Laufpaß geben zu wollen, nur weil es – wie Kant noch nicht erkannt, jedenfalls nicht grundlegend thematisiert hat, jedoch bereits Fichte und vor allem Hegel – an ihm selbst sozial bestimmt ist, stellt wiederum einen Trugschluß dar. Auf die Folgen für Wahrheits- und Sozialtheorie kann ich in diesem Rahmen nicht näher eingehen.

Transzendentale Subjektivität müsse gegenüber historischer Konkretheit offenbleiben, betont Apel. Warum sie dies bei ihm und seinen Schülern gerade nicht tut – wozu man nicht erst Hegels Gesellschaftsanalysen als Vergleich zu bemühen braucht –, das liegt darin, daß in dieser Schule die Reflexion stets eine subjektiv-nachträgliche bleibt: Die philosophische Reflexion wird so gut wie nicht von der gelebten unterschieden und zu ihr in geordnete Beziehung gesetzt. Das kann »transzendental« im engeren Kantischen Sinne genannt werden – jedoch nicht »Transformation der Transzendentalphilosophie«. Wenn es etwas an dieser konstruktiv zu transformieren gibt, dann das Weiterdenken der Reflexionsthematik. Ich werde unter d) auf die systematischen Folgen zurückkommen. Hier sollte zunächst

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 241

auf den Zusammenhang von subjektiv bleibender Reflexion und nicht gelingender Inbezugsetzung des »transzendentalen Subjekts« zur Gemeinschaft hingewiesen werden. Subjekt wie Gemeinschaft sind wesentlich in sich, meinetwegen »ontologisch« (um den modischen Affekt gegen dieses Wort zu ignorieren) Reflexions-Wesen – jedoch keine Produkte der bloß nachträglichen und subjektiven Geltungsreflexion des Philosophen.

Aufgrund der Verwechslung der nachträglich-philosophischen mit der kommunikativ-gelebten Reflexion (bzw. der Verkennung des Reflexionscharakters des interpersonalen Lebens) überschätzt Apel die Bedeutung des Diskurses und stellt ihn – bis in seine jüngsten Veröffentlichungen hinein (2003) – über den Dialog. In Wahrheit ist der argumentative Diskurs (um nicht noch einmal von seiner heillosen Verwechslung mit *discours(e)* zu reden) bestenfalls eine spezialistische, theoriebezogene Abzweigung von dialogischer Kommunikation.

c) Verhältnis von »pragmatisch« und »intersubjektiv«

Bei Peirce (wie später bei Charles W. Morris) bedeutet »pragmatisch« im Zusammenhang mit Zeichengebrauch: Bezug der Zeichen zu Subjekten, sei es zu Sendern oder zu Adressaten. Beide Autoren arbeiten daher mit einem Pragmatik-Begriff, der gravierende Mehrsinnigkeiten enthält (erinnert sei an die früheren Bemerkungen in IV b und V a). Von dem spezifisch behavioristischen Reiz-Reaktions-Schema bei Morris sowie von der möglichen Einschränkung auf raum-zeitlich beobachtbare Handlungen ganz abgesehen, müßten mindestens drei von den früher (V 1 a) aufgeführten Bedeutungen unterschieden werden:

1) »pragmatisch« = vollzugstheoretisch (handlungstheoretisch im weiteren Sinn)

2) »pragmatisch« = handlungstheoretisch im eigentlichen Sinn von verändernden Handlungen

3) »pragmatisch« im Sinne von sozialem Handeln

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 242

4) »sprachpragmatisch« als Handeln, also Veränderung durch Sprache, das heißt sprachlich-intersubjektiv

Die Unterscheidung von (2) und (4) setzt nicht eine bestimmte Sicht auf das Verhältnis von Handlung und Sprache voraus, wie sie oben (in V 1 b) dargelegt wurde. Sie wird jedoch durch diese erleichtert.

Apel übernimmt die Hypothek dieser Mehrdeutigkeiten, indem er zwar auf Pragmatik als intersubjektiven Sprachbezug hinaus will, so besonders in seinem Beitrag in *Sprachpragmatik und Philosophie*. Er trifft jedoch, soweit ich sehe, nirgends diese oder dementsprechende Unterscheidungen. Von daher ist die Festlegung der »transzendentalen Pragmatik« auf »Transzendentalphilosophie der Intersubjektivität« (so S. 2 beider Bände der Taschenbuchausgabe von *Transformation der Philosophie*) einerseits zu anspruchsvoll für sein Unternehmen: Von der transzendentalphilosophischen Rezeption der dialogischen Denker deutscher Tradition herkommend, vermißt man eine ausgebautere Intersubjektivitätstheorie, die über die bloße, immer wiederholte Geltungsreflexion und die »Grundlegung« der Ethik hinausginge und als Sozialontologie sowie als Strukturontologie des leibhaften Subjekts fruchtbar würde.

Auf der anderen Seite scheint die Festlegung von pragmatisch auf intersubjektiv zu eng für Apels Vorhaben, die angelsächsischen Pragmatismen in die Kant-Rezeption einzubringen, insbesondere den von Peirce und Morris. Grob gesagt, kann man den Pragmatik-Begriff von Peirce dem von vollzugstheoretisch (1) zuordnen, den von Morris dem von handlungstheoretisch im engeren Sinn (2). Nicht umsonst konnte ein früher Peirce-Rezipient deutscher Zunge dessen Pragmatismus einen »logischen Pragmatismus« nennen. (So Peter Krausser in: *Die drei fundamentalen Strukturkategorien bei Charles S. Peirce*, 15 u.a.) In dieser Hinsicht unterscheidet sich Peirce nicht von Kants eigenem vollzugstheoretischem Impetus, dem wir in unserem Gedankengang die gebührende Beachtung schenkten. In dieser Hinsicht würde Apel Kant demnach nicht transformieren, sondern lediglich gründlicher rezipieren: Dieser Tiefengrund Kantischen Denkens bleibt indessen unausgesprochen, eben weil der Pragmatik-Begriff zwischen Kants und Morris‹ »Handlungen« und dazu »Sprachhandlungen« schwankt.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 243

d) Systematische Entfaltung (innere und äußere Reflexion)

Abschließend komme ich auf das gravierendste Defizit der Apelschen »Transformation« zu sprechen: Der innerliche, im Vorhergehenden teils schon begründete *Mangel an systematischer Entfaltung*. Solange von der nachträglichen Reflexion, dem Nachdenken, die Brücke zur konstitutiven, gelebten Reflexion nicht gebaut wird, bleibt modernes (das der objektivistischen Naivität verlustige) Philosophieren ein Messerschleifen, ohne daß je geschnitten würde. Es bleibt bei »Programm-Musik« auf allen Sendern. Noch in der Schülergeneration werden hauptsächlich Bücher wie *Letztbegründung und Reflexion* (W. Kuhlmann) hervorgebracht, gegen die ich insoweit nichts einzuwenden habe, als sie zum hundertsten Mal, und vielleicht kunstgerechter als je, die Platitüden eines (die Reflexionsproblematik gänzlich ignorierenden) »kritischen« Rationalismus und Logizismus abweisen. Sollte sich in diesem »kritischen Geschäft« Philosophie aus Kants Geist erschöpfen müssen? Philosophie im Zeitalter der Abschreckungs-Mentalität: Messer werden geschliffen, auf daß nie geschnitten zu werden braucht? Solches Schneiden wäre aber wohltätig und notwendig, durchaus auch um die Abschreckungswaffen abbauen zu helfen.

Apel bleibt in einer Hinsicht Kantianer, in der die Hegelsche Kritik an der »Reflexionsphilosophie« Kants und seiner Nachfolger meines Erachtens voll zutrifft: *Die Reflexion bleibt äußerlich.* Sie wird nicht als innere Struktur der bedachten Sachen selbst erkannt und analysiert. Daher werden die Fragen der kategorialen Bestimmtheit, Architektonik und Kombinatorik so gut wie nicht angegangen – obwohl dies meines Erachtens schon bei Kant, sicherlich aber bei Peirce Hauptsache sein dürfte. Es ist bezeichnend, daß Apel ihn vornehmlich als Pragmatiker, nicht sosehr als semiotischen Logiker und Systematiker in einer deutschen Auswahl-Ausgabe präsentiert hat.

In einem systematisch-kategorialen Hauptpunkt rezipiert er Peirce dagegen wie selbstverständlich: bezüglich der sogenannten *triadischen Zeichenrelation*. Scheint doch mit dieser die bloß dyadische Relation zwischen Zeichen und Bezeichnetem sowie die monologische Subjekt-Objekt-Relation überwunden. Ist sie es? Mit dieser Frage wenden wir uns an den vielleicht neben Talcott Parsons bedeu-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 244

tendsten Inspirator moderner Systematik selbst: an Charles Sanders Peirce.

2. DIE TRIADEN-KOMBINATORIK DER SEMIOTIK VON CHARLES S. PEIRCE

Dieser Philosoph aus Cambridge, Massachusetts, 1839 bis 1914, gilt als Begründer der modernen Semiotik und wurde wahrscheinlich mit Recht bezeichnet als »der originellste und vielseitigste Denker, den Amerika bisher hervorgebracht hat« (so Klaus Oehler in *Idee und Grundriß der Peirceschen Semiotik*, 18). Es versteht sich von selbst, daß hier keine Gesamtwürdigung noch eine Einführung in sein Werk und seine bisherige Wirkung beabsichtigt ist (wozu sich neben der soeben genannten Darstellung jetzt empfiehlt: Bernd Michael Scherer, *Prolegomena zu einer einheitlichen Zeichentheorie. Ch. S. Peirces Einbettung der Semiotik in die Pragmatik*).

Auch die Rezeption Kants, für Peirce der wichtigste philosophische Lehrmeister, soll uns nicht ausführlicher interessieren, als im Vorhergehenden mit der Charakteristik des »logischen Pragmatismus« bereits umrissen wurde. Es geht lediglich um einen vergleichenden Blick auf Peirces Kategorienlehre und die Machart seiner Systematik. Vom Leser selbst darf ich nun einen Kennerblick erwarten – und diese Blicke sind meist ebenso eindringlich wie kurz.

a) Vorüberlegungen

Peirce empfiehlt sich beinahe als einziger zu einem solchen Vergleich. Er ist bedeutender Inspirator zeitgenössischer Systematik, auch in außerphilosophischen Bereichen, da die Semiotik oder Zeichentheorie sich als neue Grundlagendisziplin und interdisziplinäre Wissenschaft versteht. Es ist dem philosophisch Denkenden klar, daß sie diesen Anspruch nur als selbst philosophische Disziplin erheben kann – ich verstehe sie als *Sinnprozeßlehre,* der eine Sinngehaltlehre oder Sinn-Hermeneutik an die Seite treten oder vielmehr nachfolgen muß. (Vgl. dazu näher: *Handlungstheorie*, Einleitung.) Peirces Systematik wird jedoch inzwischen vielfach ohne Klärung der Grundlagenfragen, somit der Ausgangskategorien, verwendet. So auch in der

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 245

an sich verdienstvollen Systematik von Elisabeth Walther, *Allgemeine Zeichenlehre* oder, um ein Beispiel aus dem Anwendungsbereich zu nennen, bei dem Werkdidaktiker und Oehler-Schüler Gerd Jansen: *Gegenstandsbezogene Handlung als Zeichenprozeß. Ein werkdidaktisches Unterrichtsprinzip*. Ich werde mir im folgenden die übersichtliche Auflistung der Peirceschen Systematik in beiden Büchern zunutze machen, sehe aber hier wie bei anderen Semiotikern die Gefahr einer Art *Peirce-Orthodoxie,* die dem Geist des Pioniers durchaus nicht gerecht wird. So erfreulich es ist, daß das Bedürfnis nach kategorialer Kombinatorik sich Bahn bricht – ohne Vergewisserung über die Grundlagen muß dies nach kurzer Zeit erneut alle Systematik in Verruf bringen – wie es einst mit Hegels Erbe geschah. Diese Gefahr zeigt sich ebensosehr für die Grundlagenreflexion wie auf der Ebene der Anwendung. Meines Erachtens gelingt es G. Jansen leider nicht, den werkdidaktischen Wert der Peirceschen zehn Typen von Zeichenkombinationen plausibel zu machen – und dieser Mangel an konkreter Plausibilität hat durchaus mit der Grundlagenfrage zu tun: Konkrete Erschließungskraft von Kategorienkombinationen bildet die Probe aufs Exempel der Theorie.

Die folgenden kritischen Bemerkungen betreffen: erstens die Dreifachheit der Grundkategorien, zweitens die sogenannte triadische Zeichenrelation, drittens die Kombinatorik.

b) Die Peirceschen Grundkategorien »Erstheit, Zweitheit, Drittheit«

Wir wollen Peirce selbst zu Wort kommen lassen, mit Auszügen aus einer Schrift seiner Spätphase, dem *Syllabus of Certain Topics of Logic*, übersetzt von Helmut Pape unter dem Titel *Phänomen und Logik der Zeichen*. In dieser Phase (1903) ist sein Zugang zu den Grundkategorien nicht mehr ein deduktiver, sondern ein deskriptiv-phänomenologischer. Interessanterweise stellt er selbst die Parallele zu Hegels *Phänomenologie* her. Denn von einer Phänomenologie des zwanzig Jahre jüngeren Husserl jenseits des Atlantik war damals noch nicht die Rede:

»Die Phänomenologie ist jener Zweig der Wissenschaften, der in Hegels *Phänomenologie des Geistes* behandelt wird (einem Werk, das viel zu fehlerhaft ist, als

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 246

daß man es irgend jemand anderem als einem reifen Gelehrten empfehlen kann, obwohl es vielleicht das tiefgründigste Werk ist, das jemals geschrieben wurde). In jenem Werk versucht der Autor zu klären, was die Elemente oder, wenn man so will, Gattungen der Elemente sind, die unveränderlich in allem gegenwärtig sind, was in irgendeinem Sinne im Geist enthalten ist. Nach Meinung des Verfassers (d.i. Peirce, J. H.) gibt es drei *universale Kategorien.* Da alle drei stets gegenwärtig sind, ist es unmöglich, eine reine Idee von irgendeiner von ihnen zu haben, die absolut von den anderen unterschieden ist. Ja, selbst so etwas wie ihre ausreichend klare Unterscheidung, kann nur das Ergebnis langen und angestrengten Forschens sein. Sie können als *Erstheit, Zweitheit* und *Drittheit* bezeichnet werden (Firstness, Secondness, Thirdness).
Erstheit ist das, was so ist, wie es eindeutig und ohne Beziehung auf irgendetwas anderes ist.
Zweiheit ist das, was so ist, wie es ist, weil eine zweite Entität so ist, wie sie ist, ohne Beziehung auf etwas Drittes.
Drittheit ist das, dessen Sein darin besteht, daß es eine Zweitheit hervorbringt. Es gibt keine Vierheit, die nicht bloß aus Drittheit bestehen würde« (a.a.O. 54f).

Peter Krausser versucht in seiner schon erwähnten, noch keiner Peirce-Orthodoxie verhafteten Untersuchung das in diesen Kategorien Angezielte mit »monadischer Solchheit – Andersheit – Vermittlung« zu umschreiben. Man erkennt so, ohne daß dies Kraussers Absicht wäre, die Nähe zu dem von Peirce nicht zufällig genannten Hegel. In der Tat finden wir hier fast die Hegelsche Trichonomie oder Dreistufung wieder – dieselbe Triplizität, die Hegel seinerseits bei Kant vorgebildet fand und mehrfach lobte (sowohl in der *Wissenschaft der Logik* wie in den *Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie*). Daß es sich um eine Stufung relationaler Komplexität handelt, steht außer Frage.

Klaus Oehler zieht in seiner Untersuchung zu Recht die Verbindung zwischen dem Relationsdenken und der erkenntnistheoretischen, ja ontologischen Position von Peirce jenseits der alten Kontroverse Realismus und Idealismus:

»Die Peircesche Theorie ist darin neu, daß sie das Problem der Realität nicht als Problem des Übergangs von einem Gegenstandsbereich zu einem anderen Gegenstandsbereich betrachtet, das heißt: nicht als ein Problem des Übergangs von der Sphäre des Subjektes zu der Sphäre des Objekts, sondern daß sie den Erkenntnisprozeß als eine Relation zwischen Wissendem und Gewußtem, Erkennendem und Erkanntem interpretiert und die formale Struktur dieser Relation erforscht. In dieser Untersuchung konnte er sich auf die Logik der Rela-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 247

> tionen stützen, deren Mitbegründer er ist … Peirce war der erste, der sah, daß die traditionelle Fassung des Problems der Erkenntnis und der Realität Implikationen enthält, die angemessen nur mit Hilfe der Relationenlogik sich darstellen lassen« (a.a.O. 36f).

Hier scheint derjenige von der Betrachtung ausgenommen, den die Deutschen nach Marxens Wort wie einen toten Hund begraben zu können glaubten. Denn Hegels Ontologie und Kategorienlehre stellt nichts anderes als eine Relationenlogik dar, freilich weder eine formalisierte noch eine durchgängige sprach- wie realitätsgerechte Logik, was bis heute nicht annähernd gelungen ist. Peirce war, wie zumal die angeführte Stelle zeigt, in viel stärkerem Maße »Hegelianer«, als er es sich eingestand und bisher gesehen wird. Deshalb teilt er mit Hegel, jedenfalls dem der Großen Logik, die *Problematik des logischen Anfangs bei den bloßen logischen Gehalten,* welche in der *Phänomenologie* noch durch die ursprünglichere Dialektik von Vollzug und Gehalt gemildert wird. Damit hängt zusammen, daß die Architektur der *Phänomenologie des Geistes* in ihrer zweiten Hälfte noch eine *Vierstufung* von (AA.) Vernunft, (BB.) Geist, (CC.) Religion, (DD.) Absolutem Wissen kennt. (Vgl. hierzu näher vom Verfasser: *Die Logik der ›Phänomenologie des Geistes‹.*) Diese Struktur hat durchaus mit der oben herausgearbeiteten Reflexionsstufung zu tun. Dennoch hat Hegel sich später der Trichotomie oder Triplizität verschrieben. Leitend war die Grundvorstellung der Vermittlung zweier gegensätzlicher Größen.

Diese Grundvorstellung mag auch Peirces Dreifachheit der Kategorien veranlassen, zumal sie im Ansatz schon Kantisch ist. Es scheint mir aber, daß ihn als Geometer (er war lange Zeit im Küstenvermessungsdienst tätig) noch mehr die Analogie des Dreiecks leitete, in das alle gradlinig begrenzten Figuren zerlegbar sind, am offensichtlichsten Rechteck und Quadrat. Daher die oben zitierte apodiktische, sonst nicht weiter begründete Feststellung: »Es gibt keine Vierheit, die nicht bloß aus Drittheit bestehen würde.« So spricht ein Geometer: »Alle Oberflächen sind zumindest annähernd als Summen von Dreiecken zu berechnen.« Meines Erachtens ist Peirces Denkstruktur in der Tat tiefer trigonometrisch geprägt als, wie die Hegelsche, antinomisch. Seine Kategoriensystematik stellt eine Art **logischer Trigonometrie** dar.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 248

Eine strengere Begründung für die Vollständigkeit seiner Grundkategorien konnte ich bisher nicht finden. Ich glaube, oben ungleich strengere Gründe dafür beigebracht zu haben, daß die »Geometrie des Geistes« durch keine Trigonometrie –durchaus im übertragenen Sinne vertanden – darstellbar ist. (Nicht einmal einer kubistischen Darstellungsweise möchte ich die reflexionslogischen Vierfachheiten und Vierdimensionalitäten ausschließlich anvertraut sehen.)

c) Die triadische Zeichenrelation

Wir brauchen an dieser Stelle nicht zu untersuchen, ob Peirce von der Zeichenanalyse auf die obige Dreiheit der Kategorien kam oder ob der Weg eher umgekehrt verlief. Halten wir uns an die bereits angeführte, kompakte Spätschrift, so verläuft der Gedankenweg dort von der allgemeinen Dreiheit zu seiner Konkretisierung im Zeichen:

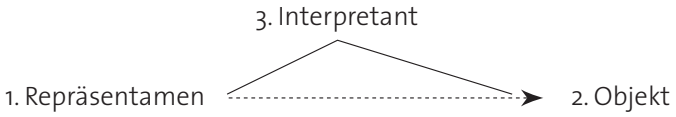
> »Ein *Zeichen* oder *Repräsentamen* ist alles, was in einer solchen Beziehung zu einem Zweiten steht, das sein *Objekt* genannt wird, daß es fähig ist ein Drittes, das sein *Interpretant* genannt wird, dahingehend zu bestimmen, in derselben triadischen Relation zu jener Relation auf das Objekt zu stehen, in der es selbst steht« (*Phänomen und Logik der Zeichen*, 64).

Während später Morris den Interpretanten behavoiristisch als irgendeine Verhaltensdisposition des Zeichenempfängers, nicht mentalistisch, zu deuten versuchen wird, ist dieser Interpretant für Peirce die zwischen Zeichen(gestalt) und Objekt vermittelnde Vorstellung:

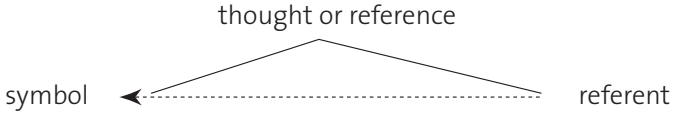
> »Ein *Repräsentamen* ist das Erste Korrelatum einer triadischen Relation, wobei das Zweite Korrelatum ihr *Objekt* genannt wird und das mögliche Dritte Korrelatum ihr *Interpretant* (…).Ein *Zeichen* ist ein Repräsentamen, dessen Interpretant eine Erkenntnis des menschlichen Geistes sein kann. Zeichen sind die einzigen Repräsentamen, die in größerem Umfang untersucht worden sind« (ebd. 123).

Dieses triadische Zeichenverständnis läßt sich versuchsweise folgendermaßen skizzieren:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 249



Das Dritte ist es, was zwischen dem Ersten, dem sinnfälligen Zeichen, und dem Zweiten, bezeichneten Objekt, vermittelt. Damit ist die traditionelle Zweiheit von Zeichen und Bezeichnetem zugunsten einer Dreiheit überstiegen. Diese Dreiheit wurde in der Folge, nicht allein von Morris, vielfach variiert. Wenn ich richtig sehe, kommt das berühmte Zeichendreieck von Ogden und Richards (in ihrem Buch *The Meaning of Meaning*, 1923) in dieser Hinsicht der Intention von Peirce am nächsten:



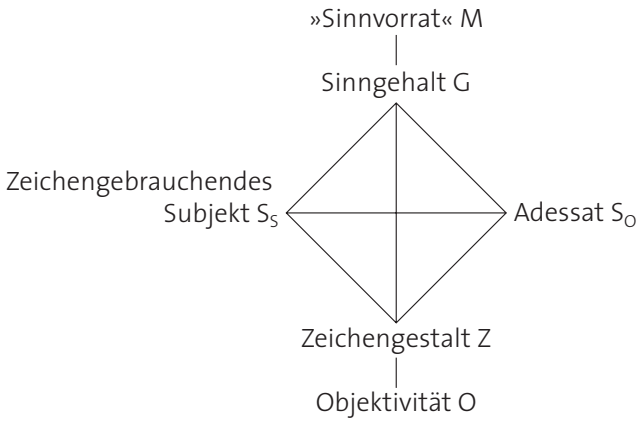
Doch sind derlei Abwandlungen wie auch die von Morris durch Doppelbesetzungen (Designat/Denotat an der Objektstelle, Zeichenklasse/Zeichenindividuum an der ersten Stelle) vorgenommenen Erweiterungen der Triade hier nicht entscheidend. (Darüber informiert vorzüglich: Jürgen Trabant, *Elemente der Semiotik*.) Hier geht es um die Grundfrage, ob die Triade das Wesentliche des Zeichens systematisch zureichend erfaßt – eine Frage, die ich derzeit kaum irgendwo gestellt sehe.

Man rühmt an Peirce allenthalben, daß er das Zeichen als intersubjektives Geschehen erfaßt habe, indem er die bloße Dyade Zeichen-Bezeichnetes (noch beim 1857 geborenen Ferdinand de Saussure: signifiant/signifié) überwunden habe. Allein, wo ist in seinem Zeichenbegriff oder -schema Intersubjektivität angesprochen? Daß ein Zeichen *zwischen Subjekten* vermittelt, gehört bei Peirce nicht zu seinem Begriff noch zu seiner wesentlichen Analyse. Auch wenn sein »logischer Sozialismus« (vgl. das so betitelte Buch des Apel-Schülers G. Wartenberg, Frankfurt 1971) die eigentliche Wahrheitserkenntnis einer künftigen Forschergemeinschaft anheimstellt, also eine Konsen-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 250

sustheorie der Wahrheit vorwegnimmt, kann sein Denken in keinem strengeren Sinn als »dialogisch« gekennzeichnet werden – obwohl B. M. Scherer in seinem erwähnten Forschungsbericht, sogar über Apel hinausgehend, das »dialogische Prinzip« bei Peirce finden will (das er zu Unrecht in einem unlösbaren Konflikt mit dem transzendentalphilosophischen Ansatz sieht: *Prolegomena…*, 11ff). Im Gegenteil, hier liegt ein gravierendes semiotisch-logisches Defizit des Peirceschen Ansatzes.

Ich kann keinen Zeichenbegriff als transzendentallogisch oder auch nur »irgendwie semiotisch« zureichend, gar für systematische Grundlegung vollständig anerkennen, der nicht das Zeichen (explizit und kategorial, nicht erst durch nachträgliche common-sense-Versicherungen) als »Zwischen« von mehreren Subjekten erfaßt. In der *Handlungstheorie* (1980) habe ich den Ort der Zeichen(handlungen: jedes Zeichen im engeren und eigentlichen Sinn ist Objektivierung von Handeln) als eine spezifische, formelle Art des allgemeineren Ausdruckshandelns gekennzeichnet und dabei folgendes Schema für Zeichen-Handlungen vorgestellt (S. 129f):



Es ist hier nicht der Ort, die erwähnten Analysen zu wiederholen oder gar weiterzuführen, da unser Thema nicht Zeichentheorie an und für sich, sondern Kategorienlehre ist und geblieben ist. Erforderlich

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 251

scheint mir dagegen, hinzuzufügen, daß das Schema für *sprachliches* Zeichenhandeln sich dem obigen gegenüber nochmals, gemäß dem Charakter der Sprache als Meta-Handeln und Meta-Zeichenhandeln, anreichert: die Elemente G und Z bilden sich zu einem eigenen syntaktischen Sinnsystem aus, welches die anderen Dimensionen der Sprache voraussetzt und in sich integriert.

Hier ist infolgedessen nicht nur *die triadische Zeichenrelation auf eine Tetrade oder Vierfachheit hin zu erweitern,* sondern darüber hinaus mindestens eine pragmatische Vierfachheit der Sprache als Zeichenhandeln von einer syntaktischen Vierfachheit als grammatischem Bezugsrahmen zu unterscheiden (vgl. *Sprachtheorie*, bes. 284ff). Ob man diese hier nur andeutungsweise möglichen konstruktiven Vorschläge nun weiterzuverfolgen die Freiheit hat oder nicht – in jedem Fall dürfte evident sein, **daß die Zeichenanalysen im Ausgang von Peirceschen oder von sonstigen Triaden hoffnungslos unzureichend sind.** Es tut der Hochachtung für diesen Denker und für seine Anstöße keinen Abbruch, wenn man anerkennt, daß ein weiteres fragloses Ausgehen von seinen Grundbegriffen infolge des Gesagten nur in eine unfruchtbare Orthodoxie hineinführen kann.

Es würde, wie jeder leicht erkennen kann, nicht schwer fallen, den oben bloß skizzierten (noch nicht zureichend verbalisierten) Zeichenbegriff auf die Sinnelemente bzw. Reflexionsstufen zurückzuführen und phänomenologisch zu erhärten. Die Vollständigkeit der drei Relationen bei Peirce sehe ich dagegen in keiner Weise bewiesen. Die gegenwärtig so selbstverständliche Rede von der dreistelligen Zeichenrelation (sowie der »Dreistrahligkeit der Sprache«, wobei die drei Strahlen aus sehr verschiedenen Ursprüngen kommen und ebenso verschiedene Richtungen gehen) sollte nicht länger als erarbeiteter und bewährter Konsens der Forscher, sondern als ein Vorurteil mangels besserer Vorschläge betrachtet werden.

d) Peirces Kombinatorik der Zeichenarten

Daß die vorgebrachte Kritik der Grundbegriffe Folgen für die von Peirce gehandhabte Kombinatorik hat, versteht sich von selbst. Es muß aber unterschieden werden zwischen den zu kombinierenden Grundelementen und der Art der Kombinatorik als solcher. Freilich

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 252

hängt beides zusammen, und dieser Zusammenhang ergibt einen weiteren Gesichtspunkt.

Was die *Art der bisherigen Grundelemente* angeht, so sei nachgetragen, daß der »Streit« nicht allein um Dreiheit oder Vierheit in dem formalistischen Sinne geht, daß an Peirces Theorie einfach etwas Fehlendes, so etwas wie ein viertes Stockwerk, anzubauen wäre. Mittel-, Objekt- und Interpretantenbezug werden zwar nicht einfachhin fallengelassen oder falsifiziert, bekommen jedoch in der handlungstheoretischen Perspektive einen veränderten Sinn und Stellenwert. Ich werde dazu anschließend in der Terminologie von Morris‹ semiotischen Dimensionen noch einige Bemerkungen machen können. Hier nur soviel, mit einem gewissen improvisatorischen Risiko:

»Erstheit« ist in reflexionstheoretischer Perspektive die »*objektive*« Zeichengestalt Z, »Zweitheit« die damit zunächst *subjektiv* vom Sender gemeinte Bedeutung, »Drittheit« die vom Rezipienten verstehbare Bedeutung, »Viertheit« die tatsächlich gelingende Gemeinsamkeit von Bedeutung und Verständigung sowie die damit gegebene Weltveränderung bezüglich Objektivität o und der kulturell-geschichtlichen Sinnwelt M auf beiden Seiten. Dies nur als kurzer Blick auf den komplexen Vorgang, der von Semiotikern wohl mit »Semiose« angezielt ist. – Nun erneut zu Peirces Terminologie, mit seinen eigenen Definitionen:

> »Zeichen sind durch drei Trichotomien aufteilbar; **erstens** unter dem Gesichtspunkt, ob das Zeichen eine bloße Qualität, ein aktual Existierendes oder ein allgemeines Gesetz ist; **zweitens** danach, ob die Relation des Zeichens zu seinem Objekt darin besteht, daß das Zeichen an sich selbst eine bestimmte Beschaffenheit hat oder ob sie in einer existentiellen Relation des Zeichens zu jenem Objekt besteht oder in seiner Relation zu einem Interpretanten; **drittens** danach, ob sein Interpretant es als ein Zeichen der Möglichkeit oder als ein Zeichen des Tatsächlichen oder als ein Zeichen der Vernunft darstellt.
>
> Gemäß der ersten Unterteilung kann man ein Zeichen ein *Qualizeichen,* ein *Sinzeichen* oder ein *Legizeichen* nennen.
>
> …
>
> Gemäß der zweiten Trichonomie kann man ein Zeichen als ein *Ikon,* einen *Index* oder ein *Symbol* bezeichnen.
>
> …
>
> Nach der dritten Trichotomie kann ein Zeichen ein *Rhema,* ein *Dicizeichen* oder *Dikent-Zeichen* (das heißt eine Proposition oder Quasi-Proposition) oder ein *Argument* genannt werden« (a.a.O. 123ff).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 253

Diese Begriffe werden von Peirce jeweils näher erläutert. Ich ziehe es der Kürze und Einfachheit halber vor, die Erörterung von K. Oehler (*Idee und Grundriß der Peirceschen Semiotik*, 23f) anzufügen. Man beachte die terminologische Unterscheidung zwischen der Haupt-«Triade« und den weitergliedernden »Trichotomien«:

> »Die drei Aspekte der Zeichentriade – der Zeichenaspekt, der Objektaspekt, der Interpretantenaspekt – lassen sich jeder für sich in drei Untergliederungen, sogenannte Trichotomien, zerlegen. Der Zeichenaspekt gliedert sich in 1. das Qualizeichen, 2. das Sinzeichen und 3. das Legizeichen, wobei das Qualizeichen sich auf die sinnliche Qualität eines Zeichens, seine punktuelle wahrnehmbare Erscheinung (zum Beispiel »grün«) bezieht, das Sinzeichen dagegen auf die individuelle Gegebenheit eines Zeichens (zum Beispiel ein bestimmtes Verkehrsschild in einer bestimmten Straße) und das Legizeichen auf den generellen Typus eines Zeichens (zum Beispiel das Wort »Baum«). In bezug auf ihre Beziehungen zu Objekten lassen sich Zeichen einteilen in 1. Ikons, 2. Indizes und 3. Symbole. Ein Ikon ist ein Zeichen, das mit seinem wirklichen oder fiktiven Objekt eine Ähnlichkeit aufweist, zum Beispiel ein Bild, ein Schema, ein Diagramm. Ein Index ist ein Zeichen, das nicht in einer abbildenden, sondern in einer realen Beziehung steht, als Hinweis oder Anzeige, zum Beispiel ein Wegweiser, ein Wetterhahn, ein Zeigestock, ein Symptom einer Krankheit. Ein Symbol ist ein Zeichen, das von seinem Objekt nur in dem Sinne bestimmt ist, daß es so interpretiert wird, also von Ähnlichkeit oder physischer Verbindung mit seinem Objekt unabhängig ist, zum Beispiel eine Fahne. Hinsichtlich seiner Beziehungen zu seinen Interpretanten kann ein Zeichen entweder 1. ein Rhema, 2. ein Dicent oder 3. ein Argument genannt werden. Diese Einteilung korrespondiert der alten Einteilung in Term, Proposition und Argument, ist aber so modifiziert, daß sie auf Zeichen generell anwendbar wird. Ein Rhema ist jedes Zeichen, das weder wahr noch falsch ist, zum Beispiel einzelne Wörter. Ein Dicent ist ein Zeichen, das der Übersetzung in eine Aussage fähig ist. Ein Argument ist ein Zeichen, dessen Vernunftnotwendigkeit erkannt wird.«

Die Unterscheidung von Quali-, Sin- und Legizeichen habe ich – offen gestanden – schon mehr als ein Dutzend mal vergessen und neu einprägen müssen, was vermutlich mit der mangelnden Einsichtigkeit und logischen Stringenz der Unterscheidung zu tun hat. Die Vollständigkeitsfrage würde sich dann erst stellen. Was die Vollständigkeit der Unterscheidung von Ikon, Index und Symbol angeht, so scheint sie mir unter handlungstheoretischer Hinsicht sowohl als eine unvollständige Einteilung von Handlungsobjekten im engeren Sinn (es fehlen die Zeichenobjekte »Wertzeichen« wie z.B. Münzen), ferner fehlt

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 254

das ganze bewegte, gestische Zeichenhandeln sowie das Regelverhalten (z.B. Warten an einer Haltestelle). Obwohl ich in der *Handlungstheorie* – ohne Berücksichtigung von Peirce – auch auf die Peirceschen Unterscheidungen am Objektbezug der Zeichen geführt wurde, zeigte sich, daß eine vollständigere Einteilung sich erst durch strenge handlungstheoretische Betrachtung erschließt, von feinerer Unterteilung – auch jenseits von Handlungstheorie – abgesehen.

Peirces Kombinatorik ist im Grundgedanken wertvoll und zukunftsweisend. Nicht umsonst richten sich Hoffnungen auf sie, daß sie endlich mehr Überführung des Logischen ins konkret Erlebbare und Wahrnehmbare leisten möge. In dieser Hoffnung hat es Gerd Jansen in der schon erwähnten Untersuchung *Gegenstandsbezogene Handlung als Zeichenprozeß* unternommen, die zehn nach Peirce möglichen oder zulässigen Kombinationen nicht nur zu nennen, sondern als logische Möglichkeiten zu veranschaulichen.

»Aus diesem Bild lassen sich nun folgende Zeichenklassen entnehmen, die vom Interpretanten- bis zum Mittel-Bezug geordnet sind. Die zehn Klassen sind so numeriert, daß im Interpretantenbezug die Generierung vom Rhema über das Dicent zum Argument abzulesen ist. Damit wird der Generierung von der ersten über die zweite zur dritten Begegnungsebene vom Interpretanten her entsprochen.

1) rhematisch-iconisches Quali-Zeichen
   – eine materielle Beschaffenheit, die als abbildende bzw. imitierende Beschaffenheit *logisch weder wahr noch falsch* ist
2) rhematisch-iconisches Sin-Zeichen
   – eine situationsbedingte einmalige Erscheinungsform, die als abbildende bzw. imitierende Beschaffenheit *logisch weder wahr noch falsch* ist
3) rhematisch-indexikalisches Sin-Zeichen
   – eine situationsbedingte einmalige Erscheinungsform, die als hinweisende Materialität *logisch weder wahr noch falsch* ist
4) rhematisch-iconisches Legi-Zeichen
   – eine gesetzmäßige Eingeordnetheit, die als abbildende bzw. imitierende Beschaffenheit *logisch weder wahr noch falsch* ist
5) rhematisch-indexikalisches Legi-Zeichen
   – eine gesetzmäßige Eingeordnetheit, die als hinweisende Materialität *logisch weder wahr noch falsch* ist
6) rhematisch-symbolisches Legi-Zeichen
   – eine situationsbedingte Eingeordnetheit, die als hinweisende Beziehung *als Aussage wahr oder falsch* ist
7) dicentisch-indexikalisches Sinn-Zeichen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 255

– eine situationsbedingte einmalige Erscheinungsform, die als materieller Hinweis *als Aussage wahr oder falsch* ist

8) dicentisch-indexikalisches Legi-Zeichen
– eine gesetzmäßige Eingeordnetheit, die als konventionell bestimmte Eingeordnetheit *als Aussage wahr oder falsch* ist

9) dicentisch-symbolisches Legi-Zeichen
– eine gesetzmäßige Eingeordnetheit, die als konventionell bestimmte Eingeordnetheit *als Aussage wahr oder falsch* ist

10) argumentisch-symbolisches Legi-Zeichen
– eine gesetzmäßige Eingeordnetheit, die als konventionell bestimmte Eingeordnetheit *als Aussage notwendig wahr oder falsch* ist« (91f).

Der Leser möge entschuldigen, daß ich ihn mit diesem abstrakten Instrumentarium konfrontieren mußte, um ihm einen Geschmack zu geben von der »Ergiebigkeit« der Peirceschen Kombinatorik. Warum bringt sie es – nicht einmal in den bemühten und weder den Urheber entstellenden noch unoriginellen Darlegungen eines Didaktikers – zu wirklicher Konkretheit? Meine Antwort lautet: Weil Konkretion nur erreicht bzw. sichtbar wird, wenn die ursprünglichen (obersten) und alle konkreten Benennungen sich als Abwandlungen, wenn man will als Inkarnationen, der erfaßten Sachprinzipien erweisen.

Zumal für den im anspruchsvollen Sinne »logischen« Übergang von Grundbegriffen zu konkreten Begriffen kann nur die Kombinatorik dieser Grundbegriffe selbst, im Dialog von Begriff und Erfahrung, erfolgreich sein. Daher muß bei den Gliederungsschritten nicht allein wie bei jeder vernünftigen Einteilung beachtet werden, ob ein jeweils einheitlicher Unterscheidungsgesichtspunkt überhaupt eingehalten wird, sondern auch, ob dieser die konkretere Abwandlung der einzuteilenden Haupttitel darstellt, in diesem Fall von Mittel-, Objekt-, Interpretantenbezug. Dies ist die Machart der Subsumtionsmethode (vgl. oben IV 4). Ich sehe zu ihr in Peirce's teils geistreicher, aber kaum durchschaubarer Kombinatorik – denn keineswegs ist ja jeder Zeichentyp mit jedem frei kombinierbar – keine Alternative und kein Äquivalent. Wohl zielt Peirce so etwas wie ein rekonstruktives Vorgehen an, eine Verbindung von apriorischen und aposteriorischen Momenten (vgl. z.B. a.a.O. 121).

Im übrigen möchte ich die Diskussion der Unterbegriffe nicht länger ausdehnen. Denn das Interesse des Ganzen hängt bereits an jenen Grundbegriffen und der Machart ihrer einheitlichen oder uneinheit-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 256

lichen Weiterführung ins Konkrete hinein. Diesbezüglich lautet das **Ergebnis***:*

Im Unterschied zu der ihr verwandten Subsumtionsmethode fehlt der Peirceschen Kombinatorik die durchgängige Einheitlichkeit der Gesichtspunkte. Aus diesem theoretischen Mangel ergibt sich der Mangel an konkreter Plausibilität im Anwendungsbereich. Freilich habe ich mir diese Konkretion speziell im Hinblick auf Zeichentypen und -klassen hier nicht selbst zur Aufgabe gestellt. Die oben erwähnten handlungstheoretischen Unterscheidungen reichen sicher nicht, vor allem wenn man den Zeichenbegriff über menschliche Handlungsprodukte hinaus ausdehnt. Es ging lediglich um die Machart Peircescher Kategorienlehre und -kombinatorik, und dies unter dem Hauptgesichtspunkt: Kritik der traditionellen Triaden.

Mehr Einfluß als Peirce gewann eine jüngere Gründergestalt der modernen Semiotik mit systematischem Anspruch: Charles W. Morris (1901–1979). Auf ihn geht die in Semiotiker- und Linguistenkreisen allzu selbstverständlich gewordene *Dreiheit der semiotischen Dimensionen zurück: Syntaktik, Semantik, Pragmatik.*

Roland Posner kennzeichnet in seinem allgemein einführenden Beitrag *Charles Morris und die verhaltenstheoretische Grundlegung der Semiotik* Morris' Theorie als eine Synthese von nordamerikanischem Pragmatismus (u.a. Peirce, W. James und G. H. Mead), anglo-amerikanischem Empirismus und mitteleuropäischem Logischen Positivismus.

Zu erwähnen wäre außerdem der Einfluß des Sprachphilosophen Karl Bühler (1879-1963) mit seinem bekannten »Organonmodell der Sprache«: sachliche *Darstellungsfunktion,* subjektive *Ausdrucksfunktion* und intersubjektive *Appellfunktion* umfassend. Auch hier wieder eine Dreiheit, die jedoch nur die heute sognannte »pragmatische Dimension« der Sprache gliedert, und auch diese m.E. nicht vollständig: Es fehlt die Rollenpragmatik, das exekutive Rollensprechen (vgl. *Sprachtheorie,* 279ff). Zurück zu Morris:

> »Der junge Morris verallgemeinerte diese historisch vorliegenden Ansätze in einer Reihe von Abhandlungen Schritt für Schritt und zog 1934 eine erste systematische Schlußfolgerung: ›Zeichen haben drei Arten von Bezügen: zu anderen Zeichen, zu Gegenständen und zu einer Person oder Personen.‹ Drei Jahre

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 257

später entledigte er sich auch der letzten Spuren von historisch bedingter Terminologie und taufte die Diziplinen, die sich mit diesen Zeichenrelationen zu befassen haben, ›Syntaktik‹, ›Semantik‹ und ›Pragmatik‹. **Damit hatte er für drei historische Denkrichtungen einen systematischen Zusammenhang formuliert**, der jede von ihnen legitimierte, ohne die anderen überflüssig zu machen. Die Wissenschaft, die Morris durch diese Synthese ins Leben rief, war die ***Semiotik***. – Aufgrund dieser Entstehungsgeschichte war die Semiotik von Anfang an janusköpfig; denn einerseits ist sie eine lose Verknüpfung von Einzeldisziplinen und Forschungsrichtungen, die auch ohne sie weiterbestanden hätten, andererseits beansprucht sie, diesen und anderen Wissenschaften und Forschungsrichtungen ein gemeinsames Ziel zu geben, das unabhängig von deren historischer Entwicklung gültig bleibt. Dies ist auch der Grund, weshalb Morris der Verwendung seiner ›Zauberformel‹ in der Folgezeit recht kritisch gegenüberstand« (R. Posner, a.a.O. 55).

Diese selbstkritische Haltung wurde von den Rezipienten allerdings vergessen und machte einem weitverbreiteten Dogmatismus der neuerlernten Selbstverständlichkeiten Platz, ähnlich wie im Falle des wiederentdeckten Peirce. Dieser hatte immerhin bereits Semiotik als logische Grundlagendisziplin proklamiert – und als solche tritt sie in diesen Schlußbetrachtungen so stark in unser Blickfeld. Führen wir uns Morris' berühmte Definitionen selbst vor Augen:

»Die Beziehungen der Zeichenträger zu dem, was designiert oder denotiert wird, sollen **semantische Dimension** der Semiose heißen und die Untersuchung dieser Dimension *Semantik;* die Beziehungen der Zeichenträger zu den Interpreten wollen die **pragmatische Dimension** der Semiose und die Untersuchung dieser Dimension *Pragmatik* nennen; die semiotisch relevanten Beziehungen der Zeichenträger zu anderen Zeichenträgern bezeichnen wir als **syntaktische Dimension** der Semiose und ihre Untersuchung als *Syntaktik.* Als allgemeine Wissenschaft von den Zeichen enthält die Semiotik also die Teildisziplinen Syntaktik, Semantik und Pragmatik« (*Esthetics and Theory of Signs,* in: *Grundlagen der Zeichentheorie. Ästhetik und Zeichentheorie*, 93).

Hier liegt, das ist für unseren Zusammenhang bemerkenswert, eine ganz andere Dreiheit vor als die erwähnte des Bühlerschen Organonmodells der Sprache. Einzig die Bühlersche *Appellfunktion* findet eine gewisse Entsprechung in der *pragmatischen Dimension.*

Doch beachten wir: Die »Beziehungen der Zeichenträger zu den Interpreten« im Sinne von Morris ist keineswegs identisch mit der interpersonalen Beziehung. Ebenso wie Peirce hat Morris in seinen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 258

»pragmatischen« Zeichenbegriff die interpersonale Dimension, die Beziehung der Subjekte *zueinander* vermittels der Zeichenträger, nicht aufgenommen. Dieser Sachverhalt wird meist nicht beachtet. Daher kommt die im Vorhergehenden schon mehrfach beklagte Verwechslung der Bedeutungen von »pragmatisch« zustande – was sich auf der Ebene der semiotischen Sprachanalyse verheerend auswirkt. Reflexionstheoretisch muß die pragmatische Dimension strikt als interpersonale gefaßt werden, wenn der Anspruch einer vollzugstheoretischen (im weiten Sinn »pragmatischen«) Semiotik für *alle* Sprachdimensionen aufrechterhalten werden soll.

Nicht von ungefähr bemerkt Jürgen Trabant in seinen *Elementen der Semiotik* im Hinblick auf Morris' scheinbar klare Definition:

> »Obwohl dies vor dreißig Jahren geschrieben wurde, ist heute immer noch unklar, was die Pragmatik im einzelnen zu untersuchen hat … Konsens wird nur über die vage Formulierung Morris' bestehen, daß Untersuchungen, die in irgendeiner Weise den Zeichenbenutzer thematisieren, ›pragmatische‹ Untersuchungen sind« (45).

Gerade diesem Konsens kann ich mich nur unter der Bedingung anschließen, daß von dieser Bedeutung von »pragmatisch« (als vollzugstheoretisch oder transzendentallogisch im Kantischen Sinn) der spezifisch interpersonale Pragmatikbegriff klar unterschieden werden muß. Die erstere Bedeutung umfaßt jedoch alle semiotischen Dimensionen. Eine spezifische Bedeutung von »pragmatisch«, Zeichenbenutzen und Sprache als Handeln, kann *nur* in der interpersonalen Beziehung gesucht werden.

In diesem Punkt *muß* Morris – ich fürchte, mich zu wiederholen, noch mehr aber, weiterhin in den Wind des gedankenlosen Umgangs mit Modebegriffen zu schreiben – korrigiert werden, gerade wenn man sein Gesamtkonzept transformierend retten will.

Zwei weitere Kritikpunkte: Erstens, in der Hierarchie der semiotischen Dimensionen – und eine solche ist reflexionstheoretisch wesentlich – muß die syntaktische Dimension an oberster, nicht an unterster Stelle stehen, welche Hierarchie bei Morris allerdings in der Schwebe bleibt. Dies wird in der Tat nur deutlich, wenn man sie selbst vollzugstheoretisch versteht – und nicht abstrakt als »Beziehung der Zeichen zueinander«. Diese Beziehungen beruhen nicht auf irgend-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 259

einem Zauber noch sind sie einfach da, sondern gehen aus »Handlungen des Verstandes« (Kant) hervor. Zeichen haben keine Vollzüge, keine »Handlungen des Verstandes«, sondern nur die Zeichenbenutzer.

Derselbe Punkt muß auch gegenüber Georg Klaus (1912-1974) geltend gemacht werden, dem einzigen anscheinend, der die Frage einer logischen Hierarchie der semiotischen Dimensionen (vor meiner »Reflexionstheorischen Semiotik«) ausdrücklich behandelt hat. Aufgrund einer nicht vollzugstheoretischen, sondern formalistischen Abstraktionsstufen-Betrachtung setzt er die Syntaktik jedoch auf die unterste Ebene, während die pragmatische Dimension, immerhin als gesellschaftliche verstanden, alles einschließen soll – als sei Sprache unmittelbar ein Sozialsystem, nicht ein Sinnsystem des Ausdrucks:

> »In der **Pragmatik** wird jedes Zeichen in einer vierstelligen Relation betrachtet. Diese Relation enthält den Menschen als Erzeuger bzw. als Empfänger des Zeichens, das Zeichen selbst, seine Bedeutung und das, worauf dieses Zeichen hinweist. In der Pragmatik wird also die Sprache in der Gesamtheit ihrer gesellschaftlichen, psychologischen und anderen Verflechtungen betrachtet.
>
> Abstrahiert man von dem Erzeuger und dem Empfänger der Zeichen und betrachtet nur die Beziehung zwischen Zeichen und Bedeutung, so kommt man zur **Semantik**.
>
> *Ehe Beziehung zwischen dem* Zeichen und seinem Designat (Morris: Denotat, J. H.) ist der spezielle Gegenstand der **Sigmatik**.
>
> Abstrahiert man von dieser Beziehung sowie auch noch vom Bedeutungsgehalt einer Sprache und betrachtet nur die Zeichen und ihre Verknüpfungen (z.B. die Regeln über die korrekte Aufeinanderfolge von Worten usw.), so kommt man zum **syntaktischen** Bereich der allgemeinen Semiotik« (G.Klaus/M. Buhr, *Philosophisches Wörterbuch*, Artikel *Semiotik*).

G. Klaus hat das Verdienst, zuerst überhaupt die Vierheit der semiotischen Dimensionen benannt zu haben, indem er die Sigmatik als originäre erste Dimension eingeführt hat. Doch seine ›flächige‹, formalistische, nicht handlungstheoretische Sicht der semiotischen Dimensionen hinderte ihn aber, die syntaktische Dimension als integrative Dimension aller andern semiotischen Dimensionen zu verstehen. Es gibt auch keine Verbindungslehre von Zeichen, die von deren Bedeutungen oder zumindest Bedeutungstypen (z.B. Wortarten) absehen könnte. Die Semantik muß wie alle übrigen Dimensionen in

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 260

der Syntaktik als der »verbindenden« Ausdrucksdimension vorausgesetzt und integriert sein.

Mit Georg Klaus zusammen komme ich aber zu dem angekündigten zweiten Kritikpunkt an Morris, und dieser ist im Zusammenhang meiner gegenwärtigen Kritik der Triaden der wichtigste: Morris unterscheidet nicht die Bezeichnungsfunktion von der Bedeutungsfunktion der Sprache, worauf Klaus mit vollem Recht insistiert, indem er letztere als die semantische Dimension von der sogenannten *sigmatischen Dimension* unterscheidet.

Zwar trifft Morris die Unterscheidung von »Designat« als »Klasse von Objekten«, die nicht notwendigerweise Elemente haben muß, also eine bloße Vorstellung sein kann, und »Denotat« als »Elemente – falls es überhaupt welche gibt – der betreffenden Klasse« (a.a.O. 93), also den einzelnen Objekten. Der Bezug auf beide soll aber ein und derselbe semantische Bezug sein. Das ist ein inzwischen allzu verbreiteter Irrtum, wie verdeutlicht werden soll.

Indem ich mit Georg Klaus die Eigenständigkeit der sigmatischen Dimension verteidige und sie als Bezeichnungsfunktion von der semantischen Bedeutungsfunktion unterscheide, brauche ich mich jedoch nicht auf »Materialismus« zu berufen – es sei denn, man wolle Materialismus in der Feststellung sehen, daß Zeichen sich ursprünglich und weiterhin sehr häufig *unmittelbar* auf einzelne Objekte oder Verhaltensweisen beziehen, während sich allgemeine semantische Bedeutungen entweder allererst allmählich herausbilden oder erst suchend zu Hilfe gezogen werden. In der semantischen Dimension beziehen wir uns unmittelbar und primär auf allgemeine Bedeutungen und (gegebenenfalls, nicht notwendig) *mittelbar* auf deren »referents« oder bestimmte Denotate.

Die Rede von »Referenzsemantik« wird oft dazu benutzt, den hier liegenden wesentlichen reflexionstheoretischen Ebenenunterschied zu verwischen.

Die ursprüngliche Bedeutung ist der situative Gebrauch von Zeichen für Einzelnes. Das ist mit »sigmatischer Dimension« gemeint, und zu ihr gehören die Probleme, wie ursprünglich Wörter ihre »Referenz«, ihre Verstehbarkeit, gewinnen: durch verschiedene Arten der Handlungseinbettung von Sprachzeichen (siehe die diesbezügliche Gliederung in Kapitel VIII).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 261

Dagegen besteht der semantische Gebrauch gerade darin, situationsenthobene, allgemeine Bedeutungen (wie sie im Lexikon stehen können) als solche, also gerade gebrauchsenthoben, zu erfassen und bei Bedarf neu auf Einzelnes und Situatives rückbeziehen zu können. Die semantische Bedeutung ist die in die Allgemeinheit reflektierte »Aufhebung« der ursprünglich sigmatischen Bedeutung der Ding- und Situations-Namen. **Semantische Bedeutung ist in Allgemeingültigkeit reflektierter sigmatischer Sinn** (um hier einmal G. Freges Unterscheidung von Sinn und Bedeutung anklingen zu lassen).

Mit dem Gebrauch semantisch allgemeiner Bedeutungswörter allein bezieht sich ein Sprecher nicht unmittelbar auf die bezeichnete (aber vielleicht gar nicht existente) Wirklichkeit, sondern *vermittels* bereits etablierter Bedeutungen *plus* Demonstrativpronomina oder zeigender Gesten und anderer handlungseinbettender, situierender Momente. Die »Etablierung« semantischer Gehalte geschieht in der reflexiven Objektivierung des ursprünglichen sigmatisch-situationsbezogenen Sinnes: aus dem Vollzugsinn wird ablösbarer Gehalt.

Es geht wahrhaftig nicht darum, eine Vierfachheit formell zu erfüllen, wenn die von Morris namhaft gemachten semiotischen Dimensionen teils umdefiniert und um eine vierte Dimension, die sigmatische, erweitert werden. Allerdings kann der Hinweis auf die aufgewiesene Vierfachheit der Reflexionsstufung als weiteres starkes Argument gelten – wenn es im Hinblick auf die genannten Phänomene noch dessen bedürfte.

Nur das sich im Vollzug selbst regulierende Zeichensystem Sprache differenziert allerdings alle Reflexionsstufen als eigene semiotische Dimensionen:

1. als Sigmatik des Bezeichnens
2. als Semantik des Bedeutens
3. als Pragmatik des Sprachhandelns
4. als Syntax eines selbstreflexiven Formenspiels,
   wozu auch die Stilistik gehört.

Wie die Sprache von Handeln überhaupt, auch vorsprachlichem Zeichenhandeln, differenziert werden muß, so innerhalb der Sprache die semantische Dimension von der sigmatischen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 262

Das Erfassen der semantischen Dimension in ihrer Eigenart steht in besonderer Analogie zu der durch Kant vollzogenen transzendentalen Wende. Mit dem Hinweis auf diese Analogie möchte ich den Gedankengang beschließen.

In der Bezeichnungsdimension (sigmatischen Dimension) setzt sich der Sprecher unmittelbar mit der »Welt« (nicht nur derjenigen der Objekte im engeren Sinn) auseinander. Er ist objektivistisch, wie die abendländische Philosophie, *grosso modo*, vor Descartes und Kant.

In der Bedeutungsdimension aber eröffnet sich dem sprechenden Menschen aufgrund einer permanenten Reflexionsbewegung ein ganzes Reich von Bedeutungen-für-ihn. Der Transzendentalphilosoph macht nun dieses Für-ihn-Sein der Bedeutungen ausdrücklich zum Thema. Solch eine transzendentale Wende vollzieht implizit jeder Sprecher, sofern er imstande ist, mit Bedeutungen zu spielen, sie zueinander in Beziehung zu setzen und in ihre Bestandteile zu zerlegen. Alles sprechende Denken setzt voraus, daß Bedeutungen, die ursprünglich siutations- und objektgebunden vollzogen werden, *als* Bedeutungen objektiviert und miteinander in Beziehung gesetzt werden.

Eine »flächige«, nicht durch den Reflexionsgedanken angereicherte und differenzierte Art von »Gebrauchstheorie« der Bedeutung geht an dieser Freiheitsdimension der Sprache im Umgang mit semantischen Bedeutungen vorbei. Sie erfaßt nicht die reflexive Genese der semantischen Gehalte aus der (sigmatischen) Vollzugs-Gehalt-Einheit. In der Transzendentalphilosophie geschieht dergleichen wissenschaftlich-ausdrücklich.

Ein begeisterter Kantianer des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Name mir entfallen ist, hat sinngemäß geschrieben: »Wenn Kinder von Anfang an sprechen könnten, sie würden Kantische Kategorien lallen.« Sie würden die operativen Ordnungsstrukturen ausplaudern, mit denen sie staunend ihre äußere und innere Welt sprachlich zu ordnen beginnen. Denn diese kategorialen Strukturen, besonders sichtbar in der Sprache, sind mit dem Selbstbewußtsein zugleich »mit einem Schlage« implizit gegeben.

Was aber das Programm kategorialer Philosophie überhaupt angeht, handelt es sich in der Tat darum, zu begreifen:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 263

»daß die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt (…) Denn sonst hängen zufällige, nach keinem vorher entworfenen Plan gemachte Beobachtungen gar nicht in einem notwendigen Gesetze zusammen, welches doch die Vernunft sucht und bedarf« (B XIII).

»Woran liegt es nun, daß hier noch kein sicherer Weg der Wissenschaft hat gefunden werden können? Ist er etwa unmöglich? Woher hat den die Natur unsere Vernunft mit der rastlosen Bestrebung heimgesucht, ihm als einer ihrer wichtigsten Angelegenheiten nachzuspüren?« (B XV)

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 264

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 265

VIII. Nachträge zur Neuauflage

»Ich liebe den, welcher die Zukünftigen rechtfertigt und die Vergangenen erlöst: denn er will an den Gegenwärtigen zugrunde gehen.«
F. Nietzsche, Also sprach Zarathustra, Vorrede 4

DAS VERSAGEN DES GEISTESWISSENSCHAFTLICHEN DISKURSES

Die bisherige Rezeptionsgeschichte dieses Kant-Buches ist schnell erzählt: Außer zwei philosophiehistorischen Dissertationen, auf die ich im Abschnitt 2 eingehen werde, ist mir keine nennenswerte Rezeption bekannt geworden. Es gab keine größeren Besprechungen, ganz anders als zu meinem 12 Jahre zuvor erschienenen Hegel-Buch (*Die Logik der ›Phänomenologie des Geistes‹,* Bonn 1974, 2. Aufl. 1983), weil dieses sich fast noch ganz im Rahmen einer historischen Interpretation bewegte. Die »ausführlichste« Rezension fand sich in *Information der Philosophie*, Heft 4/1987 und lautet so:

> »Was auf den ersten Blick wie eine Einführung in einen vieldiskutierten Teil der ›Kritik der reinen Vernunft‹, die Kategorienlehre, aussieht, ist in Wirklichkeit weniger eine Einführung in Kants als eine Einführung in Heinrichs' eigene Philosophie.
>
> Wer eine textnahe Interpretationshilfe, eine Darstellung der Bedeutung der betreffenden Kapitel innerhalb Kants Lehre, eine Übersicht über die Diskussion und die historischen Bezüge von Kants Lehre der Kategorien sucht, wird enttäuscht: nichts von alledem findet sich. Kants Text ist für Heinrichs »sonnenklar«, die Arbeiten der Gelehrten hält er – mit Ausnahme seiner Lehrerin Heidemann – für »überflüßige, hausgemachte und vermeidbare Zusatzprobleme der Gelehrten«.
>
> Heinrichs geht es um etwas anderes: er will Kant »weiterdenken«, und zwar in Richtung einer Handlungstheorie. Heinrichs' Kantianismus ähnelt dem Apels, außer daß er auf das für Apel zentrale Primat der Sprache verzichtet. Das Buch eignet sich deshalb nur für Leser, die sich dafür interessieren, wie man Kant heute »weiterdenken« könnte.

Bis auf den historischen Irrtum, Ingeborg Heidemann sei meine Lehrerin gewesen, und bis auf die irreführend verwendeten Zitate,

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 266

wundert mich das Ganze keineswegs. Ich überhöre nämlich die leichte Ironie darüber, daß hier doch tatsächlich jemand weiterdenken will als der große, kanonisierte Kant. Zwar halte ich an dem Anspruch fest, auf meine Weise durchaus auch eine sachliche (nicht textliche) Einführung in die Grundprobleme von Kants theoretischer Philosophie gegeben zu haben, und zwar eine sehr zielgerichtete, aufs Wesentliche konzentrierte, so z.B. in der Charakterisierung von Transzendentalphilosophie als Handlungstheorie und Reflexionstheorie. Hätte mir das einst jemand als Anfänger klar gemacht, hätte er mir viel mühsames Buchstabieren am Text erspart und mich schneller zur Sache und dabei zu noch tieferliegenden Punkten von Kants Texten gebracht.

Aber das ist es: Fast nur Textbuchstabieren als solches, die philologische Beschäftigung mit einem für philosophisch gehaltenen Text, gilt heute als Philosophie. Genau da bin ich grundsätzlich anderer Auffassung, und zwar eindeutig mit Kant selbst:

> »Es gibt Gelehrte, denen die Geschichte der Philosophie (der alten sowohl, als neuen) ihre eigene Philosophie ist, vor diese sind gegenwärtige Prolegomena nicht geschrieben« (*Prolegomena*, Einleitung).

Diese »Gelehrten« sind heute nicht mehr die Ausnahme. Die heutigen Ausnahmen kennzeichnet Kant folgendermaßen:

> »Der wahre Philosoph muß also als Selbstdenker einen freien und selbsteigenen, keinen sklavisch nachahmenden Gebrauch von seiner Vernunft machen« (*Logik*, A 27).

Daher mein Anspruch, Kants eigentlichem Denken und Wollen näher zu kommen, indem man über die Philologie hinausgeht zu eigener Thesen- und Hypothesenbildung, diese dann allerdings mit dem Text konfrontiert.

In diesem Sinne ist es eine andere Lektüre Kants als die übliche, die ich »philologisch« nenne, übrigens mit einem großen, führenden Philologen und Hermeneutiker des 19. Jahrhunderts, August Boeckh. Dieser nennt in seiner *Theorie der Hermeneutik* die »Erkenntnis des Erkannten« und bereits sprachlich Niedergelegten Philologie. Die

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 267

erzählte Geschichte aller Wissenschaften sei philologisch, während Philosophie die »begriffliche Erkenntnis des Universums« anstrebe und demgemäß die »Wissenschaft der Ideen« als solcher sei, nicht ihrer sprachlichen Dokumentationen. (*Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften, vorgetragen 1805 bis 1865,* Nachdruck 1966, 9ff*).* Demzufolge wäre ein Großteil der heutigen »Philosophie« uneingestandenermaßen Philologie. Idealerweise sind beide Wissenschaftszweige wechselseitig aufeinander verwiesen. Denn es gibt keine wissenschaftliche Philologie ohne philosophische Grundlagen und keine geschichtsbewußte Philosophie, die sich nicht philologischer Methoden bedienen müßte. Sie dürfen aber nicht zusammenfallen. Von diesem Idealzustand sind wir heute sicher viel weiter entfernt als zu August Boeckhs Zeiten.

Ich halte es, gegen die zitierte Kritik in *Information Philosophie*, für eine philologisch durchaus korrekte »Einführung« in Kants Kategorienlehre, wenn gleich zu Beginn des Einleitungsessays Kants eigene Einführung in seine Kategorien als lakonisch kurz charakterisiert wird. Denn in dieser Kürze liegt hier genau die Würze des Problems. *Wenn man sich auf all die Texte einläßt, die nicht genau zur Sache gehören, nämlich zur Begründung der Kategoriensystematik in ihrer logischen Bestimmtheit, entfernt man sich bereits vom Problem.* Zum Beispiel, wenn man die »transzendentale Deduktion« studiert, die allein auf den *Grund der Realgeltung* der Kategorien für wirkliche Erkenntnis gerichtet ist, nicht – wie die »metaphysische Deduktion« – auf deren *Bestimmtheit* durch den »Leitfaden der Urteilstafel«. Kurz, eine bestimmte Art, sich vom Text einfach gefangen nehmen zu lassen, kann heißen, die Nähe der eigenen Frage wie zugleich des Textes zu einem bestimmten Problem zu verlieren. Wie nah ich Kants Texten sachlich bleibe, wird in Wilhelm Metz' später zu referierendem, recht tiefschürfenden Buch deutlich: Anders hätte er, in seinem streng Kant- und Fichte-immanentem Gedankengang, keinen Anlaß, ausgerechnet auf meine Deutungen öfter positiv Bezug zu nehmen.

Der anonym gebliebene Rezensent (offenbar der Herausgeber von *Information Philosophie*, Peter Moser), bestätigt somit punktgenau das, was ich beklagt hatte: die Verwechslung von Philosophie mit ihrer Hilfsdisziplin, der Philologie. Wäre es nur sein persönlicher Schwer-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 268

punkt, nicht die übliche Verwechslung, brauchte er das »Weiterdenken« mit Kant nicht distanziert zu ironisieren.

Die von Moser genannte Parallele zu Apels »transzendentaler Pragmatik« ist in der Tat gegeben. Ich selbst habe in meinen ersten Aufsätzen in ganz ähnlichem Sinn von »transzendentaler Dialogik« gesprochen. Richtig ist auch, daß ich »auf das für Apel zentrale Primat der Sprache verzichte«, ja dieses Primat für vollkommen falsch halte, wie in der Einleitung und in Kap. VII. kurz begründet: Sprache selbst muß und kann von den fundamentalen Sinnstrukturen her rekonstruiert werden. Genau das bleiben die Philosophen des *linguistic turn* schuldig. Sie können ihr Schuldigbleiben einer eigenen, umfassenden Sprachtheorie nur durch totales Ignorieren einer begründeten Sprachsystematik kaschieren.

An der Fragestellung, wie sie 1986 einleitend skizziert wurde, hat sich nicht das Mindeste geändert, auch nicht am Weiterbestehen der doppelsinnig-unklaren Rede von »Sprachpragmatik«: handlungstheoretisches Verständnis der Sprache als ganzer *oder* die interpersonale Handlungsdimension der Sprache? Da wünscht man das *collegium logicum*, die elementarste, heute weithin fehlende Schule für Philosophie als »Kunst der Begriffe«. Dies trifft für die meisten sogenannten Sprachpragmatiker zu, einschließlich des an sich systematisch ausgerichteten John Searle, nach John Austin dem Meister der Sprachakttheorie, von dem Habermas' einschlägige Ad-hoc-Systematik in seiner *Theorie des kommunikativen Handelns* abhängt.

Das eigentlich und am meisten zu Beklagende ist, daß in Zeiten der grassierenden Diskurs-Theorie von ebenfalls schillernder Mehrsinnigkeit ein alarmierender Verfall der universitären Diskurs-Kultur in Deutschland weiter um sich greift. Wie ebenfalls schon in der Einleitung und neuestens in *Revolution der Demokratie* (2003) ausgeführt: Der Diskursbegriff wird einerseits überdehnt (angebliche diskursive Lösbarkeit von individual-ethischen und kollektiv-ethischen Entscheidungen, politischer Diskurs, Liebesdiskurs usw.), anderseits aber, in Folge dieser falschen Überdehnung, wird er da nicht mehr allen Ernstes gepflegt, wo er hingehört und er das Herz des wissenschaftlichen Forschungsprozeßes ausmachen müßte: an den Hochschulen sowie in der wissenschaftlichen Literatur.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 269

Ein hierher gehöriges Symptom für diesen ungeheuren, den gesamten akademischen Bereich betreffenden Mißstand ist die Tatsache, daß meine in diesem Buch zentral wichtige Auseinandersetzung mit der *Kritik der logischen Konstanten* keinerlei Echo oder Antwort gefunden hat, obwohl es gleich nach Erscheinen an Hans Lenk, den häufig und höflich genannten Verfasser jenes Werkes, gesandt wurde. Und dies, noch bevor Lenk, neben vielen anderen Ehrenämtern, als Präsident der »Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland« amtierte (1991-93). Es wäre vor dem Verfall des philosophischen Diskurses, gipfelnd in der Epoche der »Diskurs-Theorien«, kaum denkbar gewesen, daß ein derart direkt angesprochener Autor es nicht für nötig befunden hätte, wenigstens auf die ihn unmittelbar betreffenden kritischen Gedanken in irgendeiner Weise zu antworten. Und sei es nur durch den Hinweis, warum die konstrukiv-kritische Auseinandersetzung mit seinem Werk und zu einer so überragend wichtigen Thematik – gibt es überhaupt logische Konstanten, die den philosophischen Diskurs strukturieren? – ihm angesichts seiner Überbeschäftigung keiner gründlichen Antwort wert sei.

Unwürdigkeit meiner Einwände, obwohl sie konstruktiv waren, fürchte ich allerdings nicht, vermute nicht einmal persönlich zu nehmende Unfreundlichkeit, sondern bin ziemlich sicher, daß ein Ausbleiben jeglicher Reaktion schlicht auf den allgemein verloren gegangen Sinn für den akademischen Diskurs, zumindest im geisteswissenschaftlichen Bereich, zurückzuführen ist. Doch diese »schlichte« Tatsache ist alarmierender als persönliche Defekte oder Unstimmigkeiten. Sie stellt unsere geisteswissenschaftlichen Disziplinen zutiefst in Frage: Was ist denn mit den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften, wenn ihre Grundlagendisziplin, die Philosophie, keine logisch begründeten Konstanten, d.h. Grundstrukturen, mehr kennt? Können sie dann überhaupt noch als ernstzunehmende Partner von Mathematik und Naturwissenschaften gelten?

Ich möchte die These wagen, **daß das weitgehende Nichtfunktionieren des akademischen Diskurses (im eigentlichen Sinn) in Deutschland einen Hauptgrund für die falsche Aufblähung der geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer bei Abnahme ihrer realen gesellschaftlichen Relevanz darstellt.** Indem der Maßstab der argumentativen Entscheidbarkeit zugunsten eines allgemeinen, mehr

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 270

oder weniger relativistischen oder skeptizistischen Nebeneinanderhers der Disziplinen nur noch selten angelegt wird, berauben sich die Geisteswissenschaften des ihnen möglichen Maßes an logischer Stringenz (diese ist es ja, die im Diskurs zur Debatte steht), der Achtung vor den naturwissenschaftlichen Kollegen sowie ihrer eigenen Effizienz und Relevanz. Ein Großteil der philologischen Fächer wurde zum empiristischen Jagen und Sammeln, fern aller philosophisch-wissenschaftlichen Durchdringung.

Der Stellenabbau von Seiten der Politik wird sicher nicht damit begründet, aber er hat in der weithin gespürten *Irrelevanz bloß archivarischer Bildungsgüter* seine tieferen Wurzeln. (Abgesehen davon, daß andersartige Gesellschaftswissenschaften es rechtzeitig zu verhindern wüßten, daß eine reiche Gesellschaft nicht genug Mittel für Forschung und Lehre aufzubringen vermag.) Werden die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften nicht alle zu Unterabteilungen des einen Faches Geschichte und Kulturgeschichte degradiert, mit jeweils leicht unterschiedlichen, mehr oder weniger unklaren Hermeneutiken (Auslegungsmethoden)? Die gesellschaftliche Funktion solcher Bildungs-«Wissenschaften« ist die von Überbau-Ideologien mit der Funktion der Ablenkung von den gesellschaftlichen Realitäten. Durch die gelungene »Erweiterung« (Verhunzung) des Diskursbegriffs haben auch die ehemals kritischen 68-iger viel zu socher Wissenschaftsentwicklung beigetragen.

Wenn dies so wäre, könnten sich die Steuerzahler eine ganze Menge von pseudowissenschaftlichen Selbstbefriedigungsdisziplinen ersparen. Meines Erachtens darf die aktuelle hochschulpolitische Diskussion an diesen eigentlichen Grundfragen des zumindest geisteswissenschaftlichen Selbstverständnisses nicht vorbeigehen. Allerdings plädiere ich hiermit nicht für einen unbesehenen Stellenabbau, sondern für die Unterscheidung von *Wissenschaft* (Forschung *mit* wissenschaftlicher Lehre) und *pädagogischer Vermittlung* von Bildungsgütern. Es geht also nicht etwa um eine Trennung von Forschung und Lehre, sondern um Unterscheidung von *wissenschaftlicher Lehre*, die immer mit Forschung zusammengeht, und *pädagogischer Vermittlung*, die Forschungsergebnisse wie alle andere kulturelle Produktion voraussetzt und diese schulisch weiterträgt. (Vgl. zur systemtheoretischen Unterscheidung: *Revolution der Demokratie*, bes.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 271

254ff). Pädagogik hat, in dieser Hinsicht wie die Publizistik, ihr Maß an der Aufnahmefähigkeit und –freudigkeit der Rezipienten. Wissenschaft hat ihr Maß an den zu erforschenden Sachen und ihrer Logik, allerdings im Rahmen des gesellschaftlich Relevanten und Möglichen. Solange diese Maßstäbe nicht klar unterschieden werden, werden weder Forschung (mit wissenschaftlicher Lehre) noch pädagogische Vermittlung von Bildungsgütern wirklich gelingen. Diese Zweistufigkeit von Wissenschaft und Pädagogik ist unter dem irreführenden Etikett »Einheit von Forschung und Lehre« leider verlorengegangen.

Verzeihen werden mir solche kritischen Anfragen diejenigen Kollegen, die sich redlich um echt wissenschaftliche Standards und Zusammenhangserkenntnis noch bemühen und sich oft auf verlorenem Posten fühlen. Die anderen werden mir den schon früher in diesem Buch erhobenen Ton des Drängens auf ein neues wissenschaftliches Diskursethos, eben durchaus zu unterscheiden von der Akribie historistisch-willkürlicher Faktenhuberei, schwerlich verzeihen. Sie werden sich freilich nicht etwa durch Argumentation wehren, sondern durch die bewährten Mittel des Totschweigens und Übergehens, dieser noch vornehmen Negativseiten der akademischen Ämterpatronage.

Wo die wirkliche Diskurs-Kultur untergraben wird, blüht notwendig **die akademische Korruption**. Einfach, weil der einzige Maßstab der Wahrheitsbemühung verloren geht. Eine derart korrumpierte, aber öffentlich alimentierte Wissenschaft kann auch durch größere Geldmittel von Seiten der Steuerzahler nicht gesunden. Die Gefährdung des Diskurses und seiner Maßstäbe kommt als das Hauptproblem unserer (Geistes-)Wissenschaften gar nicht erst zur Sprache. Sie ist ein im kollektiven Unbewussten *wohlgehütetes Tabu*.

Wenn aber der Sachdiskurs im geschützten Raum des Staates nicht mehr gelingt, könnte es am Ende besser sein, ihn dem offenen Wettbewerb der durch die »freie Marktwirtschaft« gesponserten Institutionen auszusetzen wie in den Vereinigten Staaten, also den Teufel der staatlichen Alimentation des Korrupten durch den Beelzebub der offenen Wirtschaftsabhängigkeit. Dann geht es unverblümt um die Produktion der nützlichen kleinen Wahrheiten oder ebenso nützlichen großen (z.B. neoliberalen) Ideologien. Wer zahlt, bekommt die

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 272

»Wahrheit«, die ihm nützt und behagt. Ein solcher, sicher ideologischer Wahrheitspragmatismus könnte immer noch besser sein als die Irrelevanz eines Überbaus; besser eine offene Rechtfertigungs- als pure Ablenkungsideologie. Alles das hängt mit dem Diskurs über und dem Vorhandensein »logischer Konstanten« innigst zusammen. Es ist dessen praktischer Aspekt.

KATEGORIEN-BÜCHER SEIT 1986

An dieser Stelle muß ich etwas fachlich werden, um den Kant-Experten Genüge zu tun und meinerseits meinen argumentativen Diskurs mit ihnen nicht schuldig zu bleiben. Es ist dem allgemein Interessierten nicht zu verübeln, wenn er diesen Fachdiskurs übergeht und gleich zu Abschnitt 3. weitergeht. Der Spagat zwischen Zunftgemäßheit und relativer Allgemeinverständlichkeit kann im Eingehen auf rein fachliche Bücher (ohne jede Rücksicht auf gesellschaftliche Relevanz) nicht bzw. nur so durchgehalten werden. Ich versuche dennoch, einen reinen Fachjargon möglichst zu vermeiden.

In zwei deutschsprachigen Fachbüchern, beide dem Kategorienproblem bei Kant und Fichte gewidmet, findet sich eine gewiße Auseinandersetzung mit meiner Behandlung des Kategorienproblems. In den anderen seitdem erschienenen, im ergänzten Literaturverzeichnis angeführten Büchern von Alberto Rosales (1990), Wolfgang Carl (1989) und Gisela Helene Lorenz (1986), ist das nicht der Fall. Letztere, in der Tat eine Bonner Heidemann-Schülerin, beendet ihre Untersuchung *Das Problem der Erklärung der Kategorien* mit jener Feststellung, mit der meine Untersuchung sinngemäß startet:

> »Jeder Versuch, Kants wissenschaftstheoretisches Konzept für eine kritische Philosophie zu erkennen, muß auf die Kategorientafel als Modell für a priorische Systematik überhaupt zurückgreifen« (Lorenz, a.a.O., 226).

Unter »Erklärung« versteht sie Begriffserklärung, nicht etwa Begründung. Obwohl Kant sich ursprünglich einer »Definition« für das »einleitende« Werk der *Kritik der reinen Vernunft* »entheben« wollte (A 82f/B 108f), gab er immerhin eine »Erklärung« des Begriffs in der zweiten Auflage, vor Beginn der transzendentalen Deduktion, also der

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 273

großen Reflexion der Realgeltung (nicht der Bestimmtheit) der Kategorien:

> »Vorher will ich noch die *Erklärung der Kategorien* voranschicken. Sie sind Begriffe von einem Gegenstande überhaupt, dadurch dessen Anschauung in Ansehung einer der *logischen Funktionen* zu Urteilen als *bestimmt* angesehen wird« (B 128).

Das heißt, in einer heute verständlichen Sprache: Kategorien sind solche Grundbegriffe, durch die eine Ordnung des Anschaungsmaterials zu etwas Bestimmten erst möglich wird. Sie stehen dadurch in engster Beziehung zu den logischen Urteilsarten, daß das Anschauungsmaterial durch sie urteilsfähig wird. Für das logische Problem – wieso gerade diese Urteile und diese Kategorien? – bekundet Lorenz sowenig Bedarf oder Verständnis, daß sie den wahrscheinlich einzigen Satz Kants, der es ausdrücklich berührt, sozusagen verbraucht für den bloßen Begriffserklärungs-Zusammenhang. Dieser Satz sei noch einmal in Erinnerung gerufen:

> »Von der Eigentümlichkeit unseres Verstandes aber, nur vermittelst der Kategorien und **gerade nur durch diese Art und Zahl derselben** Einheit der Apperzeption a priori zustande zu bringen, lässt sich ebensowenig ferner ein Grund angeben, als warum wir gerade diese und keine anderen Funktionen zu urteilen haben, oder warum Zeit und Raum die einzigen Formen unserer möglichen Anschauung sind« (B 145f).

Das bedeutet nichts Geringeres, als daß Kant die »Funktionen zu urteilen«, jenen »Leitfaden« zur Auffindung der Kategorien, für ein Letztes, Nichthintergehbares erklärte. Eine rein immanent-restaurierende und philologische Interpretation – und über eine solche erhebt sich G. H. Lorenz nirgends – beläßt es bei dieser Auskunft und sieht keine weiteren Probleme mehr. Von der Sache her kann jedoch die Tafel der Urteile gerade nicht als eine abschließende, befriedigende Herleitung der Kategorien in ihrer Bestimmtheit (»Art und Zahl derselben«) gelten.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 274

W. Metz: Kategoriendeduktion und produktive Einbildungskraft in der theoretischen Philosophie Kants und Fichtes (1991)

Selbst Wilhelm Metz läßt sich im Kant-Teil seines ungleich gewichtigeren Buches auf das Problem der Spezifikation, also der Bestimmtheit und Vollständigkeit der Kategorien – trotz des Titels – gar nicht ein. »Deduktion« ist für ihn dort, wieder einmal, nur der Titel für die alte *Geltungsrechtfertigung* der Kategorien unter Kantischen Voraussetzungen, diesmal unter dem berechtigten Gesichtspunkt, daß der Verstand selbst als Grundvermögen und als »produktive Einbildungskraft« zu verstehen sei.

Im Fichte-Teil (II) des Buches wird allerdings die Spezifikation der einzelnen Kategorien verhandelt, doch in einer undurchsichtigen Kompliziertheit und logischen Willkür, die an sich schon als Index des Falschen gelten muß. Gerade in diesen Passagen ist das sonst solide und klar geschriebene Buch ausgesprochen windig. Das gilt auch für die allzu stark harmonisierende Vermittlung der Positionen von Kant, Fichte, Schelling und Hegel als »Vollbringen eines epochalen Gesamtwerkes« am Schluß dieser Dissertation (382). Nicht daß dieser große Gedanke falsch wäre, aber er ist nicht tief genug angesetzt: Die Positionen dieser Denker reimen sich mitsamt ihren Gegensätzen zu bruchlos aufeinander. *Es fehlt der Kompass eines systematischen Sachzugangs* – wie er gerade für diese »Reflexionsphilosophen« im weiteren Sinne meines Erachtens allein in der Durchführung des (transzendentalphilosophischen und dialektischen) Reflexionsgedankens liegen könnte und liegt.

Wegen des fast völligen Fehlens des Problems der Kategorienspezifikation im Kant-Teil mißversteht W. Metz meine Wertschätzung des Anhangs *Über die Amphibolie der Reflexionsbegriffe* bei Kant so, als wollte ich den Reflexionsbegriffen eine »Vorrangstellung« gegenüber den Kategorien einräumen (160, Anm. 89). Kants Anhang über die Reflexionsbegriffe bietet mir jedoch lediglich die kantimmanente Handhabe, den bei Kant selbst auffindbaren Schlüssel, für eine konsequent reflexionstheoretische Interpretation der Kategorien selbst. Während die Reflexionsbegriffe in Kants explizitem Verständnis äußerlich-nachträgliche Reflexion beinhalten, zeigt ihre offensichtliche Stufung für die nachträglich-äußere Reflexion eine ähnlich

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 275

implizit gedachte gegenstandskonstitutive-innere Reflexionsstufung der Kategorien sozusagen symptomatisch an. Metz behauptet, erst in den Modalkategorien würde die Reflexion auftreten, die sich dann in den Reflexionsbegriffen thematisiere. Richtig ist, daß sie *ihm* erst bei dieser letzten Kategoriengruppe auffällt, daß aber die Reflexion selbst für alle Kategorien das einzig Maßgebende ist: »Verstandesbegriffe … enthalten **nichts weiter als die Einheit der Reflexion** über die Erscheinungen«(A 310/B 367).

Allerdings muß man dazu eben die konstitutive, innere von der konsekutiven, äußeren Reflexion unterscheiden, was Metz, wie unter anderem seine Annahme einer Verwechslung von Kategorien und Reflexionsbegriffen bei mir zeigt, eben nicht tut. Jedenfalls nicht durchgängig konsequent. Selbst dort, wo er in freundlicher Absicht meine Unterscheidung von innerer und äußerer Reflexion als wichtig bezeichnet, deutet er sie um zu »apriorische und aposteriorische Synthesis…., Rahmenbestimmtheit und empirische Füllung« (334). Der Sinn für den einfach alles am Bewußtsein konstituierenden Charakter (außer dem Gegebensein von Anderem) der inneren Reflexion fehlt – und meines Erachtens wäre eben dies der systematische Gesichtspunkt, die Denker des deutschen Idealismus in einem »epochalen Gesamtwerk« zu gruppieren. Auch wenn dies m.E. keinesfalls, mit Hegels oder Schellings Tod, ein in sich vollendetes Gesamtwerk ergab – hauptsächlich wegen dieses fehlenden Gesichtspunktes. Da müßen wir schon selbst weiterdenken.

Die Vittorio Hösle und mir zugeschriebene, von der Kategorienspezifikation unabhängige, These zu Kants Erkenntnistheorie (die allenfalls in der Formulierung, nicht aber in der Sache neu ist), daß die Selbstreflexion der Kantischen Theorie, also die transzendentale Erkenntnis selbst, mit Kants eigener Erkenntnistheorie nicht möglich sei, versucht W. Metz ausführlich zu widerlegen, doch m.E. ohne Erfolg. Entscheidend ist nämlich nicht, daß auch der transzendentalen Reflexion »ein indirekter Gegenstandsbezug« auf Raumzeitliches zu eigen ist, sondern daß es sich um *Vollzugserkenntnis*, um wenigstens punktuelle Selbstanschauung handelt, um einen »synthetisch-konstitutiven Vollzug«, wie Metz selbst sagt (176). Eine *nicht raumzeitliche, nicht-empirische Vollzugserkenntnis* ist aber in Kants expliziter Erkenntnistheorie nicht vorgesehen, daß er dennoch viel-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 276

fach, besonders im Zusammenhang mit dem »Ich denke«, aber auch bei aller sonstigen Rede von »Handlungen des Verstandes«, auf sie rekurriert, bezeichnet genau den Widerspruch zwischen seiner expliziten (dualistischen) und seiner implizit in Anspruch genommenen Erkenntnisauffassung: Kant nimmt eine formale intellektuelle Selbstanschauung in Anspruch (»Actus in seiner Reinheit«, Metz 181), thematisiert diese jedoch nicht als wesentliche eigene Erkenntnisquelle, ja als Quelle einer nicht-sinnlichen *Erfahrung*.

Ich bleibe bei meiner früheren Behauptung: Kant nimmt im Vollzug der »transzendentalen Vernunft« mehr in Anspruch, als seine explizite Theorie über sie zuläßt: ein vorkategoriales und nicht-sinnliches Vollzugswissen oder Aktbewußtsein. Er erklärt somit die Möglichkeit transzendentaler Reflexion, als Reflexion auf Erkenntnis-*Vollzüge* im Hinblick auf die in ihnen implizierten Gehalte, nicht zureichend, nicht selbstreflexiv. Seine explizite Erkenntnistheorie (ein synthetisches Kompositum von Rationalismus und Empirismus) würde seine vollzogene Erkenntnismethode zerstören. Einfach: *Er ist im impliziten weiter als im expliziten Denken.*

W. Metz kontrastiert dann im Fichte-Teil Kants *formproduktive* Einbildungskraft zutreffend mit der form- *und inhaltsproduktiven* Einbildungskraft bei Fichte: Ein Anstoß von Außen wird von Fichte wegreflektiert zugunsten von Freiheit und Vernunft als *reiner* Selbstbestimmung.

> »Die Kategorien werden vielmehr von Fichte als Produktionsformen verstanden, vermittels derer der Inhalt der Vorstellung erst hervorgebracht wird« (214) – und zwar einschließlich aller Sinnlichkeit und Anschauung. »Die Kategorien sind die Weisen, wie das unmittelbare Bewusstsein zu einem mittelbaren wird, die Weisen, wie das Ich aus dem bloßen Denken seiner selbst herausgeht zu dem Denken eines anderen; sie sind nicht etwa etwas bloß Verknüpfendes«, zitiert er Fichtes *Wissenschaftslehre nova methodo* (258).

Metz scheut sich nicht, Fichte hierin als fortgeschritten gegenüber Kant herauszustellen. Er vertritt, daß Fichte auch den Einwänden Friedrich Heinrich Jacobis gegen Kants Ding-an-sich und deren »Kausalität« auf das rezipierende Subjekt Rechnung trägt. Allerdings geht er dabei m.E. am Grundanliegen Jacobis als eines *dialogischen Denkers* vorbei, und zwar in folgendem entscheidenden Punkt: Jacobi

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 277

will nicht allein den subjektiven Verstand als eigene Erkenntnisquelle Kant gegenüber geltend machen (271), womit er sich mit dem oben von mir geltend gemachten »Vollzugswissen« trifft. Er will darüberhinaus die andere Freiheit, *das Du, als eigene Erkenntnisquelle* geltend machen. Im Verhältnis von Freiheit zu Freiheit gibt es eine Rezeptivität, die zugleich freie Aktivität ist. Die Beziehung ist »Erwähltwerden und Erwählen, Aktion und Passion und Aktion in einem«, wie Martin Buber es später ausdrückt (*Das dialogische Prinzip,* 15*)*.

Hierin allein läge die Lösung eines Fichteschen Grundproblems: Dieser will allen »Anstoß« von außen nochmals dem Ich und seiner Freiheit zuschreiben, weil er Freiheit als »reine«, monologische Selbstbestimmung denkt, nicht als dialogisches Bestimmen-im-Bestimmtwerden oder Selbstbezug-im-Fremdbezug. Wenn Fichte später in der »Grundlage des Naturrechts« (1796) und im »System der Sittenlehre« (1798) ein Angesprochenwerden vom Anderen als wesentlich und unverzichtbar sogar für das Gegenstandhaben ansetzt, so kommt dies doch für seine Erkenntnistheorie und Kategorienlehre zu spät und müßte zu einer grundsätzlichen Revision seines Ansatzes führen. Jacobi hat dies richtig gesehen, wenngleich nicht in transzendentallogisch adäquater Präzision formulieren können: *Das Verhältnis zum Du, zur anderen Freiheit, somit das dialogische Miteinander der Freiheiten bietet die primäre Möglichkeit, Andersheit aufzunehmen ohne Verletzung der subjektiven Freiheit*. Dabei ist Freiheit als dialogische, als rezeptiv und aktiv-spontan in einem, zu verstehen – was allein dem Phänomen von interpersonalem Sprechen und Hören gerecht wird.

Metz hätte gut daran getan, den Fichte der »Grundlage« von 1794 aus seinem monologischen Freiheits- und Vernunftverständnis mit seiner unhaltbaren Leugnung eines jeden »Anstoßes« von außen, sei dieser zwischenmenschlich oder dinglich, zu befreien. Freilich würde eben dies den Sinn der Kategorien als Reflexionsfiguren gründlich verändern und erweitern. *Ihre Stufung ist primär, ja einzig am interpersonalen Verhältnis nachweisbar*, wenngleich nicht allein auf dieses anwendbar. Diese Transformation der Kantischen wie zugleich Fichteschen Kategorienlehre wurde von mir in diesem Buch durchgeführt. Sie ist zugleich viel leichter nachvollziehbar als Fichtes neue Deduktion der Kantischen Kategorien, die ich selbst von einem immanent Fichteschen Standpunkt für sehr »windig«, d.h. gewunden

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 278

und leichtsinnig, luftig, halte. Es verwundert nicht, daß auch Fichtes unmittelbare Nachfolger wie Schelling und Hegel mit dieser Kategorienlehre und -deduktion nicht viel anfangen konnten. Die Mühe, die Wilhelm Metz sich mit ihrer rechtfertigenden Darlegung gibt, ist die gläubige Hingabe eines Doktoranden an letztlich mißlungene Versuche eines großen Geistes, aber keine unmittelbar sach- und phänomenerschließende Kategorienlehre.

Es ist nur arbeitsökonomisch verständlich, daß Metz keinen Versuch macht, Fichtes nur wenig spätere Lehre vom notwendigen »Anstoß« durch andere Freiheit mit diesem frühen Monologismus Fichtes in Ausgleich zu bringen. Erklärt sich das nur aus dem methodologischen Bestreben, textimmanent bleiben zu wollen? Allerdings erstreckt sich diese »Textimmanenz« doch zuletzt, wie erwähnt, auf den »Gesamttext« aller vier Größen des deutschen Idealismus. F. H. Jacobi, der wesentliche Motive Feuerbachs wie der dialogischen Denker des 20. Jahrhunderts, wenngleich nicht in systematischer Form, mit Recht geltend gemacht hat, wird bezeichnenderweise nicht die Ehre zuteil, diesem »Gesamttext« beigezählt zu werden. Dies hätte in die große Thematik »Dialektik und Dialogik« hineingeführt und jenen angeblich vollendeten Gesamttext als unvollendet im Hinblick auf das Thema interpersonale oder praktisch-soziale Reflexion erwiesen. Dem versucht meine Weiterführung der Kantischen Kategorienlehre im systematischen Grundansatz, allerdings ohne explizite historische Versöhnungsambitionen, gerecht zu werden.

Zum Thema **immanente oder systematische Kritik** stellt Wilhelm Metz folgende Alternative auf:

> »Entweder ein Autor stellt sich von vornherein nicht auf den Boden der Kantischen Philosophie und bringt eine Kritik vom Standpunkt einer andern philosophischen oder wissenschaftstheoretischen Position vor, oder es wird beansprucht, eine immanente Kritik so anzubringen, daß den eigenen Intentionen Kants dadurch erst zum Durchbruch verholfen werde« (173, Anm. 92).

Diese Alternative (entweder immanent bleibende oder von vornherein transzendente Kritik) erweist sich aber als zu stark simplifizierend: Es ist nicht auszumachen, wie lange Kritik noch »immanent« bleibt. Ist Immanent-Bleiben dasselbe wie den eigentlichen Intentionen eines Autors entsprechen? Die von mir vorgetragene Kategoriendeutung

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 279

z.B. beansprucht dies Letztere durchaus, ist sich aber bewußt, dabei nicht mehr immanent-philologische Textinterpretation zu sein, sondern die Texte für systematische Intentionen zu »nutzen« oder weiter zu denken. Steht ein systematisches Anliegen im Vordergrund oder ein Text und mit ihm nur die schon manifestierte Gedankenwelt eines Autors? Geht es also primär um Philologie oder Philosophie? In Abschnitt 3 werde ich dazu allgemein wichtige Unterscheidungen von Interpretationsarten versuchen.

Martin Franken: Transzendentale Theorie der Einheit und systematische Universalontologie. Studien zur Kategorienlehre Kants und Fichtes, 1993.

Die zwei Jahre später erschienene Untersuchung von M. Franken hat vieles, ja das Meiste mit der von Metz gemeinsam, wenngleich sie diese anscheinend noch nicht berücksichtigen konnte: Beide behandeln Kants und Fichtes Kategorienlehren nacheinander, beide sehen bei Fichte Lösungen für Ungelöstes bei Kant, vor allem für das Verhältnis von Vernunft und sinnlicher Erkenntnis. Beide widmen dem Problem der Geltungsrechtfertigung, traditionell genannt »Deduktion« der Kategorien, ungleich mehr Aufmerksamkeit als der Spezifikation gerade dieser Kategorien. Bei Franken werden auch im Fichte-Teil nur Wechselwirkung, Kausalität, Substanz-Akzidenz als ontologisch zentral bedeutsam in Fichtes Sicht erörtert, also die bei Metz als ganze so stringent erscheinende Fichtesche Kategorienlehre auf diese drei Relationskategorien reduziert. Auf meine Sichtweise geht M. Franken in zwei längeren Anmerkungen ein, wovon die erste (S. 28, Anm. 4) eine Replik erfordert:

> »Eine eigenwillige Interpretation der Kategorienlehre Kants im Rahmen einer pragmatischen Semantik gibt J. Heinrichs (…). Das eigentliche Fundament der Kategoriensystematik Kants liege in seiner Lehre von den Reflexionsbegriffen, die ein von Kant nicht bemerktes System von Reflexionsstufen darstellten.«

Genauer wäre: Die Stufenfolge der Reflexionsbegriffe *offenbart* den gestuften Reflexionscharakter auch der Kategorien. Die Stufenfolge der Reflexionsbegriffe muß Kant selbst bemerkt haben, aber nicht deren fundierende Funktion auch als innere Reflexion in den Katego-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 280

rien als »Einheit der Reflexion über die Erscheinungen« (A 310/B 367). Es ist der Zusammenhang zwischen äußerer Reflexion der Reflexionsbegriffe und innerer, implizit vollzogener Reflexion in den Kategorien und damit von deren Reflexionsstufung, der bei Kant nicht deutlich erkannt und thematisiert wird.

> »Diese (scl. Reflexionsstufen) werden schließlich von Heinrichs zu einem System einfacher Prädikationsarten weiterentwickelt, das nunmehr dem Reichtum der Sprache gerecht werde und nicht in den Verengungen Kants zurückbleibe. Diese Kritik übersieht jedoch den ontologischen Horizont und die Absicht Kants. Ihm lag nicht daran, alle Möglichkeiten der Prädikation vorzuführen, sondern nur die Urfunktionen des Verstandes darzulegen, weil diese in ihrer schematisierten Gestalt die konstitutiven Prinzipien der Gegenstände als solche oder die Seinsweisen des Seienden sind. Weil Heinrichs dieser ontologischen Grundlegung nicht folgt, sondern die Ansätze Kants in systematischer Absicht aufgreift, sofern sie für eine Sprachtheorie bedeutsam sind, ebnet er einerseits den Unterschied von logischen Funktionen und Kategorien wieder ein, andererseits wird die Vorrangstellung der Kategorien den Reflexionsbegriffen gegenüber umgekehrt« (ebd.).

Es besteht wohl Einigkeit darüber, daß auch Kant keine dogmatische Ontologie mehr will, die sich den Gegenständen ohne transzendentale Reflexion zuwendet. In diesem Sinn übersieht meine Kritik keineswegs den »ontologischen Horizont und die Absicht Kants«. Auch mir geht es nicht *primär* – hier liegt wieder der Unterschied zu den Vertretern des *lingustic turn*, die gar keine vorsprachlichen Vernunft- oder Verstandesfunktionen zulassen wollen – um die Möglichkeiten der sprachlichen Prädikation, sondern um »Urfunktionen des Verstandes«, und zwar – wie Franken sehr gut erst anhand von Fichte herausarbeitet – **aus dem Einblick in das »ursprüngliche Wesen des Ich«** (187 u.ö.), in meiner Sicht näherhin als eines gestuften Reflexionsvermögens. Insofern, nämlich als »Urfunktionen des Verstandes«, haben die Reflexionsstufen einen Vorrang, angedeutet im Kantischen Kontext, sind aber nicht einfach identisch mit den Kantischen Reflexionsbegriffen (*sofern* diese Begriffe der bloß äußeren Reflexion bleiben).

Die Prädikationsarten sind tatsächlich schon eine »Anwendung«, besser eine Äußerungsform der Urfunktionen des Verstandes oder der Reflexionsstufen auf die sprachliche Prädikation. Dieselbe Ebene betritt aber auch Kant, sowohl in der Tafel der logischen Urteilsfunk-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 281

tionen wie in der Kategorientafel. Er leitet jedoch weder die logischen Urteilsformen noch die Kategorien aus den Reflexionsstufen des Reflexionswesens Ich her. Eben deshalb bleibt die Herleitung der Kategorien in ihrer Bestimmtheit ja unklar und unbefriedigend, was auch Franken zugesteht. Der Unterschied zwischen logischen Urteilsformen und Kategorien wird in der Tat von mir »eingeebnet«, weil auch die logischen Funktionen zu Urteilen in der Tat keinen der Begründung nicht mehr bedürftigen Leitfaden abgeben und Kant die Kategorien in ihrer Allgemeinheit als »Urfunktionen des Verstandes« – das wären die Reflexionsstufen des Ich – nicht zu thematisieren vermag. Wenn es aber um die Arten geht, Einheiten zwischen unseren Begriffen herzustellen, also zu urteilen, sind die sprachlichen Prädikationsarten maßgebend. Diese finden in meiner semiotischen Sprachtheorie einen ganz bestimmten Platz in der »pragmatischen Semantik«. Dies ist aber schon ein systemisch hergeleiteter Platz.

Grundlegend sind für die gesamte Sprachtheorie die »Urfunktionen des Verstandes«, nämlich die Reflexionsstufen des Ich im Gefüge der Sinnelemente, als Selbstbezug-im-Fremdbezug. Damit ist in der Tat das Kantische Programm verlassen oder, wie man will, erheblich modifiziert. Ich würde im Sinne der nachfolgenden Interpretationsmodi von einer **prospektiven, dialogischen Neuinterpretation** sprechen. Dieselben Prädikationsarten habe ich bereits im sprachtheoretischen Zusammenhang, systematisch unabhängig von Kant, dargelegt. In diesem Kontext ging es mir aber darum, den Sinn der Kantischen Kategorienlehre in konstruktivem Dialog darzustellen:

- Einmal als Reflexionsstufensystematik, die sich bei Kant am klarsten in den Reflexionsbegriffen manifestiert.
- Sodann in einer bewussten sprachtheoretischen Neudeutung der Kategorien als Prädikationsarten.

Dies ist in der Tat von einer rein Kant-immanenten Rezeptionsart nicht nachvollziehbar. Da es aber um Philosophie, nicht um Kant-Philologie geht, *muß* meines Erachtens diese Öffnung geschehen.

»Denn eine Sprachtheorie im Sinne der von Heinrichs vorgelegten Semantik geht zuerst den Bedeutungen der Begriffe und ihrer Verhältnisse nach, während

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 282

> die Transzendentalphilosophie Kants zuerst die gegenstandskonstituierenden Prinzipien des Bewußtseins herausarbeitet« (ebd.).

Martin Franken hat sich, was ihm im Zusammenhang immanenter Kant-Interpretation nach derzeitigen philosophischen Standards auch kaum zuzumuten ist, nicht näher um die systematische Machart meiner reflexionstheoretisch-, d. h. transzendental-semiotischen Sprachtheorie gekümmert. Sonst könnte er so nicht über die von mir vorgelegte Semantik sprechen, die selbst in einem Kontext von »gegenstandskonstituierenden Prinzipien des Bewußtseins« entfaltet wird, also auf diese Weise mit dem Kantischen Unternehmen nicht konfrontiert werden darf. Die ganze Reflexionstheorie (ob als Semiotik oder als Sozialontologie) versteht sich als Weiterführung des Kantischen Unternehmens, weshalb ich früher selbst von »transzendentaler Dialogik« (Heinrichs 1970) sprach, als mir der reflexionstheoretische Kern von Transzendentalphilosophie wie von Dialogik noch nicht so klar geworden war. Franken versucht am Ende der großen Anmerkung positiv auf meine prinzipientheoretisch, also in »Urfunktionen des Verstandes« begründete, sprachtheoretische Orientierung einzugehen:

> »Richtig ist freilich, daß die Ontologie Kants den Reichtum der Sprache verengt auf das, was allein dem Verstand zukommt. Ob aber die allein am Primat der Vorhandenheit orientierte Ontologie Kants und deren sprachtheoretische Konsequenzen durch eine reflexionstheoretisch zugrundegelegte Sprachtheorie ausreichend ausgebessert werden kann, ist fraglich. Vielleicht ist ein Denken über Sprache an der Zeit, welches weder dem Primat der Vorhandenheit folgt, noch die Sprache reflexionstheoretisch auf ihren wiederum eindeutigen, wenngleich weitaus reicheren Gebrauch hin festlegt und klassifiziert, sondern im Sinne einer Daseinsanalytik vom Ganzen des In-der-Welt-Seins her der Sprache nachgeht, um zu enthüllen, wie sie Selbstsein, Mitsein und Welt unverkürzt zum Vorschein bringt« (ebd.).

Es ist, wie schon bemerkt, keine Spur davon zu erkennen, daß Franken sich das Ganze meiner *Sprachtheorie* vor Augen geführt hätte. Es hätte ihm sonst deutlich werden müssen,

- daß mit einem Heideggerschen Unbestimmtheitsvokabular dem Reichtum der Sprache wirklich nicht beizukommen ist,

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 283

- daß dies vielmehr eine Aufgabe vierwertiger Transzendentallogik ist,
- daß bis in die Nuancen der Sprachpragmatik, ferner bis in die Syntax des muttersprachlichen Ausdrucks (im Unterschied zur logischen Semantik der Prädikation), schließlich bis tief hinein in die Stilistik transzendentale Logik waltet.

Hier bin ich am Ende viel mehr Kantianer und Transzendentalphilosoph als ein immanenter Verteidiger der Kantischen Kategorienlehre als solcher. Es ist die Dialektik auch der gedanklichen Weiterentwicklung: *daß man nur bewahren kann, wenn man weitergeht* und in einem entwickelteren Sinne Kants Intentionen »aufhebt«. Es darf einem nicht um Kant als solchen gehen, wenn man seine Impulse weitertragen will. Innerhalb einer »aufhebenden«, prospektiven Kant-Interpretation kann man dann immer noch angeben, was philologisch von Kants Texten selbst abgedeckt wird und was neu ist.

Leider mußte ich mich im vorliegenden Buch auf einen kleinen Ausschnitt aus der *Sprachtheorie* begrenzen, und zwar auf denjenigen, der unmittelbar sein Pendant in den Kantischen Kategorien hat: auf die Prädikationsarten im pragmatischen Abschnitt der Semantik (was gleich nochmals näher erörtert wird). Von Experten in Sachen Transzendentalphilosophie darf man aber, anders als vom größeren Publikum, für die dieses Buch eigentlich geschrieben war, erwarten, daß sie wissen, *was transzendentale Ortsbestimmung in einem systematischen Ganzen ist*. Eben diese soll durch die »Urfunktionen des Verstandes« geleistet werden, also nicht primär durch die Prädikationsarten, sondern durch die Stufen des Reflexionswesens Ich. Martin Frankens kritische Auseinandersetzung mit diesem Versuch hat, trotz der Mißverständnisse und mit ihrer produktiven Hilfe, hoffentlich zur weiteren Klärung meiner dialogisch-prospektiven (sicherlich nicht bloß restaurativen) Interpretationsart der Kantischen Kategorienlehre beigetragen, ebenso wie Anmerkungen von Wilhelm Metz.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 284

3. TYPOLOGIE VON REZEPTIONSARTEN

Die vorstehende Auseinandersetzung mit zwei sorgfältigen Kant- und Fichte-Interpreten gibt reichlich Anlaß, grundsätzlicher die Interpretationsarten zu benennen, die sich nicht in der dualistischen Alternative »textimmanent/texttranszendent« erschöpfen. In *jedem* Fall bewegt sich Philosophie (und auch die Philologie) ellipsenartig um die beiden Brennpunkte eigener Sachzugang und Textverständnis:

Diese *elliptische Doppelheit* sollten wir uns im Umgang mit unseren klassischen Autoren in höherem Maße und viel bewußter zumuten als derzeit üblich, mit einem klaren methodisch-hermeneutischen Bewußtsein, um welche Interpretationsart es sich dabei handelt:

1. Um eine **bedingungslos restaurierende (philologische) Rezeption**, bei welcher der eigene Sachzugang des Interpreten keine Rolle zu spielen scheint, wenngleich ganz ohne ihn keinerlei Textverständnis möglich wäre. Er bleibt also abgeblendet und steht gänzlich im Dienste des »*objektiven*« Textverständnisses (objektive Stufe).

2. Um eine bedingte, primär am eigenen Wahrheitsmaßstab des interpretierenden *Subjekts* orientierte, daher **kritische,** be- und verwertende **Rezeption** eines philosophischen Textes. Dabei geht es nicht mehr allein um den Text und dessen Verständnis, sondern ebenso sehr um die Sache selbst. Textlicher und sachlicher Brennpunkt der Interpretationsellipse werden in Relation zueinander gesetzt, wobei hier verschiedene Schwerpunkte (Untergliederungen!) möglich sind (subjektive Stufe).

3. Um eine **prospektive Neuinterpretation** des Sachverhalts selbst, für welche die Textrezeption »nur« eine, im Wesentlichen positiv anregende, Dialog-Vorgabe bietet. Zwar war in 2 schon ein Quasi-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 285

Dialog zwischen den beiden Brennpunkten im Gange. Doch unter Dominanz des verstehenden Subjekts Nun aber tritt der **Dialog zwischen Rezipient und Sache** selbst in den Vordergrund. Der Text wird zum bloßen Hilfsmittel, immerhin zum positiv als solches anerkannten Hilfsmittel (interrelationale Stufe).

4. Schließlich um eine den Text als für die eigene Sacherkenntnis unwesentlich **relativierende Rezeption,** die oft, wenngleich nicht notwendig zugleich **ablehnende Rezeption** darstellt. Wesentlich ist die Berufung auf ganz neuen oder anderweitigen Sachzugang. Der Text wird nicht mehr als wesentliches Hilfsmittel anerkannt, sondern als bloße Hintergrundfolie zur Profilierung der eigenen Sacherkenntnis. Das heißt, die **über Rezipient und Text stehende Sache** steht endgültig so im Vordergrund, daß die Relation Text-Sache nur noch Bedeutung für die Vermittlung an andere, an neue Rezipienten hat. Es geht nicht mehr wesentlich um Auseinandersetzung mit dem Text. Die Sache allein ist Medium, wie es in (1) der Text war. Dieser ist dadurch zum »bloßen Text« relativiert. (Auseinanderfallen von Medium Sache und Medium Text.)

Diese Stufung erfolgt unter dem Gesichtspunkt der Nähe zum Text. Auf allen Ebenen ist die *hermeneutische Doppelheit von Text und eigenem Sachzugang* konstitutiv. Doch selbst die kritische Rezeption (2) nährt sich noch stärker vom Gehalt des Textes als die prospektive, dialogische Neuinterpretation aus eigener Sacherkenntnis (3). Gerade diese ermöglicht zumeist eine größere Freundlichkeit im Umgang mit dem Text, weil sie weniger als die kritische von dessen Substanz zehrt. Die relativierende, ablehnende Rezeption bedarf im Grunde des Textes nicht mehr. Sie zieht diesen nur zur Kontrastierung heran, wenngleich sie eine Gemeinsamkeit der Problemstellung einräumt. (Was Dekonstruktion im Sinne von Derrida in diesem Rahmen von Rezeptionsweisen bedeutet, sei nur vermutungsweise ausgesprochen, zumal Derrida sich gegen eine definitorische Festlegung sperrt: die kritisch verwertende Rezeption bzw. eine Schwebe, ein Oszillieren zwischen zweiter und vierter Rezeptionsform. Vgl. Hans-Dieter Gondek, Art. »*Dekonstruktion*«, in: *Enzyklopädie Philosophie*, Hamburg 1999.)

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 286

Von den vier Rezeptionsmöglichkeiten ist nur die erste eine »immanente« Interpretation, alle anderen drei sind in verschiedenem Grade dem Text gegenüber »transzendent«. Das entspricht dem Unterschied zwischen philologischem und philosophischem Umgang mit einem früheren Text.

Wilhelm Metz zum Beispiel befleißigt sich in seinem Werk gegenüber Kant auch der zweiten, kritischen Rezeptionsform, wenngleich er dafür wiederum die erste, philologische Rezeptionsform gegenüber Fichte ins Spiel bringt. Seine aus Selbstschutz schroffe Alternativik von textimmanenter und systematisch-transzendenter Interpretation, die der grundsätzlichen elliptischen Doppelheit von Text und eigenem Sachzugang nicht gerecht wird, relativiert er dadurch selbst, allerdings nicht durch eigenständigen Sachzugang.

Diese Unterscheidung von Rezeptions- oder Interpretationsarten bietet bereits ein neues Anwendungsbeispiel für »die« Kategorien als die Reflexionsstufen. Weitere Beispiele sollen nun folgen, um die Aktualität und »praktische« Bedeutung der »Kantischen« Kategorienlehre zu erläutern. Ist es die Kantische Kategorienlehre? Durchaus, im Sinne der dritten, prospektiven Rezeptionsart, bei welcher der Dialog mit dem sachlichen Brennpunkt im Vordergrund steht. Bloß philologische »Philosophen« werden das leugnen, wie das Beispiel zu Beginn dieses Kapitels zeigt. Doch zumindest in diesem Buch habe ich die sonst textunabhängige (wenngleich durch viele philosophische Texte vermittelte) Erkenntnis der Reflexionsstufen ausdrücklich mit Kants Kategorienlehre in Bezug setzen wollen – um auf deren unausgesprochenes, latentes Geheimnis hinzuweisen.

> »Ich liebe den, welcher die Zukünftigen rechtfertigt und die Vergangenen erlöst: denn er will an den Gegenwärtigen zugrunde gehen« (F. Nietzsche, *Also sprach Zarathustra, Vorrede 4).*

Wenn die Philosophiegeschichte nicht entweder zum Schrotthaufen oder zum musealen Kuriositätenkabinett herabsinken soll, müßen wir uns gegenüber den Großen der Vergangenheit prospektiv neuinterpretierend verhalten. Dabei wird diese Geschichte zum Steinbruch oder besser zur Goldmine, aus der manches zu holen ist für heutige Sacherkenntnis und gesellschaftliche Verständigung darüber. In die-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 287

sem Sinne habe ich mir erlaubt, den großen Kant zum Bezugspunkt zu wählen – obgleich er in der Philosophie schon so alt ist wie in der Mathematik Euler und Gauß. Es geht nicht darum, bei ihnen stehen zu bleiben, sondern sie auszuwerten, gewißermaßen auszuschlachten. Dieses Schlachtfest wird manchen philologischen Geistern ein Gräuel sein. Doch Philosophie ist eben nicht Philologie!

Übrigens hat die obige Aufstellung von Rezeptionsformen noch ihre Unsicherheiten und bedarf der weiteren Absicherung, nicht durch Text- sondern durch reine Gedankenarbeit. Sie kommt nicht aus höherer Offenbarung, auch nicht aus sogenannter reiner Deduktion (wie man Hegel mißzuverstehen beliebt), sondern aus *rekonstruktiver Arbeit*. Das bedeutet ein Hin und Her zwischen apriorischer (»schematischer«) Vorgabe und Erfahrungsdaten oder, wenn man es lieber »hypothetischer« mit Popper sagen will: zwischen Hypothese und Empirie. Dadurch ist sie auch korrigierbar und verbesserbar. Möge man verbessern, aber nicht im Sinne der unverbesserlichen Strukturlosigkeit!

Auch ist diese Typologie der Rezeptionsarten der weiteren Untergliederung fähig und bedürftig, was aber hier nicht die Aufgabe sein kann, weil es schwer und langwierig ist, allerdings auch sacherschließend. Die weitere Untergliederung würde nichts weniger als einen Traktat über Interpretation ergeben, und zwar im einer **strukturellen oder kategorialen Hermeneutik.**

Aufgabe hier ist, zu begreifen, was dies bedeutet: Das kategoriale Denken besteht nicht in einer geistlos werdenden Schematik, sondern in sorgfältiger Rekonstruktion, also in einem schöpferisch ordnenden Bedenken der Erfahrungswirklichkeit. Dazu nun im abschließenden Abschnitt ein paar weitere, teils schon anderwärts konkret erarbeitete Beispiele.

4. KATEGORIALES DENKEN ALS REFLEXIONSLOGIK

Zusammenfassendes

Zuvor nochmals meine Position bezüglich Kants Kategorienlehre in einem Satz:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 288

Es gibt keine andere, systematisch haltbare und befriedigende Begründungsstrategie für die Kantische Kategorienlehre als durch Rückgriff auf die Einheit des Reflexionswesens Ich und damit auf die Stufung von Selbstbezug-im-Fremdbezug.

Ein zweiter, zusammenfassender Satz:

Man nimmt Kants implizites Denken und Wollen nur ernst, wenn man sein explizites Denken transzendiert. Die Orientierung an Kants explizitem Denken allein wird zum Mumien-Kult. Es geht aber um den lebendig, in neuem Denken, weiter wirkenden Kant.

Beides bestätigen letztlich auch die Fichteschen Versuche, wenngleich ihnen kein sachlich überzeugender Erfolg beschert war, weil (auch) Fichte die Reflexion nicht grundlegend als praktisch-soziale Reflexion thematisierte. Allein an dieser aber sind die vier Reflexionsstufen unmittelbar phänomenologisch ablesbar (Kapitel IV). Für die anderen Reflexionsarten können sie erst in Analogie zu diesem Entdeckungszusammenhang erschloßen werden.

Wenn jemand, wie geschehen, argumentiert, dann sollte ich doch die Bemühung um Kant sein lassen und nicht dessen Namen für eine ganz neue Theorie vereinnahmen, kann ich nur sagen: Sofern diese neue Theorie richtig ist, würde sich selbst ein Kant geehrt fühlen, als ihr Vorläufer und Pionier genannt zu werden. Die Abwehr dagegen kommt doch hauptsächlich aus der systematischen Skepsis und aus mangelnder Prüfbereitschaft, ob da etwas erkannt ist.

Es kann nicht in genügend Variationen wiederholt werden: Philosophen sind keine Führer von Glaubens- oder Buchstabier-Sekten, sondern sie reihen sich ein in die große Kette eines Erkenntnisprozesses der Menschheit. Diese »goldene Kette« als solche namhaft zu machen, ist aus mehreren Gründen notwendig, unter anderem aus Respekt vor den Ahnen. Das Namhaftmachen und Verdanken darf nicht mit der historistischen Relativierung und mit einem Stehenbleiben bei der philologisch-restaurativen Interpretation verwechselt werden. Jener Einwand – »Warum entwickeln Sie nicht einfach Ihre Sachen und lassen Kant Kant sein, ohne seinen Namen in Anspruch zu nehmen?« – verwechselt Rezeption und Verdanken mit rein rezep-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 289

tiver Hörigkeit. Ein Philosoph wird jedoch mehr geehrt, wenn man mit ihm weiterdenkt, als wenn man ihn nur konserviert – wenn das letztere überhaupt ginge. Soviel noch einmal zum Jahr von Kants 200. Todestag am 12. Februar 2004 und seinem 280. Geburtstag am 22. April dieses selben Jahres.

Wenn hier trotz der deutlich markierten Unterschiede dennoch von »Kants Kategorienlehre« oder einfach »der« Kategorienlehre die Rede ist, dann sind gemeint:

- im engeren, philologischen Sinn: die für Kant hinter den Urteilsformen, von diesen kaum unterschiedenen **Urtypen des Verstandesgebrauchs**, die aber einer weiteren Prüfung und Begründung unterworfen werden müssen,

- in einem weiteren und tieferen Sinn: der **Gedanke einer reflexiv gestuften Vernunft**, wie er in Kants Reflexionsbegriffen, wenngleich auf die Weise einer noch äußerlich gedachten Reflexion, am deutlichsten – und verwunderlich genug – erstmals zum Vorschein kommt.

Die Kantischen Kategorien im engeren Sinn wurden oben durch die einfachen Prädikationsarten in eine zeitgenössische Sprachtheorie übersetzt, dabei allerdings korrigiert und vervollständigt. Man kann nach der »praktischen Relevanz« von Prädikationsarten weiter fragen – obwohl eine solche Frage wohl nur einem theoretisch uninteressierten Menschen oder im Hinblick auf (angeblich) solche in den Sinn kommt. Bewegen wir uns doch täglich und stündlich in diesen Arten, die Begriffe miteinander zu verbinden.

Jedes Auffinden und Geltendmachen theoretischer Grundstrukturen oder **logischer Konstanten** hat notwendig praktische Relevanz, nicht weniger als in der Mathematik. Dies gilt insbesondere für den Grundansatz einer Sprachtheorie, und in eine solche ist die Sichtweise von den Prädikationsarten als »pragmatischer Semantik« eingebettet. Man wird den Graben zwischen Philosophie und empirischer Linguistik erst wieder schließen oder überbrücken können, wenn man in der Sprachphilosophie auf die handlungstheoretischen Grundkategorien zurückgeht. Ja, man wird vermutlich sogar erst dann Sprachcompu-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 290

ter konstruieren können, die dem kategorialen, d. h. universalen Wesen der Sprachen als Äußerungsformen des menschlichen Selbstbewußtseins gerecht werden.

Frage nach den Grundkategorien der Sprache

Der Traum von einer Universalgrammatik, die allen empirischen Sprachen zugrunde liegt, war Teil der von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) intendierten *characteristica universalis*, dem Versuch, allen Begriffen einen Inhalt in einem System von Begriffsmerkmalen zuzuweisen. Er wurde in unserem Jahrhundert – im Gegenzug zu den tonangebenderen relativistischen Tendenzen – wieder aktuell, aber unter ganz anderen, vor allem durch Kant geschaffenen Voraussetzungen: von der Einsicht her, daß Sprache aus »Handlungen des Verstandes« (Kant) besteht, und zwar in allen ihren Dimensionen.

Diese *handlungstheoretische* Rekonstruktion *aller* Sprachdimensionen wurde dann allerdings, wie schon mehrfach erwähnt, unter dem Namen »Sprachpragmatik« folgenreich verwechselt mit der Analyse und Typologisierung von Sprachhandlungen im Sinne des sozialen, interpersonalen Handelns durch Sprache, z.B. *versprechen, drohen*, aber auch *belehren, informieren, fragen*. Jeder gesprochene oder geschriebene Satz, der eine interpersonale Mitteilung ist, hat in der Tat einen pragmatischen Handlungssinn.

Die beiden Beispiele *versprechen* und *drohen* gehören darüberhinaus zu einer Unterart des Sprachhandelns, dem *performativen* Sprachgebrauch. Dieser ist dadurch gekennzeichnet, daß der pragmatische Sinn, also der interpersonale Handlungssinn des Sprechens, oft auch semantisch ausdrücklich wird, z.B. in *Ich verspreche dir; ich warne dich.*

Wenn nun aber terminologisch festgesetzt wird, jeder Satz bestünde aus einem performativen und einem propositionalen Teil, wie es bei J. Habermas und vielen anderen geschieht, wird der Ausdruck »performativ« gleichbedeutend mit »pragmatisch«, und die spezifische Bedeutung »performativ« als Einheit von semantischem Wortsinn und pragmatischem Handlungssinn geht in Unbestimmtheit verloren.

Wir haben hier zwei markante Beispiele für Begriffswirrwarr oder sprachtheoretische Schildbürgerstreiche (von dem unsäglichen Dop-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 291

pel- und Dreifachspiel um »Diskurs« abgesehen). Es könnten Dutzende solcher Fehlleistungen aus Sprechakttheorie und Linguistik aufgeführt werden. Um dies zu vermeiden, *muß* man (nicht etwa: kann man, und man kann es auch bleiben lassen) auf die **Grundkategorien oder Grunddimensionen** der Sprache zurückgehen.

Die These von vier großen semiotischen Ebenen

Ohne eine umfassende Sprachtheorie kann es niemals zu umfassender terminologischer Klarheit und Verständigung kommen, viel weniger zu weiterführenden Einsichten. Um eine solche Theorie hier noch einmal umrißhaft zu skizzieren, muß aber der Bogen systematisch noch weiter gespannt werden: Wie steht die Sprache des Menschen, sicher eine »Handlung des Verstandes« in Kants Sinne, im Gefüge anderer innerer und äußerer Handlungen?

Hierzu wurde die Hypothese und These von vier umfassenden Ebenen des inneren Handelns oder der Sinnvollzüge des Menschen aufgestellt und in einer Reihe von Schriften erhärtet. Die vier umfassenden semiotischen Ebenen (Ebenen des Sinntransports) sind danach:

1. *Handeln:*
   1.1 objektbezogenes Handeln
   1.2 innersubjektives Handeln (besonders Entscheidungshandeln)
   1.3 soziales Handeln
   1.4 mediales Handeln (Ausdruckshandeln und Zeichenhandeln)

2. *Sprache* als solches Zeichenhandeln, das ein eigenes Metahandlungssystem darstellt. Danach ist die Sprache ein Metahandeln, ein inneres und sich sozial äußerndes Zeichenhandeln, welches das primäre Handeln reflektierend reguliert und sich selbst durch eigene Metazeichen (grammatische Zeichen) selbstreflexiv reguliert.

3. *Kunst* als Metasprache (höher reflexive Sprache jenseits der Sprache)

4. *Mystik*: solche Sinnvollzüge, bei denen das früher besprochene Sinn-Medium selbst aktiv und die dem Menschen mögliche Selbstreflexion erst strukturell vollendet wird.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 292

Die semiotischen Ebenen 3 und 4 können hier nicht näher erläutert werden, wo es lediglich um die Machart eines kategorialen Denkens geht. Man erkennt leicht, daß sich die elementaren Reflexionsstufen und mit ihnen die grundlegenden, in Kapitel IV. eingeführten Sinn-Elemente des (inneren wie äußeren) Handelns abgewandelt immer wiederholen, sowohl in der Hauptgliederung wie in den Untergliederungen. Diese müssen noch bedeutend weiter geführt werden, will man zu begrifflicher Klarheit kommen.

d) Die Ausgangskategorien oder semiotischen Dimensionen der Sprache

An der Sprache nun nämlich als Metahandeln oder Zeichenhandeln sind ihrerseits die schon im vorigen Kapitel aufgeführten vier semiotischen Dimensionen als interne Reflexionsstufen zu unterscheiden, und zwar analog zu den oben angeführten Stufen des Handelns. Die weitere Untergliederung kann nicht auf Anhieb voll verständlich sein. Sie wird hinzugefügt, um die kategoriale Methode weiter zu charakterisieren:

2.1 die Bezeichnungsdimension oder sigmatische Dimension

- 2.1.1 sigmatische Sigmatik: Wahrnehmbarkeit des Zeichenträgers
- 2.1.2 semantische Sigmatik: Bedeutungsgeprägtheit des Zeichenträgers
- 2.1.3 pragmatische Sigmatik: Handlungseinbettung der Sprachzeichen
- 2.1.4 syntaktische Sigmatik: Systembestimmtheit der Sprachzeichen

2.2 die Benennungsdimension oder semantische Dimension

- 2.2.1 sigmatische Semantik: Pronomen und Namen
- 2.2.2 semantische Semantik: Wortarten
- 2.2.3 pragmatische Semantik: einfache Prädikation
- 2.3.4 syntaktische Semantik: zusammengesetzte Prädikation

2.3 die interpersonale Handlungsdimension oder pragmatische Dimension

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 293

2.3.1 sigmatische Informationspragmatik oder Lokution
2.3.2 semantische Ausdruckspragmatik oder Illokution
2.3.3 pragmatische Wirkungspragmatik oder Perlokution
2.3.4 syntaktische Rollenpragmatik oder Exekution

2.4 die Verbindungsdimension oder syntaktische Dimension
2.4.1 sigmatische Syntax: Grundlagen der Formenlehre
2.4.2 semantische Syntax: Grundlagen der Satzlehre
2.4.3 pragmatische Syntax: Grundlagen der Textpragmatik
2.4.4 syntaktische Syntax: Stilistik

Die stammbaumartige 2-er-Alternativik von Noam Chomsky (*Aspekte der Syntaxtheorie, dt. 1968)* scheint zunächst computernäher, erweist sich jedoch als sprachfremd, weil die Sprache einer vierwertigen, nämlich in der Selbstbewußtseinsstruktur begründeten Logik folgt. Dasselbe gilt für neuere amerikanische Versuche derselben Machart wie *The Atoms of Language von Marc C. Baker (New Jersey 2002)*. Wenn es richtig ist, daß Sprache ein gestuftes Reflexionssystem ist, worin sich das *menschliche Selbstbewußtsein* intersubjektiv äußert und objektiviert – und das ist die Sicht dieser hier in ihrer Hauptgliederung skizzierten, bereits 1981 vorgelegten Sprachtheorie -, dann sind hier logisch höhere Anforderungen an die informationstechnische Verarbeitung gestellt, die nicht mit einer dualen Entweder-Oder-Logik befriedigt werden können. Durch ihre logische Vierwertigkeit trifft sich sowohl diese Sprachtheorie wie das ganze reflexionstheoretische Strukturdenken mit den Bestrebungen des früher mehrfach genannten Gotthard Günther (1900-1984) um eine auch formal erweiterte Logik. Doch diese Erweiterung kann nicht durch formale Spielereien geschehen, sondern nur als formale Rekonstruktion inhaltlicher Zusammenhänge. Dies vergessen und vernachlässigen, soweit ich bisher sehe, die formallogisch arbeitenden Schüler und »Enkelschüler« Günthers, leider.

Wie früher schon im Zusammenhang eines Vergleichs der (soeben unter 2.3 mit genauerer logischer Ortsbestimmung aufgeführten!) Prädikationsarten mit den Kantischen Kategorien betont, geht die Grundlegung einer semiotisch-handlungstheoretischen Sprachtheorie in einem viel allgemeineren Sinn auf »die Kategorien« zurück:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 294

nämlich auf die Reflexionsstufen des Selbstbewußtseins (als Selbstbezug-im-Fremdbezug). Diese stellen sich auf der Ebene des Meta-Handelns Sprache als die genannten semiotischen Dimensionen dar, ähnlich wie auf der Ebene des Handelns als die angeführten Hauptstämme des Handelns.

e) Offene Forschungsfelder der philosophischen Semiotik

Die Hauptuntergliederungen von (3) Kunst und (4) Mystik wurden schon früher gegeben (in: Heinrichs 1983: Handlung – Sprache – Kunst – Mystik). Sie sollen hier angeführt werden, obwohl es bisher, im Unterschied zur Handlungs- und Sprachtheorie, aus »forschungspolitischen« Gründen nicht möglich war, die weiteren Untergliederungen zu konkretisieren.* Dies erfordert, wie schon gesagt, intensive Rekonstruktionsarbeit und ist nicht etwa Sache eines Schematismus.

Die Untergliederungen vollständig anzugeben und zu erörtern, ist geradezu identisch mit der Ausführung der ganzen Theorie. Hier also nur die hypothetischen Hauptgliederungen der semiotischen Ebenen Kunst und Mystik:

3.1 bildende Künste
3.2 darstellende Künste
3.3 Sprachkünste
3.4 Musik

Jeder weiß, daß es hier Mischformen gibt, z.B. Schauspiel als darstellende und Sprachkunst, Oper als Musik-Sprach-Darstellungs-Kunstwerk mit der inhärenten, schwer zu erfüllenden Tendenz somit zum Gesamtkunstwerk. Doch ist die Frage, ob diese »Mischformen« die weiteren reflexionstheoretischen Untergliederungen bilden. Dies ist, wie alle kategorialen Fragen, keineswegs eine Angelegenheit der Willkür.

* Die Deutsche Forschungsgemeinschaft ließ anno 1982 nachweislich die Fortführung des Projekts von solchen Kollegen begutachten, die in Handlungs- und Sprachtheorie kritisiert worden waren oder die vorhergehenden Teile noch gar nicht kannten. Auch ein Beitrag zum geisteswissenschaftlichen »Diskurs«!

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 295

Kategoriales Denken ist das nicht-willkürliche philosophische Denken schlechthin, und darin liegt eine Kampfansage an allen angeblich »postmodernen«, in Wahrheit einfach regressiven Feuilletonismus in Sachen philosophischer Wissenschaft. Wenn etwas Kantischer (und zugleich Fichtescher und Hegelscher) Geist ist, dann dieser mathematikartige Abweis jeder Willkür und eines pseudopoetischen Mystizismus.

Auf der anderen Seite gehört aber strukturelle Mystiktheorie zu einer philosophischen Semiotik. Zwar ist der Inhalt der mystischen Erfahrung noch weniger kategorial vorweg zu nehmen als jeglicher Erfahrungsinhalt. Aber es geht um die Rationalität der *Struktur* solcher wesentlich übersprachlichen Sinnvollzüge. Dies ist das Gegenteil eines jeden Sprachrationalismus, den die sprachvergötternden *linguistic turn*-Philosophen, die bis heute keine nennenswerte Sprachtheorie hervorgebracht haben, schon in ihren sprachimmanenten Ansatz fälschlich einschmuggeln. Die vorläufige Gliederung dieses großen, spirituellen Erfahrungsbereichs, nach dem tonangebenden Vermittlungsmedium des mystischen Sinnprozesses:

4.1 Naturmystik
4.2 Subjektmystik
4.3 Sozialmystik
4.4 Zeichenmystik

Um die oben abgelehnte Willkür der gestuften Gliederungen auszuschließen, ist jeweils die genaue Angabe des Gliederungsgesichtspunktes erforderlich, verbunden mit der Frage, ob es nur ein willkürlicher Gesichtspunkt der äußeren Reflexion oder ein solcher der inneren Reflexionsstruktur der Sache selbst ist.

Kategoriale und systemtheoretische Sozialphilosophie

Dieselbe Reflexionsstruktur der Vernunft zeigt sich im sozialphilosophischen Zusammenhang als die *Viergliederung des sozialen Systems*, basierend auf den Grundunterschieden des menschlichen *Handelns* (objektbezogen, selbstbezogen, sozial, medial oder ausdrucksbezo-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 296

gen), wobei die Handlungstheorie, erneut aufgrund der quasi-kybernetischen Reflexivität, zur dynamischen Systemtheorie wird und sich das *soziale* Handeln in der analogen Vierheit der folgenden Subsysteme gliedert:

1. sachbezogene Verhältnisse: zum Subsystem *Wirtschaft* führend mit:

   1.1 Konsum
   1.2 Produktion
   1.3 Handel
   1.4 Geldsystem

2. strategisch machtbezogene Verhältnisse: zum Subsystem *Politik* führend, mit den formalen Unterscheidungen der »Gewalten«:

   2.1. Verwaltungs-Exekutive (Administrative)
   2.2 politische Exekutive
   2.3 Legislative
   2.4 Judikative

beziehungsweise mit den materialen Politikbereichen:

   2.1 Boden und Verkehr
   2.2 Innere und äußere Sicherheit
   2.3 Außenpolitik
   2.4 Rechts- und Verfassungspolitik

3. kommunikativ-verständigungsbezogene Verhältnisse: Subsystem *Kultur* mit:

   3.1 Pädagogik
   3.2 Wissenschaft/Forschung
   3.3 Publizistik
   3.4 Kunst

4. metakommunikativ-normbezogene Verhältnisse: Subsystem *Legitimation* mit:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 297

4.1 Weltanschauung
4.2 Ethik
4.3 Religion
4.4 transreligiöse Spiritualität

Der für die äußerliche Betrachtung naheliegende Einwand, hier würde ein leerer Formalismus kultiviert, darf damit wenigstens für diesen Sachbereich, und zwar gerade den einer allgemeinen Praxis nächsten, durch das Buch *Revolution der Demokratie* (2003) als *ad absurdum* geführt gelten.

Für die Sprachtheorie könnte zumindest für Fachleute angesichts des Vorliegens einer ausführlichen Sprachtheorie dasselbe gelten – wenn nicht das seit Mitte des 19. Jahrhunderts, seit dem sogenannten »Zusammenbruch des deutschen Idealismus«, geltende Bestreben einer Emanzipation der empirischen Sprachwissenschaft und Linguistik von der Philosophie in ein solches Begriffschaos oder vielmehr begriffsloses Chaos geführt hätte, daß die Vertreter dieser scheinbar völlig getrennten »Fachbereiche« sich gar nicht mehr verständigen können. Was sie vereint, manchmal nur unter dem Dach einer »Philosophischen Fakultät«, ist – noch – die Ahnungslosigkeit und Gutgläubigkeit der Steuerzahler. Ich plädiere offen gegen diese Gutgläubigkeit und für die »Kunst der Begriffe« aus Kantischem Geist, der – im Prinzip und bei allen wirklich diskursiven, unausbleiblichen Differenzen – auch derjenige seiner Nachfolger Fichte, Schelling, Hegel usw. war. Keiner dieser großen Denker ist wie ein autoritärer Sektenführer zu betrachten, jeder vielmehr als ein Forscher, der heutigem Weiterforschung noch viel zu bieten hat. Ich denke vor allem an die prospektiv-dialogische Rezeptionsart.

Dialektische Subsumtion oder »fraktales« Verfahren

Die systemische Machart dieses Umgangs mit der »urkategorialen« Vierheit der Reflexionsstruktur des menschlichen Selbstbewußtseins wurde schon in der *Handlungstheorie (*Bonn 1980) als das der *dialektischen Subsumtion* bezeichnet. Im Unterschied zur formallogischen Subsumtion wird im Verfahren der dialektischen Subsumtion nicht nur das Besondere dem Allgemeinen untergeordnet. Vielmehr glie-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 298

dern die allgemeinsten Bestimmungen, die jeweiligen Grundkategorien also, selbst jede Untergliederung weiter auf. Die allgemeinsten Kategorien werden auf diese Weise ihren eigenen Untergliederungen wieder subsumiert. Oder einfacher: die Art der Untergliederung wird wiederholt. Mathematiker sprechen analog bei der wiederholten Anwendung einer Rechenart (insbesondere der Division) von einem *fraktalen Verfahren*. An anderen Stellen habe ich dieses »fraktale« Verfahren der dialektischen Subsumtion auch als »harmonikales« Verfahren und Denken gekennzeichnet (Heinrichs/Hormann 1991, 56; *Ökologik* 1997, 141f.).

Es ist immer wieder zu betonen, daß dieses Verfahren keinesfalls mit Schematik verwechselt werden darf. Andernfalls würde eine Verflachung des anspruchsvollen, sacherschließenden, reflexionstheoretischen Wechselspiels zwischen Begriff und Erfahrung (Rekonstruktion) zu einem oberflächlichen und unglaubwürdigen Schematismus eintreten.

Reflexionsstufen als die Urkategorien aller Handlungswirklichkeit

Die eigentlich weittragende Behauptung liegt darin: daß (zumindest) der gesamte Bereich der durch menschliches Handeln, also durch Selbstbewußtseinsstrukturen geprägten Wirklichkeit (die Handlungswirklichkeit im weiteren Sinne) durch die Urkategorien der Reflexionsstufen strukturiert wird. Die Philosophie als die »Kunst der Begriffe« hat diese in sich systemische Handlungswirklichkeit als Zusammenhangsdenken zu rekonstruieren:

- das Handeln im engeren Sinn (mit 4^4 bereits rekonstruierten kategorialen Untergliederungen),

- das sich in sozialen Systemen mit ihrer Viergliederung ausformt: die dynamisch-systemischen Grundstrukturen der Gesellschaft (vgl. *Revolution der Demokratie, 2003),*

- die Sprache als ein Metahandeln mit 4^4 ebenfalls schon namhaft gemachten, kategorialen Haupt-Untergliederungen; die konkrete, interdisziplinäre Auswertung dieser Sprachtheorie, z.B. in Richtung Computerlinguistik für Übersetzungsprogramme aufgrund

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 299

gemeinsamer universalsprachlicher Tiefenstrukturen der Sprachen, für Satzbau- und Stilananalysen usw.

- die Kunst als eine Metasprache; mit ebensoviel kategorialen Untergliederungen würde eine philosophische Kunsttheorie ein unentbehrliches Instrumentarium für konkrete Werkanalysen, somit für die Verständigung zwischen den Kunstgattungen, Kunstrichtungen sowie Künstlern und Publikum bereit stellen;

- Mystik als ein von der Aktivität Sinn-Medium selbst geprägtes semiotisches Geschehen; die oben schon hypothetisch gegebenen Untergliederungen führen ebenfalls nach der Methode der dialektischen Subsumtion in konkreter Rekonstruktionsarbeit zu einem religionsphilosophischen Instrumentarium, das die Entfremdung zwischen philosophischem Denken und Religion zu überwinden geeignet ist.

Es ist hiermit bei weitem noch nicht alles genannt, was der kategorialen Entschlüsselung harrt. Auch für eine philosophische Anthropologie, von da für die menschlichen Erkenntnisvermögen (Wahrnehmen, Denken, Fühlen, Intuieren in Bezug zu den in Kapitel IV umrissenen Erkenntnisvermögen) und für die sonstigen menschlichen Seelenvermögen (Werten, Wollen; Gedächtnis, Phantasie…), gewinnt die fundamentale Vierfachheit der Reflexionsstruktur ebenfalls überragende Bedeutung. Allerdings muß sie dort zu der ebenso fundamentaleren Dreiheit von Ausgedehntem (Körper), Individuiertem (Seele) und Überindividuellem (Geist) kombinatorisch in Bezug gesetzt werden (*Ökologik* 1997). Dieses Beispiel zeigt: Die Vierheit ist keineswegs die einzige Grundstruktur für ein neues, kategoriales Strukturdenken, auch wenn ich an der obigen »Kritik der Triaden« in vollem Umfang festhalte.

Die Vierfachheit strukturiert alles menschliche Handeln, nicht alles aber am menschlichen und naturalen Sein. Daher ist kategoriales Denken nicht ganz und gar identisch mit Denken in reflexionsgestuften Vierheiten. Doch ohne deren Erkenntnis wären wir zurückgeworfen in die Steinzeit der Erkenntnis, mag diese auch z. B. als »Postmoderne« deklariert werden.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 300

Die Entschlüsselung von Kants zentralem Lehrstück

Wir wollen hier einhalten, da die strukturontologischen Ganzheits-Zusammenhänge als solche, sachbereichsübergreifend, Gegenstand einer eigenen, größeren, wie ich hoffe, bald folgenden Untersuchung sein werden. An dieser Stelle ging es hauptsächlich darum, die Machart der Kantischen Theorie, das kategoriale Denken, ins rechte Licht zu rücken. Solches Denken wurde zwar von Kant noch nicht für unsere heutigen Ansprüche und Möglichkeiten zureichend begründet und durchgeführt (in welchem Wissensgebiet gäbe es das?), jedoch von ihm und seinem Kategorienprogramm markant grundgelegt.

»Entschlüsselung« wurde zuletzt in einem systematischen Sinne verstanden, über den philologischen Sinn hinaus, daß sich der reflexionstheoretische Schlüssel zur Kategorienlehre Kant textlich am deutlichsten in seinem Anhang über die Reflexionsbegriffe zeigt. Dies allerdings, und damit der Abstieg in eine bei Kant noch implizite Tiefenschicht, nicht irgendeine Konkurrenz zu seinen Kategorien, war der Sinn meines Rückgriffs auf diesen merkwürdigen Anhang in der *Kritik der reinen Vernunft.*

Es kann nicht das Ziel sein, Kant-Philologen zu überzeugen, die eingestandener- oder meist uneingestandenermaßen nur Interesse für die Kantischen Texte und deren expliziten Sinn haben. Für ein philosophisches Weiterdenken ist es wesentlich, nach aller philologischen Sorgfalt, diesen impliziten Intentionen Kants nachzugehen. Genauer geht es, selbst in einem Kant-Jahr, gar nicht um Kant, sondern um das, worum es ihm selbst ging: philosophische Erkenntnis, die **Neubegründung der Philosophie durch den »sicheren Gang der Wissenschaft«.** In Abwandlung der alten Wortes:

Plato mihi amicus, magis amicus veritas:
Platon ist mir ein Freund, doch die Wahrheit mehr.

Daß der dargelegte strukturale und kategoriale Denktyp notwendig mit dem geschmäcklerischen, historisierenden, halb- und pseudopoetischen, vagen »Philosophieren« in Konflikt gerät und daß das 20. Jahrhundert zutiefst von diesem Konflikt und dem daraus folgenden

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 301

Defizit in Grundlagentheorie geprägt war, kann nicht ausbleiben. Diese Situation gehört dem an, was J. G. Fichte das »dritte Zeitalter« der erst negativen Befreiung von den alten, feudalen Autoritäten genannt hat. Diese negative Art der Freiheitsauffassung muß selbst negiert werden. Aus demselben Geist weist schon Kant selbst neben dem bloß nachahmend-historisierenden Vernunftgebrauch den »dialektischen« Vernunftgebrauch im Sinne des Sophismus scharf zurück:

> »Aber auch keinen *dialektischen*, d.i. einen solchen Gebrauch, der nur darauf abzweckt, den Erkenntnissen einen *Schein* von Wahrheit und Weisheit zu geben. Dieses ist das Geschäft des bloßen *Sophisten*; aber mit der Würde des Philosophen, als eines Kenners und Lehrers der Weisheit, durchaus unverträglich. Denn Wissenschaft hat einen inneren wahren Wert nur als *Organ der Weisheit*« (Logik, A 27).

Zum kommenden, konstruktiven Paradigma in allen Bereichen wird eine Erneuerung des kategorialen und systematischen Denkens gehören, das keines neuen Dogmatismus bedarf. Die einzige mir bisher bekannt gewordene »Diskurs«-Strategie gegenüber solcher äußerst disziplinierten, in Einzelheiten stets korrigierbaren »Kunst der Begriffe« lautet: Totschweigen, Diskursverweigerung. Wirkliche Gegenargumente habe ich, allen Ernstes, noch nicht vernommen, nicht einmal gegen diese Kant-Interpretation – außer daß sie (leider) ein Weiterdenken mit Kant sei. Ob das noch »Kant« ist? Eine Frage, die Kant sicher nicht lange interessieren würde.

Ich glaube, dem philosophischen Jubilar des laufenden Jahres 2004 kann kein adäquateres Geschenk gemacht, keine ihm wesensgemäßere Ehrung zuteil werden, als daß seine Theorieart als im Prinzip richtig, ja immer noch zukunftsweisend erwiesen werden kann: Reflexive Kategorienlehre als

- ihrer selbst methodisch tiefer innegewordene, *selbstreflexive*
- und zugleich aus dem einzigen Prinzip Reflexion *ins Strukturelle und Kategoriale* gesteigerte, also
- in beiden Rücksichten weiterentwickelte Transzendentalphilosophie.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 302

Doch aufrichtiger wäre es vielleicht, umgekehrt zu formulieren: Vertreter

- eines neuen kategorialen und strukturellen Denkens,
- einer transzendentalen Dialogik,
- einer reflexiven Kategorienlehre,
- einer Reflexions-Systemtheorie,

was hier alles dasselbe bedeuten soll (aber nicht für jeden dasselbe bedeuten muß), dürfen es sich dankbar zur Ehre anrechnen, Kant mit vollem, nachweisbarem Recht als ihren wichtigsten Wegbereiter nennen zu können.

Wenn Kant derzeit vor allem als Ethiker weltweite Anerkennung genießt, läßt unsere ideenscheue Zeit leicht seine primäre Leidenschaft und historische Bedeutung als kritischer Architektoniker der Vernunft in den Hintergrund treten:

> »Ich verstehe unter einer Architektonik die Kunst der Systeme. (…) Unter der Regierung der Vernunft dürfen unsere Erkenntnisse überhaupt keine Rhapsodie, sondern sie müssen ein System ausmachen, in welchem sie allein die wesentlichen Zwecke derselben unterstützen und befördern können. Ich verstehe aber unter einem Systeme die Einheit der mannigfachen Erkenntnisse unter einer Idee« (A 832/B 860).

> »Es ist schlimm, daß nur allererst, nachdem wir lange Zeit, nach Anweisung einer in uns versteckt liegenden Idee, rhapsodistisch viele dahin sich beziehenden Erkenntnise, als Bauzeug, gesammelt (…), es uns dann allererst möglich ist, die Idee in hellerem Lichte zu erblicken, und ein Ganzes nach den Zwecken der Vernunft architektonisch zu entwerfen« (A 834f/B 862f).

Die Möglichkeit aller Systematik und Architektonik liegt für ihn wie für uns in den Kategorien begründet. Das Geheimnis der Kategorien selbst aber liegt in der Reflexionsstruktur des menschlichen Selbstbewußtseins als Selbstbezug-im-Fremdbezug – bei Kant noch verschlüsselt.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 303

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 304

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 305

Epilog: Zur Versöhnung der Kantischen mit der Aristotelischen Kategorienlehre

Jede echt philosophische Untersuchung hat nicht allein innerakademische Bewandtnis. Es geht letztlich nicht um einen zweihundert Jahre alten Kant, so bedeutend und unausgeschöpft der Beitrag dieses Großen unserer Geistesgeschichte auch ist.

Es geht vielmehr um die begriffliche Strukturierung unserer Welterkenntnis selbst, um die »Kunst der Begriffe«, wie Philosophie in Anlehnung an Kant hier genannt wurde. Begriffliche Erkenntnis ist zwar keineswegs der einzige Erkenntnisweg des Menschen, aber sie bildet, zusammen mit der Erfahrung, den einzig wissenschaftlichen Weg. Leider entspricht dieser Erkenntnis die wissenschaftliche Praxis, gerade in den Sozialwissenschaften, nur sehr unzureichend. (Vgl. I. Dahlberg, *Zur Begriffskultur in den Sozialwissenschaften).*

Darüberhinaus aber ist selbst die aktuelle wissenschaftliche Erkenntnis kein Selbstzweck. Und was die »Kunst der Begriffe« angeht, so hat diese unter anderem unmittelbare Praxisrelevanz in der sogenannten Wissensorganisation, wie sie heute in vielen Sparten der Informations- und Bibliothekswissenschaft, der Informatik und auch der Terminologie gefragt ist. Die angemessene und weltweit akzeptable Klassifikation der Gegenstandsgebiete spielt eine zunehmend wichtige Rolle. Die eben genannte Ingetraut Dahlberg hat dazu Vorschläge unterbreitet, die in der Fachwelt Beachtung, teils auch praktische Berücksichtigung gefunden haben, insbesondere durch ihre *Information Coding Classification* und begriffs- und definitionstheoretische Arbeiten. (Siehe hierzu die nachstehenden Literaturangaben.)

Bei diesem Bemühen um eine zugleich gegenstandsgerechte wie begrifflich korrekte Ordnung unseres Wissens spielen die **Aristotelischen Kategorien** als formbildende Strukturelemente zur Gliederung der Wissensbereiche und -gebiete eine wesentliche Rolle. Hat doch dieser Altmeister abendländischer Begriffskunde und Logik den (bis

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 306

zu Kants Zeiten) wirkungsmächtigsten Versuch unternommen, all unsere **Wissensgegenstände** auf letzte **Grundbegriffe** zurückzuführen, die er »Kategorien« nannte. Darüber wurde im Einführungsessay kurz berichtet, bezeichnenderweise in Form eines Lexikon-Zitates, um auf diese gegenständliche Fragestellung nicht näher eingehen zu müssen. Damit machte ich mir in der 1. Auflage dieses Buches das in bezug auf die Fragestellung zwar anerkennende, in Bezug auf die Ausführung aber fast herablassende Urteil Kants über die Aristotelischen Kategorien zu eigen:

> »Es war ein eines scharfsinnigen Mannes würdiger Anschlag des *Aristoteles,* diese Grundbegriffe aufzusuchen. Da er aber kein Prinzipium hatte, **so raffte er sie auf, wie sie ihm aufgestoßen, und trieb deren zuerst zehn auf,** die er in der Folge Kategorien (Prädikamente) nannte. In der Folge glaubte er noch ihrer fünfe aufgefunden zu haben, die er unter dem Namen der Postprädikamente hinzufügte. Allein, seine Tafel blieb noch immer mangelhaft. Außerdem finden sich auch eine *modi* der reinen Sinnlichkeit darunter (*quando, ubi, situs,* imgleichen *prius, simul*), auch ein empirischer (*motus),* die in dieses Stammregister des reinen Verstandes gar nicht gehören, oder es sind auch die abgeleiteten Begriffe mit unter die Urbegriffe gezählt (*actio, passio),* und an einigen der letzteren fehlt es gänzlich« (A 81/ B 107).

Hier wie im weiteren Kontext kommt das epochal verwandelte Erkenntnisinteresse des Königsberger Philosophen zum Ausdruck: nicht unmittelbar die Gegenstände zu untersuchen, sondern »unsere Erkenntnisart« von den Gegenständen. Diese neue Wendung auf das Erkenntnisvermögen selbst ist es, worauf er seine Forderung nach Vollständigkeit und seinen eigenen Anspruch stützt, die Kategorien nicht bloß »rhapsodistisch aufzuraffen«. Diese damals revolutionär neue, von ihm als »transzendental« bezeichnete Fragestellung wurde als eine reflexive und zugleich handlungstheoretische charakterisiert.

Als einzig zureichende, von Kant selbst nicht gelieferte Begründung für die Kategorien als »reflektierende Begriffe« wurde die Reflexionsstufung des (intersubjektiv verfaßten) menschlichen Selbstbewußtseins anerkannt. Der Anspruch, mit dieser konsequent reflexionsheoretischen Interpretation Kants und der dadurch möglichen Lösung des Kategorienrätsels Kants »transzendentale Wende« in dieser Hinsicht voll durchzuführen, soll zum Schluß auch aus wissensorganisatorischer Sicht kurz beleuchtet werden.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 307

Es geht bei dem ganzen Unternehmen eben nicht um bloß innerwissenschaftliche Streitigkeiten. Wegen der gegenstandsbezogenen Ausrichtung der Klassifikationswissenschaft muß gefragt werden, ob die Kategorienaufstellung von Aristoteles mit den auf ihre Essenz als Urfunktionen der Erkenntnis zurückgeführten Kategorien Kants vereinbar ist. Wir können die **gegenstandsgerichtete Erkenntnisart** des antiken Meisters nicht einfach neben der reflexiven, handlungsbezogenen Erkenntnisart des derzeit zu Recht gefeierten modernen »Revolutionärs« unserer Denkungsart stehen lassen, wenn wir nicht in eine praxisferne Art von Textphilologie zurückfallen wollen.

Der Sinn dieser kurzen Ausführungen, die sich auf die im Literaturverzeichnis angeführten Arbeiten von I. Dahlberg stützen, liegt darin, von den Aristotelischen Kategorien für die Zwecke der Wissensorganisation Gebrauch zu machen und eine Verbindung zur vierstufigen Reflexionssystematik der Kantischen Kategorienlehre herzustellen.

Dahlberg hat die Kategorien des Aristoteles nämlich so gruppiert, daß nicht die eine Kategorie »Substanz« in einer Reihe mit neun Typen von Akzidenz-Kategorien (Quantität, Qualität, Relation, Ort, Zeit, Lage, Haben, Wirken, Leiden) zu stehen kommt oder gar »Akzidenz« als elfte Kategorie eingereiht wird. Aufgrund langjähriger Erfahrung mit Fragen der Begriffsklassifikation schien es ihr evident, daß die 3x3 Akzidenzkategorien mit einer erweiterten Substanz-Kategorie sich auf vier sogenannte **Urkategorien** zurückführen lassen, wie aus folgender Figur ersichtlich wird:

Entitäten	- Prinzipien - Immaterielle Objekte - Materielle Objekte
Eigenschaften	- Quantitäten - Qualitäten - Relationen (von Eigenschaften)
Aktivitäten	- Handlungen - Prozesse (passivisch) - Zustände (Null-Aktivität)
Dimensionen	- Raum - Zeit - Lage (Position in der Dimension)

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 308

Ihr war klar geworden, daß ›Kategorie‹ als ›Letztaussage‹ für jegliche Bezugnahme (*reference*) auf die genannte ›Substanz‹ und die neun Akzidentien des Aristoteles insofern nicht zutreffen, als von diesen letzteren nochmals Allgemeineres ausgesagt werden kann und sie sich durch die oben genannten »Urkategorien« als Oberbegriffe gliedern lassen. Daß dabei die Zahl 4 erschien, mußte für sie etwas mit dem Begriff der Ordnung zu tun haben. Daß dies auch die Zahl des Kosmos (=Ordnung) und unserer Erde mit ihren 4 Himmelsrichtungen und den Aristoteles wohlvertrauten 4 Elementen ist, kam hierbei nicht zum Ausdruck.

Zunächst geht es einmal um das höchst erstaunliche Faktum, daß dennoch **bei Aristoteles eine »geheime« Vierheit** der Kategorien vorliegt.

Die Fragen, die sich nun sofort auftun, liegen für den Leser dieses Buches auf der Hand:

> Kann man auch in diesen Urkategorien des (systematisierend interpretierten) Aristoteles die aufgezeigte Reflexionsstufung wiedererkennen?
> Wenn ja, welcher Weg führt von der **Reflexionsthematik** zur **Gegenstandsthematik**?
> Welche genauere Verbindung bestünde also zwischen Aristotelischen und Kantischen Kategorien?

Für jeden geistesgeschichtlich Interessierten ist sofort klar, daß es sich hier nicht um eine Verbindung, geschweige denn um eine bloße Ähnlichkeit zwischen einem Autor X und einem Autor Z handelt, sondern daß mit solcher Verbindung ein gewaltiger geistiger **Brückenschlag von der Moderne in die Antike** geleistet werden könnte, und zwar ohne Abstriche an den beiden jeweils grundlegenden Denkformen:

> die objektgerichtete beim philosophischen Empiriker Aristoteles, die reflexive, subjektgerichtete (aber keineswegs subjektivistische) beim Begründer der modernen Transzendental-, gleich Reflexionsphilosophie.

Den bisher fehlenden Aristotelischen Pfeiler für solchen Brückenschlag bietet nun I. Dahlberg einfach durch ihre neue Anordnung der

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 309

Urkategorien, wenngleich keineswegs bewußt unter dem Gesichtspunkt von Brückenschlag und Synthese. Um jedoch die Verbindung der so gegliederten Aristotelischen Gegenstandskategorien zu den Kantischen »reflektierenden Begriffen« und Reflexionsbegriffen ausdrücklich herzustellen, können wir noch einmal auf die *Sprachtheorie* zurückgreifen.

Deren große Gliederung ist im vorigen Kapitel angegeben worden. Es sind die Sprachdimensionen Sigmatik (Bezeichnungsdimension), Semantik (Benennungsdimension), Pragmatik (Handlungsdimension) und Syntaktik (Verbindungsdimension), welche die Hauptunterscheidungen bilden. Diejenige Dimension nun, die durch **objektivierende** Begriffsbildung gekennzeichnet ist, stellt die Semantik dar - dialektischerweise gerade die Dimension, in der die Subjekte, die Sprecher, »**subjektivistisch**« frei mit den objektivierten Gehalten umgehen können, d.h. gleich ob sie gegenwärtig sind oder nicht, in gewissem Maße sogar unabhängig davon, ob sie real existieren oder nicht. Das macht den Unterschied zwischen konkreter, situationsgebundener Bezeichnung und allgemeiner, situationsunabhängiger Benennung aus.

Innerhalb der so gekennzeichneten Semantik nun sind es die vier deskriptiven **Wortarten** (d. h. die mit einem beschreibenden, durch Begriffsmerkmale faßbaren Gehalt ausgestatteten Wortarten im Unterschied zu den Namen und den situationsgebundenen Pronomen), die am genauesten die vier Grundkategorien des Aristoteles widerspiegeln. Sie lauten:

1. Substantive (Dingwörter)
2. Adjektive (Eigenschaftswörter)
3. Verben (Tätigkeitswörter)
4. Situatoren (Fügewörter, womit ursprüngliche Adverbien, Konjunktionen und Präpositionen zusammengefaßt werden)

Die Parallele zu den oben genannten Urkategorien des Aristoteles ist frappierend! Sie darf allerdings nicht im Sinne einer simplen oder totalen Identität von Wortarten und Aristotelischen Kategorien aufgefaßt werden. Und zwar deshalb nicht, weil nicht alle Substantive Substanzen oder Entitäten (sowenig wie »Dinge«) bezeichnen, ebenso

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 310

nicht alle Eigenschaftswörter Eigenschaften, desgleichen nicht alle Tätigkeitswörter Tätigkeiten und schließlich nicht alle Fügewörter reale räumliche, zeitliche oder ähnliche Dimensionen. Und dennoch sind diese **Wortarten** »primär«, also von ihrem eigenen ursprünglich gegenständlichen Ursprung, auf diese **Urkategorien** zu beziehen.

Das Wort »primär« zeigt hier präzis, wenngleich in erklärungsbedürftiger Weise, den Unterschied zwischen Sprache und ihrem semiotischem (zeichentheoretischem) Eigenleben und sachlich-begrifflichem Intendieren von Weltteilen (Seiendem in seiner Situierung): In der semantischen Dimension hat die Sprache nicht mehr allein direkte (sigmatische) Bezeichnungsfunktion für Seiendes, sondern beginnt ein (semantisches) Eigenleben von Gehalten zu führen. Das ist der Preis für die Benennbarkeit von allem Gedachtem, Erinnertem, Vorgestelltem, unabhängig von seiner Präsenz. Die Sprache kann aufgrund dessen und aufgrund der einmal etablierten Wortarten dann sekundär auch für eine Eigenschaft oder Tätigkeit ein Substantiv bilden – wenngleich Substantive ursprünglich einmal dazu da waren, Dinge oder (allgemeiner) Wesen zu bezeichnen. Die Semantik der Benennung durch Wortarten wird beinahe frei variabel: Jeder Weltbestandteil kann nun theoretisch durch fast alle Wortarten bezeichnet werden.

Doch können und brauchen wir hier nicht bei den Feinheiten der semiotischen Sprachtheorie verweilen. Es geht an dieser Stelle einfach um die erstaunliche Korrespondenz von **Urkategorien bei Aristoteles** und **Urfunktionen der Wortarten.** Diese Korrespondenz, die nichts anderes als eine ursprüngliche, wurzelhafte Identität darstellt, zeigt aber an, und darauf kommt es in diesem Zusammenhang eigentlich an, daß die Aristotelischen Urkategorien selbst in einer reflexionsstufigen Ordnung stehen – sofern man sie nur geordnet betrachtet. Es ist dies, was mir an Dahlbergs Umgang mit den Kategorien des Aristoteles im Vergleich zu meinem Umgang mit den Kategorien Kants als höchst erstaunlich und bedeutsam auffiel

Auf diese Weise ist auf reflexionstheoretischem Niveau der »naiv«-gegenstandsbezogene Zugriff der **Kategorien im Sinne des Aristoteles zu deduzieren**: herzuleiten wie zu rechtfertigen.

Was im Semantik-Kapitel der *Sprachtheorie* unmittelbar hintereinander steht: die »semantische Semantik« der Wortarten und die

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 311

»pragmatische Semantik« der Prädikationsarten, darin verbirgt sich im Grunde dieser epochale Unterschied der Denkformen – und deren Überbrückung. Nichts Geringeres.

An diesem, m. E. epochalen Brückenbau hat also I. Dahlberg mit ihrer klassifikatorischen Fragestellung einen wichtigen Anteil. Ohne ihren in Fachzeitschriften zur Wissensorganisation versteckten Beitrag wäre der faktisch schon vorhandene sprachtheoretische Brückenbau zur objektivierenden Denkart des Aristoteles auch mir weiter im Unbewußten geblieben. Und ohne diese gewissermaßen gemeinsam zustande gebrachte Erkenntnis würde es noch lange bei Kants Polemik gegen seinen antiken Vorgänger bleiben, die wenig zu diesem weitausgreifenden, konstruktiven und deshalb vornehmen Denker paßt, jedoch zu entschuldigen ist, denn ein jeder ist zuerst einmal betört von seinem eigenen neuen Ansatz, anstatt zugleich mit Liebe – als der Tochter der Erkenntnis nach Aristoteles, Thomas von Aquin, Leonardo da Vinci und vielen anderen – zu versuchen, das Vorhandene zu verstehen.

Letztlich geht es, nochmals, nicht um Philosophie und Philosophen für sich allein, weder um vergangene noch um gegenwärtige, sondern um das gute Leben der Menschheit insgesamt. Dieses aber ist nicht mehr möglich ohne die Ordnung des Wissens und die – gewissermaßen liebevolle, bei aller Denkschärfe versöhnliche - Kunst der Begriffe.

Wenn Frau Dahlberg allerdings die Aristotelischen Urkategorien triadisch weiter untergliedert, liegt darin m.E. eine inkonsequente Verbeugung vor der ebenfalls alten triadischen Tradition, welche Inkonsequenz analog an der Untergliederung der Kantischen Kategorien selbst konstruktiv nach dem Reflexionsstufenprinzip kritisiert wurde. Sollte es sich nicht um Inkonsequenz handeln, bedürfte dies zumindest neuer Begründung aus einem anderen Prinzip.

Es geht nicht etwa darum, eine Zahl zu bevorzugen. Zahlenmystische Argumentation wäre das Letzte, was in der Kategorienlehre zur Begründung herangezogen werden dürfte. (Umgekehrt stellt »Zahlenmystik« – es handelt sich dabei auch nicht um mystische Erkenntnis im eigentlichen Sinne - vorwissenschaftliche Erfassung kategorialer oder anderer Strukturzusammenhänge dar.) In meiner *Ökologik* zum Beispiel spielt die Dreiheit der ontologischen Konstitution des

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 312

Menschen (Körper, Seele, Geist) eine ebenso hervorragende Rolle wie die Reflexionsstufung für das Handeln. Es lässt sich auch eine Verbindung zwischen Dreier- und Vierer-Struktur aufzeigen. Das sprachgeleitete Welterfassen des Menschen aber ist eine Form des weltbegegnenden Handelns, und deshalb herrscht die Vierheit vor. Nur diese Kategorien als grundlegende Prädikationsarten (Kant) bzw. Pradikatarten (Aristoteles) wurden hier behandelt, nicht bereichsspezifische oder auch allgemein ontologische Grundbegriffe überhaupt.

Daß auch Hegels Dialektik nicht einfach mit seinem klassischen, oft zum Schematismus mißbrauchten Dreischritt identifiziert werden darf, sondern in der Essenz Reflexionslogik ist, wurde mehrfach berührt. Reflexionslogik hat mit schematischem Denken ebenso wenig wie mit Zahlenmystik zu tun.

Die **Hauptuntergliederung** jener Wortarten, also den Entsprechungen der Aristotelischen Kategorien, geschieht aber in der reflexionstheoretischen Semantik notwendig nicht etwa dreifach – wie wäre das zu begründen? -, **ebenfalls vierfach**, als Fortführung der Hauptgliederung nach ihrem eigenen Einteilungsprinzip oder als »dialektische Subsumtion« (*Sprachtheorie, 114-167)*:

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 313

Substantivisches	1. Gegenstandssubstantive oder Konkreta (weiter gegliedert in Individuativa, Kollektiva, Sozialia, Medialia) 2. Eigenschaftssubstantive 3. Vorgangssubstantive 4. Ideensubstantive
Adjektivisches	1. Objektive Eigenschaften (jeweils i. B. auf Stoffliches, Lebewesen, Personal-Soziales, Mediales) 2. Interessebezogene Eigenschaften 3. Soziale Eigenschaften 4. Normativ-ideelle Eigenschaften (u.a. Quantitäten)
Verbales (Vorgänge)	1. Objektive Vorgänge 2. Subjektives Objektverhalten 3. Soziales Verhalten 4. Logisch-mediale Beziehungen
Situatoren	1. Raum-zeitliche Situierung (objektiv) 2. Intentionale Situierung (subjektiv) 3. Dynamisch-relationale Situierung (intersubjektiv) 4. Modale sprachregulative Situierung

Der Vergleich mit der Kategorien-Unterteilung bei Dahlberg (s.o.) zeigt markante Unterschiede – und zwar einmal im Sinne der Ausweitung des kategorialen Blickfeldes. Es gibt z.B. nicht allein räumlich-zeitliche Dimensionierung oder Situierung.

Sodann besteht ein Unterschied im Grundverständnis: **Wieweit ist auch bei gegenständlichen Kategorienklassifikationen die Sprachreflexivität zu berücksichtigen,** also die Tatsache, daß der sprechende Mensch es ist, der sich die Welt aneignet und »allen Dingen ihren Namen gibt«? Und umgekehrt: Was ist von den sprachlichen Unterscheidungen konkret für die Klassifikation des gegenständlichen Wissens zu gebrauchen? Kommt irgendwo die ontische Dreiheit

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 314

kombinatorisch ins Spiel, auch für die Klassifikation des Wissens, und wo genau? Dies alles sei hier ausdrücklich als Frage offengelassen. Ebenso wie die angeführte Untergliederung weder Vollständigkeit noch gar »Unfehlbarkeit« beansprucht, sondern einen offenen, korrigierbaren Rekonstruktionsvorschlag darstellt.

Doch immer wieder vor allem die Kantische Frage: Nach welchem **Prinzip** wird eingeteilt? Gibt es ein solches (wie in der reflexionstheoretischen Rekonstruktion des Gegebenen) oder handelt es sich am Ende doch wieder um eine »rhapsodistisches« Aufsammeln?

Die Versöhnung oder Synthese der Kantischen mit der Aristotelischen Kategorienlehre führt also durchaus keinen sofortigen und bequemen Gedankenfrieden herbei. Sie bringt viele neue Fragen, gar Streitfragen, hervor – wenngleich auf verändertem, höherem Niveau, mit der Aussicht auf theoretische und praktische Entscheidbarkeit sowie mit konkreten, produktiven Folgen für die Ordnung unseres Wissens.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 315

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 316

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 317

Glossar

ERLÄUTERUNG WICHTIGER BEGRIFFE

Vorbemerkung: Dieses Glossar will kein philosophisches Lexikon ersetzen. Auch nicht die Wörterbücher zu Kants Schriften; nicht einmal das hilfreiche Begriffsregister zur *Kritik der reinen Vernunft* in der Meiner-Ausgabe. Die Begriffserläuterungen, nicht immer als Definitionen verstanden, wollen besonders dem Anfänger in der Materie das Mitverfolgen des Gedankenganges erleichtern sowie dem Gedächtnis einige »Aufhänger« bieten. Bei manchen Begriffen bietet sich Gelegenheit zu abrundenden Hinweisen, gelegentlich auch auf Literatur. Für Begriffe, die im Text bereits besser erörtert scheinen, als es außerhalb des Kontextes geschehen könnte, wird auf die betreffenden Stellen verwiesen. Diese wie alle Textverweise zielen nicht statistische Vollständigkeit an, sondern sollen die wichtigsten Stellen der vorliegenden Untersuchung nennen. (»E« vor arabischer Zahl meint die Seitenzahl im einleitenden Essay. Die anderen Ziffern und Buchstaben geben die entsprechenden Gliederungspunkte im Haupttext an. Die *Kritik der reinen Vernunft* wird mit den Siglen A für die 1. und B für die 2. Auflage zitiert.)

Ästhetik, transzendentale: In der *Kritik der reinen Vernunft* bedeutet »Ästhetik« nicht – wie in der *Kritik der Urteilskraft* – Lehre vom Schönen und vom Geschmack, sondern: Lehre von Prinzipien der Wahrnehmung überhaupt. »Eine Wissenschaft von allen Prinzipien der Sinnlichkeit a priori nenne ich transzendentale Ästhetik« (B 35). analytisch/synthetisch: I,1.

Anschauung, reine und empirische: Die konkrete (= empirische) sinnliche Anschauung ist bereits eine Synthese von Rezeptivität der Empfindung (das eigentlich Empirische oder Aposteriori) einerseits und reinen Formen a priori: die Zeit- und Raumvorstellungen a priori, die den Zahlen sowie der Geometrie zugrundeliegen.

Apperzeption: das durchgängige Bewußtsein seiner selbst bei allen Vorstellungen, hier gekennzeichnet als Selbstbewußtsein-im-Gegenstandsbewußtsein oder Selbstbezug-im-Fremdbezug. Zu

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 318

den wichtigsten Unterscheidungen an der Apperzeption vgl. III, 2. – Im ganzen muß der Begriff, der in der stärker auf Reflexionstheorie des Selbstbewußtseins konzentrierten *Transzendentalen Deduktion* der 2. Auflage allein die zentrale Rolle spielt, unterschieden werden von:

Apprehension, das heißt aktuelle Aufnahme in die Synthesis der Einbildungskraft: »Es ist also in uns ein tätiges Vermögen der Synthesis dieses Mannigfaltigen, welches wir Einbildungskraft nennen, und deren unmittelbar an den Wahrnehmungen ausgeübte Handlung ich Apprehension nenne. Die Einbildungskraft soll nämlich das Mannigfaltige der Anschauung in ein Bild bringen; vorher muß sie also die Eindrücke in ihre Tätigkeit aufnehmen, d.i. apprehendieren.« Eine Anmerkung Kants kennzeichnet zugleich den stärker transzendental-psychologischen, vermögenstheoretischen Einschlag der Deduktion in der 1. Auflage: »Daß die Einbildungskraft ein notwendiges Ingredienz der Wahrnehmung selbst sei, daran hat wohl noch kein Psychologe gedacht … » (A 120).

a Priori, substantivisch: das Apriori: Gehalte, die unabhängig von jeder (absolutes A.) oder von bestimmter Erfahrung (relatives A.) gewußt werden. Der Gegenbegriff ist a Posteriori. Insofern Kants Interesse sich auf die nicht aus der Erfahrung stammenden Bedingungen a priori der Erfahrung (absolutes A.) richtet, ist seine Transzendalphilosophie, trotz der Betonung von Erfahrung, ausgesprochene Apriori-Forschung. I,1.

Bedingungen der Möglichkeit: eine von Kant geprägte Begriffsverbindung für die in der konkreten, empirischen Erkenntnis implizierten Gehalte, die – wegen ihres unabweisbaren Anspruchs auf notwendige Geltung (z.B. Behauptungsanspruch des Urteils oder wegen ihrer Nichtwahrnehmbarkeit, z.B. Ursachesein) – nicht aus der Erfahrung stammen können. III,1.

Der Begriff wird in prätenziösem Intellektuellenslang häufig mißbräuchlich für äußere Bedingungszusammenhänge (z.B. Benzin B.d.M. fürs Autofahren) verwendet.

Deduktion ist nicht mit der logisch-mathematischen Ableitung des Besonderen aus dem Allgemeinen zu verwechseln, sondern heißt im Kantischen Sprachgebrauch: Rechtfertigung aus inneren Gründen, Beweis. Er unterscheidet eine »*metaphysische*« und eine

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 319

»transzendentale Deduktion« der Kategorien (B 159). Die *metaphysische* D. ist Ableitung aus den logischen Formen der Urteile, ist also nach herkömmlicher Weise der rationalistischen Metaphysik begriffszergliedernd bzw. durch Analogie konstruierend; die *transzendentale* D. zeigt, wie sich Funktionen a priori dennoch auf empirische Gegenstände beziehen können.

Die erste geht nur auf die Bestimmtheit der vier mal drei Kategorien ein, die zweite nur auf deren Geltungsgründe. Daß diese Unterscheidung unter den Titeln »metaphysisch« und »transzendental« getroffen wird, hat m.E. nur historische Bewandtnis, insofern sich Kant über die Notwendigkeit einer vollzugstheoretischen (»transzendentalen«) Begründungsart der auch schon »transzendentalen Tafel« der Kategorien noch nicht voll im klaren war. III,I.

Deskription/Explikation sind zwei notwendige (bei Kant nicht ausdrücklich unterschiedene) Methodenschritte transzendental-philosophischer Argumentation: Deskription ist notwendig der erste Schritt, nämlich Hinweis auf Gegebenes, vor allem auf Bewußtseinsvollzüge mit ihren Gehalten; sie ist der *phänomenologische* Schritt, wie er später besonders von Husserl kultiviert wurde. Die »transzendentale Methode« im engeren Sinn besteht in der Rückfrage nach Bedingungen der Möglichkeit des phänomenologisch Zugestandenen: die Explikation der transzendentalen Bedingungen. Beispiel: Wir halten *deskriptiv* fest, was es heißt, wenn jemand »Ich« sagt, was Selbstbewußtsein ist. Die *Explikation* beginnt mit der Frage: Wie ist dieses zugestandene Phänomen bewußtseinstheoretisch zu erklären? Ist es richtig, Selbstreflexion (Selbstbezug) als die notwendige Bedingung der Möglichkeit von Selbstbewußtsein anzusetzen? I, 2 u. Reflexionstheorie. – Weiteres Beispiel: IV,2 d u. Sinn-Medium.

Dialektik: im Sinne Kants die »Logik des Scheins«, aber des notwendigen Scheins, der sich aus der nicht kritisch disziplinierten Vernunft (wegen der menschlichen Verwiesenheit auf sinnliche Anschauung) ergibt. Sie ist Inhalt der 2. Abteilung der *Transzendentalen Logik*. – Im Sinne Hegels ist D. (im weiteren Sinn) in etwa gleichbedeutend mit dem, was hier Reflexionslogik heißt, also Strukturen selbstbezüglicher Verhältnisse. Dieser »entmystifizierte« Sinn von D. wird bisher selten klargestellt. IV,2f.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 320

In einem *engeren,* noch an Kant orientierten Sinn meint D. bei Hegel das Moment der Negativität, der Entzweiung innerhalb der ganzen, vom ihm »*spekulativ*« (wörtlich: betrachtend, zusehend) genannten Logik der Selbstbezüglichkeit. Spekulatives (oder im *weiteren* Sinne dialektisches) Denken heißt also für Hegel: der Bewegung selbstbezüglicher Verhältnisse oder dynamischer Systeme methodisch zusehen und sie in ihren Strukturen (»logischen Momenten« oder Kategorien) erfassen. Vgl. *Wissenschaft der Logik*, Register. Oben IV, 2 c: Negation und Andersheit.

Diskurs: Deutsche Diskurstheoretiker scheinen noch nicht bemerkt zu haben, daß ihr Begriff ein modischer Bastard von französisch-angelsächsischen und schulphilosophisch-deutschen Traditionen ist. Für diese letzten bedeutet Diskurs ausschließlich »*argumentative Rede*«, etwa im Unterschied zu Äußerungen der Intuition, der Gefühle, der Wertungen, wo es auf geordnete Aufeinanderfolge von Argumenten (*discurrere* = durchlaufen) nicht ankommt. Für den Sprachgebrauch französischer und angelsächsischer Tradition dagegen ist lediglich maßgebend, daß im »*discours(e)*« überhaupt redend etwas durchlaufen wird, meint also Rede und Text überhaupt. Denn welche Rede wäre nicht auf das zeitliche Nacheinander angewiesen? Die geordnete Aufeinanderfolge von *Argumenten* bildet nur einen »*discours(e)*« unter viel verbreiteteren anderen Möglichkeiten der Rede. In der neudeutschen »Diktatur des Sitzfleisches«, wie Harald Weinrich die damalige Starnberger und sonstige Diskursgläubigkeit nannte, werden die beiden Bedeutungen von Diskurs offenbar verwechselt. Titel wie *Der philosophische Diskurs der Moderne* (J. Habermas) zum Beispiel nehmen den bei uns modisch klingenden französisch-angelsächsischen Diskursbegriff ausdrücklich auf, ohne dies aber zu markieren. Zugleich jedoch ist Habermas Hauptvertreter jener »Diskurstheorie«, in der Diskurs argumentative Rede bedeutet. Ebensowenig wie ein argumentativer Diskurs über das Durcheinander der beiden Diskursbegriffe finden sich in dieser »Theorie«, die mehr ein Postulat ist, bisher zureichende Grundsatzüberlegungen über die *Zuständigkeit der Argumentation* in menschlichen Dingen. Bereits 1976 erlaubte ich mir diesbezügliche Anfragen unter dem Titel *Die kommunikative Inkompetenz des Diskurses* (§ 13 von: *Reflexion als soziales System*).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 321

Grundgedanke ist, daß gerade die kommunikativ wesentlichen Verhältnisse zwischen Menschen (das meiste, was mit Liebe und sozialen Wertungen zu tun hat), eine grundsätzlich höhere Reflexionsstruktur haben als das »flächig« objektivierende Argument. Die *Struktur* von Kommunikation wird dort unter den Reflexionsstrukturen auch (und differenzierter als bei den Diskurstheoretikern) diskursiv behandelt. Doch wird gerade von der differenzierteren Strukturerkenntnis her betont, daß der ungeheure Reichtum kommunikativer Gehalte, Gefühle, Werte vom Diskurs nur bescheiden geordnet, nicht beurteilt und bewertet werden kann. Damit wird nicht gegen Argumentation/Diskurs argumentiert, sondern gegen deren rationalistische Überforderung, die paradoxerweise aus einer diesbezüglichen Unterfunktion der Ratio resultiert. *Philosophie ist, als Strukturdenken, wesentlich Diskurs. Doch zum intelligenten, »vernunftkritischen« Diskurs gehört, daß er seine Grenzen kennt und kennzeichnet: daß er das Nicht-Diskursive in seiner Eigenart freigibt.* Dies bleibt die herrschende Doktrin vom »herrschaftsfreien Diskurs«, je länger, je mehr schuldig. Sie müßte sonst ihr modisches Doppelspiel, aus dem sie ihre Beliebtheit bei Halbintellektuellen bezieht, aufgeben.

Man hat gegen Kant den Vorwurf des Vernunftimperialismus im Namen des »Anderen der Vernunft« (H .u .G. Böhme) erhoben. Dieser Vorwurf ist mit Recht an die Adresse rationalistischer Diskurstheoretiker zu richten, kaum gegen Kant. Jedenfalls nicht gegen einen als Strukturdenker verstandenen Kant. Denn wer Strukturen sagt (oder unter anderen Worten meint) und dabei überhaupt denkt, denkt von vornherein auch »das Andere« der Strukturen: die Gefühls- und Wertgehalte, die in Strukturen bewegt werden. Strukturales und diskursives Denken sind tendenziell deckungsgleich, weil besonnene diskursive Argumentation sich stets auf das Strukturell-Allgemeine begrenzen muß.

Dogmatismus: E ff.; I,1. Vgl. Relativismus.

Erfahrung, empirische: das Kompositum von Empfindungsdaten und reiner Anschauung (zusammen gleich empirische Anschauung) sowie verstandesmäßiger, kategorialer (grundbegrifflicher) Durchdringung des Gegebenen. Von »empirischer Erfahrung« zu sprechen, wäre für Kantischen Sprachgebrauch allerdings eine

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 322

Doppelung (ein Pleonasmus). Der Ausdruck hat nur Sinn, wenn beide Worte nicht gleichbedeutend sind, *wenn es also Erfahrung gibt, die nicht auf objektiver (äußerer oder innerer Wahrnehmung in Raum und Zeit) beruht.* Dann ist der für Kant widersprüchliche Begriff einer »transzendentalen Erfahrung« möglich.

ERFAHRUNG, TRANSZENDENTALE: gemeint ist hier *nicht* eine unbestimmte und für transzendentalphilosophisches Denken fragwürdige »Seinserfahrung«, sei es aufgrund »transzendental-scholastischen Seinsdenkens« (J.B. Lotz, M. Müller, K. Rahner), sei es aufgrund der »transzendentalen Meditation« des Maharishi Mahesh Yogi, *sondern:* die Erfahrung der eigenen Bewußtseinsvollzüge als solcher, also *Vollzugserfahrung.* Insofern die Vollzüge immer auch Gehalte, implizit sogar den Sinn-Gehalt »Alles« haben, läßt sich eine »entmythologisierte« Interpretation jener Seinserfahrung geben. Zunächst aber geht es erkenntnistheoretisch und Kant-kritisch darum, daß außer der empirischen Anschauung die Vollzugserfahrung des denkenden, wollenden, fühlenden Ich als Erkenntnisquelle, als sinngebende »Anschauung« für die kategorialen Formen (Reflexionsstrukturen) anerkannt wird. Dies ist keine »intellektuelle Anschauung« in dem von Kant geleugneten Sinn, hat jedoch erhebliche Tragweite für die über bloß sinnliche Wahrnehmung hinausgehende Erkenntnisgeltung der KATEGORIEN (IV, 1 d).

FRAKTAL*:* Die fraktale Geometrie geht mathematisch aus der selbstgleichen Anwendung derselben Rechenoperation, insbesondere der Division, hervor. Der Begriff des Fraktalen wurde von B. Mandelbrot 1975 eingeführt, um Verhältnisse der Selbstähnlichkeit zu kennzeichnen, die in der Natur eine große Rolle spielen und aus fraktalen »Herunterbrechungen« eines Grundverhältnisses bestehen. Eine elementare Struktur der Selbstgleichheit ist der seit Alters beachtete Goldene Schnitt: Die kleinere Strecke verhält sich zur größeren wie diese zur Gesamtstrecke. Vgl. *Ökologik*, 157ff. Dies ist eine mathematische Analogie zur hier vorgestellten Logik und Methode der dialektischen SUBSUMTION. IV, 4.

HANDELN: »Friedrich Heinrich Jacobi hat in seiner Schrift *Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung* (1811) das, was er für die wesentliche Aussage der Kantischen Philosophie hielt, so zusam-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 323

mengefaßt: ›Der Kern der Kantischen Philosophie ist die von ihrem tiefdenkenden Urheber zur vollkommensten Evidenz gebrachte Wahrheit: daß wir einen Gegenstand nur insoweit begreifen, als wir ihn in Gedanken vor uns werden zu lassen, ihn im Verstande zu erschaffen vermögen‹ (W III 351)« So M. Baum in einem Aufsatz über »*Erkennen und Machen in der ›Kritik der reinen Vernunft‹*. Jacobi spreche von einer Kantischen »Entdeckung«, die besage, daß wir nur das vollkommen einsehen und begreifen, was wir zu konstruieren imstande sind. Jacobi hat damit in der Tat einen Grundzug der Transzendentalphilosophie erfaßt, der oft übersehen oder vergessen wurde und der – neben dem Reflexionsgedanken – auch für diese Arbeit leitend ist: Transzendentalphilosophie ist *Handlungstheorie* in dem weiteren Sinn von *Vollzugstheorie.* Sie befaßt sich nämlich wesentlich mit den »Handlungen des Verstandes« und versucht alle Gehalte aus Bewußtseinsvollzügen zu (re)konstruieren. Zumal die KATEGORIEN können in ihrer Besonderheit nur als Vollzugsfiguren des reflektierenden Verstandes erfaßt werden.

Von diesem weiten Begriff der Handlungstheorie führt ein gerader Weg zu dem gegenwärtigen, durch Marxismus, Pragmatismus, Sprachpragmatik usw. geprägten Begriff: *Eigentliche Handlungen* sind solche Bewußtseinsvollzüge, die – leibhaft vermittelt – Wirklichkeit verändern, sei dies objektiv-physische, subjektive, interpersonale oder mediale Wirklichkeit (vgl. die Sinn-Elemente: IV,2). Eigentliche Handlungstheorie ist für die Grundlegung Kategorienlehre nur insofern von Bedeutung, als Reflexion als ein *interpersonales* Handeln verstanden werden muß, um in ihrer strukturellen (Vier-)Stufung einsichtig zu werden. Auch bedarf es der grundlegenden Einsicht in das Verhältnis von Handlung und Sprache, um die Kategorien als semantische Handlungen (PRÄDIKATIONEN) einordnen zu können. Die in diesem Buch neu interpretierten Kantischen Kategorien sind Sprach-Handlungen, jedoch nicht unmittelbar auf der pragmatisch-interpersonalen, sondern auf der semantischen Ebene, in der Bedeutungsdimension der Sprache.

HERMENEUTIK: Auslegungskunst, Interpretationskunst und deren Theorie, welch letztere sich seit dem Durchbruch des historischen

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 324

Bewußtseins entwickelte (zu Beginn des 19. Jahrhunderts F. Schleiermacher, an dessen Ende W. Dilthey). Der auszulegende SINN kann ein Text sein, aber auch Geschichte in sonstiger Überlieferung oder fremdes Bewußtsein – oder das eigene Bewußtsein, zu dem der Reflektierende in einer »hermeneutischen Differenz« (der durch Identität und Nicht-Identität gekennzeichneten Kluft zwischen Reflektierendem und Reflektiertem) steht. Alle geisteswissenschaftlichen Disziplinen bedürfen der Sinn-Hermeneutik, die nicht allein Text-Hermeneutik ist.

Transzendentalphilosophie bzw. Reflexionstheorie (als Weiterentwicklung der Kantischen Transzendentalphilosophie) kann als *universale Sinnhermeneutik* verstanden werden (vgl. Heinrichs 1970), d.h. als Auslegung von Sinn überhaupt, im primären Ausgang vom eigenen, aber immer schon in Begegnung stehenden (relationalen) Bewußtsein. Freilich müssen zum hermeneutischen Verständnis von Transzendentalphilosophie bzw. transzendentallogischem Verständnis von Hermeneutik die historisch festgefahrenen Gegensätze von logischem Strukturdenken und geschichtlichem Denken aufgehoben werden.

HISTORISMUS: E 2f; E II (Troeltschs Prognose) E 12f (versus STRUKTURALISMUS).

JUNKTOREN: logische Verbindungspartikeln, »Bindewörter« in der modernen Logistik. Nach der hier vertretenen These sind sie sämtlich (durch reflexionslogische Analyse der alltagssprachlichen Konjunktionen) als Verbindungen der ursprünglichen Prädikationsarten zu erweisen, stellen also kein Gegenargument gegen die Tafel von Kategorien bzw. Prädikationen mehr dar. VI.

KATEGORIEN: Seit Aristoteles die allgemeinen Arten von Prädikaten, die man Seiendem zuspricht, mit dem selbstverständlichen Anspruch auf reale Geltung (Seinsgeltung). Vgl. deren Aufzählung zu Beginn des Einleitungsessays. – Für Kant sind Kategorien keine solchen »reflektierten« Allgemeinbegriffe, sondern »reflektierende Begriffe« oder Operationsweisen, wie der gegebene Stoff der sinnlichen Empfindung und Anschauung vom Verstand bereits unbewußt verarbeitet wird, so daß uns die Erscheinungswelt (was immer es mit den »Dingen an sich« auf sich haben mag) immer schon kategorial geordnet erscheint. »Verstandesbegriffe« (= Kate-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 325

gorien) »enthalten nichts als die Einheit der Reflexion über die Erscheinungen« (B 367). Vgl. deren Tafel in II,4. – Weil die Kategorien somit »Reflexionsbegriffe« sind, wird in der vorliegenden Untersuchung an die vier Begriffspaare angeknüpft, die Kant unter dem Titel Reflexionsbegriffe nur stiefmütterlich behandelte (III,3). Mit Hilfe dieser fundamentalen Reflexionsbegriffe, die zunächst nur Titel der äußerlichen »Vergleichung und Unterscheidung« sind, werden die Kantischen Kategorien, als Weisen der inneren Reflexion und der sprachlichen Prädikation, korrigierend neu interpretiert. Damit ist der Unterschied zu den Aristotelischen Prädikatsarten mit zeitgenössischen Denkmethoden voll durchgeführt: statt Reflexionsprodukten (Allgemeinbegriffen) bei Aristoteles sprachliche Reflexions- oder Verbindungsarten bei Kant, von denen es nur eine begrenzte und konstante Anzahl gibt. Eine mit Kant vergleichende Übersicht findet sich in V, 3a.

Logik, formale und transzendentale: I,3; VI, 1-3.

Negation und Andersheit: IV,2 c; N. ist – anders als Kant dachte – in reflexionstheoretischer Sicht keine Kategorie, sondern überkategoriale Möglichkeit in allen Kategorien (Prädikationsarten); es werden vier verschiedene Negations-Typen unterschieden: V, 3 c.

Performation: Über die Schwierigkeiten und Unklarheiten der Sprachpragmatiker mit diesem (von John Austin als Gegenbegriff zu »konstativ« eingeführten) Ausdruck geben die linguistischen Wörterbücher hinreichend Auskunft. Im Vorhergehenden wird unter P. verstanden: der semantische Ausdruck (also die Explizitheit) des pragmatischen Sinnes eines Sprechaktes. Ein jeder Sprechakt hat pragmatischen Sinn (im Unterschied zu rein semantischen propositionen), doch nicht sagt jeder zugleich semantisch-ausdrücklich, welche Art von Sprechakt er sein will. Dies geschieht in solchen Zusätzen wie »Ich warne dich«, »ich verspreche dir« oder auch einfach »möglicherweise«, »wünschenswert«, »ich vermute«. Die Alltagssprache ist voll von solchen performativen, sprachregulierenden Elementen. Diese stellen eine eigene Gruppe von Prädikationen dar: hier »Modifikation/Performation« genannt.

Diese Prädikationsgruppe kann an die vierte Kategoriengruppe bei Kant zwanglos anknüpfen: an die *Kategorien der Modalität*

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 326

(Möglichkeit, Dasein, Notwendigkeit). Allerdings werden diese Kategorien, als normalsprachliche Prädikationsarten verstanden, entschieden erweitert. Zu ihrer Einteilung in 1. objektive, 2. subjektive Modifikation, 3. eigentlicher Performation, 4. modallogischer Performation siehe: V,2 d und V, 3 e.

PRÄDIKATION/PROPOSITION: Prädikation ist Verbindung von Wortbedeutungen zu Bedeutungsganzheiten: von Aussagen oder Propositionen. Proposition ist die Satzbedeutung, der logisch-semantische Gehalt von Sätzen im Sinn von pragmatischen »Setzungen«, d.h. *Sprachhandlungen*. Sätzen wie »Ich sehe dich«, »Sehe ich dich?« »O, sähe ich dich!« ist die semantische Aussage, der propositionale Gehalt, gemeinsam. Dieser propositionale oder SEMANTISCHE Gehalt hebt sich in dieser Variation deutlich vom PRAGMATISCHEN Sinn ab. Während »Proposition« auf den Gehalt, das Resultat der semantischen Verbindung abhebt, meint »Prädikation« gerade diese (erst semantische) Verbindungs-Handlung. Sie ist also ein *semantisches Handeln und als solches der Ort des Vergleiches mit den Kantischen Kategorien.* Diese werden im Vorhergehenden, unter Berücksichtigung der sprachphilosophischen Entwicklungen seit Kant, als sprachlich »greifbare« Prädikationsarten neu interpretiert. Die Prädikationsarten sind relativ unabhängig von der SYNTAKTISCHEN Ausdrucksstruktur, z.B. könnte »Ich sehe dich« auch einfach mit »Ah!« ausgedrückt werden. V, I d.

PRAGMATIK: Teilgebiet der SEMIOTIK, das den Namen vom amerikanischen Pragmatismus (gr. *pragma* = Handlung) herleitet. Nach Morris hat sie die Beziehungen der Zeichenbenutzer (Sprecher) zu den (Sprach)Zeichen zum Gegenstand. Nach hier vertretener Auffassung läuft diese Definition auf »Handlungstheorie« im weiten Sinn von »Vollzugstheorie« hinaus, ist also zu weit, um die Pragmatik von den anderen Gebieten der Semiotik, die *alle* vollzugstheoretisch (= transzendentalphilosophisch!) behandelt werden müssen, zu unterscheiden. 11,3. Daher der genauere, *spezifische Begriff von Pragmatik*: Beziehung der Zeichenbenutzer (Sprecher) vermittels der Zeichen, also die interpersonale Beziehung als zeichenvermittelte. Und nur in dieser Hinsicht und Dimension stellt Sprache eigentliches HANDELN dar. *Sprachpragmatik ist also die Betrachtung der Sprache als interpersonales Handeln*. V,1 c.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 327

Im Pragmatikboom der sechziger und siebziger Jahre wurde die Pragmatik als umfassendste (das Gesellschaftliche umfassende und erfassende), logisch höchste Sprachdimension angesetzt. Dies beruht m. E. auf Irrtümern: Sprachregeln sind nicht unmittelbar Gesellschaftsnormen. Die syntaktische Ausdrucksdimension reflektiert auch das Pragmatisch-Gesellschaftliche an der Sprache, die als ganze ein Meta-Handeln darstellt. V,1 b.

Reflexion: erkennender und handelnder Rückbezug eines Subjekts auf sich, beim menschlichen Subjekt ist sie »reditio completa«, d.h. *Selbstreflexion* (während man beim tierischen Bewußtsein von »reditio incompleta« sprechen kann). Als ausdrückliche R. stellt sie einen *nachträglichen Rückbezug* auf sich selbst dar, der aber *die implizite, gelebte und konstitutive Reflexion* als seine »Bedingung der Möglichkeit« voraussetzt. Was von den Kritikern dieser »Reflexionstheorie des Selbstbewußtseins«, die hier einen schlechten Zirkel sehen wollen, übersehen wird. Die Reflexionstheorie des Selbstbewußtseins stellt eine wissenschaftliche Ausprägung dieser nachträglichen Reflexion dar, die konsequente Durchführung der »transzendentalen Reflexion«, wie Kant sie erstmals nannte.

Zu unterscheiden sind: die *nachträglich-ausdrückliche* R., wie sie (auf mehr oder weniger methodische Weise) in der Philosophie geschieht, von der *unausdrücklich-gelebten,* die für das Bewußtseinsleben selbstbewußter Wesen grundlegend ist, ja konstitutiv ist. Die »Lebenswelt« (Husserl) eines Subjekts ist selbst durch und durch reflexiv, nicht erst die objektivierende (nachträglich-ausdrückliche) R. Diese wesentliche Unterscheidung wird leider zu selten getroffen. I,2.

Die *transzendentalphilosophische* R. muß unterschieden werden einerseits von der *psychologischen* R., die sich auf Vollzüge wie auf empirisch-seinswissenschaftliche Fakten richtet, anderseits von der *logischen* R., die sich formalwissenschaftlich auf Gehalte in ihrer Gegebenheit richtet. Transzendentalphilosophisch ist allein die R. auf die *Einheit von Vollzug und Gehalt*, somit auf die Genese der Gehalte bzw. auf den Geltungsgehalt der Vollzüge gerichtet. Transzendentalphilosophische Reflexion ist, entgegen einem häufigen Mißverständnis, nicht bloß Subjektreflexion, sondern R. auf Relationen. I,2.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 328

Bei Kant (und trotz der Ansätze von Interpersonalitätstheorien im ganzen Deutschen Idealismus) wird grundlegend die Subjekt-Objekt-Beziehung reflektiert, noch nicht die Subjekt-Subjekt-Beziehung als solche. IV,1 c. Der Begriff der *praktischen R.* ergibt sich aus der Betrachtung der Interpersonalität, die wesentlich ein Verhältnis wechselseitiger ineinander verschränkter Reflexionen von reflexionsfähigen Instanzen (Subjekten oder Personen) darstellt. R. heißt als praktische: Aufnahme der Intentionalität des anderen in die eigene Intentionalität und Bezugnahme darauf. IV, 2 b.

Die begrenzte *Stufenfolge von vier grundsätzlich verschiedenen Reflexionsschritten* wird sich nur aus dem Zusammenhang der praktischen R. stringent aufweisen lassen. IV, 2 u. 3.

Reflexionsbegriffe: An dieser Stelle sei – zugleich mit der folgenden Primärinformation, was R. sind – das meiner Auffassung in diesem Punkt entsprechende Urteil eines hervorragenden Kategorien-Denkers aus dem 20. Jahrhundert zu Kants Reflexionsbegriffen im Verhältnis zu den Kategorien nachgetragen, auf das mich Frau Prof. Ingeborg Heidemann nach Abschluß dieser Arbeit hinwies:

»Wenn man von den Obertiteln (der Kategorien, J. H.) absieht, also von Quantität, Qualität, Relation und Modalität, so findet man in der Kantischen Tafel keine Fundamentalkategorien. Seine Kategorien sind dafür zu speziell. Man fragt sich unwillkürlich, wie das möglich ist. (…) Dazu aber kommt, daß Kant diejenigen Elementargegensätze, die er deutlich erkannte und deren Fundamentalstellung er sehr wohl einsah, als zwiespältig oder ›amphibolisch‹ und deswegen als gefährlich im Verstandesgebrauch empfand. Die Gefahr, die ihm vorschwebte, ist natürlich die des spekulativen Denkens. Er gab ihnen daher nicht die Stellung konstitutiver ›Verstandesbegriffe‹, sondern die unverbindliche Stellung bloßer ›Reflexionsbegriffe‹. – Das ist nun ein starkes Stück, wenn man bedenkt, daß es sich um **offenkundige Fundamentalkategorien** handelt. Es sind keine geringeren als:

1. Einstimmigkeit und Widerstreit,
2. Einerleiheit (Identität) und Verschiedenheit,
3. Inneres und Äußeres,
4. Form und Materie.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 329

Von diesen Gegensatzkategorien machte Kant ausgiebigen Gebrauch; der Aufbau seiner Kritik ist ohne sie gar nicht zu denken« (Nicolai Hartmann, *Der Aufbau der realen Welt. Grundriß der allgemeinen Kategorienlehre*, 209f.).

Hartmanns eigene »Kategorialanalyse« überzeugt indessen nicht voll. Sie geht an Transzendentalphilosophie als Reflexionstheorie sowie an den sprachtheoretischen Entwicklungen des vorigen Jahrhunderts vorbei. Doch seine Einschätzung der Kantischen Reflexionsbegriffe wird im Vorstehenden soweit geteilt: Was Kant als *bloße Kontrollbegriffe der ausdrücklichen Reflexion* erschien, macht den eigentlichen, zeitüberdauernden Kern seiner Kategorienlehre aus (III,3 u. IV,3), sofern man diese Begriffe der äußeren Reflexion als Strukturen der innerlich gelebten (konstitutiven) Reflexion erfaßt.

Reflexionstheorie: Transzendentalphilosophie Kantischer Prägung ist von Anfang an und wesentlich R. im weiteren Sinn, insofern »nicht sowohl Gegenstände, sondern unsere Erkenntnisart von Gegenständen« (B 25) untersucht werden. Jedoch bleibt Reflexion mit ihren Strukturen bei Kant als *Denkform* im Hintergrund, sie wird noch nicht der zentrale *Denkinhalt*, wie es bei Fichte und Hegel geschieht.

Hegel setzt sich von den »Reflexionsphilosophen« Kant, Fichte, Schelling, Reinhold usw. ab, weil von ihnen Reflexion zwar thematisiert wurde, jedoch als bloß subjektzugehörige, der Sache äußere. Dies ließ lange übersehen, in welchem Maße Hegels Dialektik selbst Reflexionstheorie darstellt. Das konsequente Thematisieren der **Reflexion als Denkform und -inhalt der Philosophie** kann als Weiterentwicklung von Transzendentalphilosophie, aber auch der Hegelschen Dialektik betrachtet werden. So wird der Titel »Reflexionstheorie« von Gotthard Günther und in meinen eigenen Schriften verwandt. (Auf unklare Weise sehe ich ihn verwendet und entlehnt in dem Buch *Reflexionstypologie* von Wolfgang Marx, Berlin 1984.)

Dieter Henrich spricht im Hinblick auf Kant und Hegel von einer »Reflexionstheorie des Selbstbewußtseins«, womit gesagt sein soll, daß Selbstbewußtsein für diese Philosophen nicht allein der Selbstreflexion fähig, sondern durch diese allererst konstituiert

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 330

wird. Dem ist m.E. zuzustimmen, nicht aber den Thesen Henrichs, daß dies systematisch nicht haltbar sei und daß es Fichtes »ursprüngliche Einsicht« gewesen sei, die Konstitution des Selbstbewußtseins durch Selbstreflexion als zirkelhaft zu durchschauen. Seine systematische These scheint mir auf einer **Verwechslung** der gelebten mit der nachträglich-objektivierenden Reflexion zu beruhen. Richtig ist wohl, daß sich Selbstbewußtsein durch keinerlei nachträgliche, willentliche Reflexionsakte produzieren ließe – die es zudem bereits voraussetzen. Doch eben dies, daß jede willentliche Selbstreflexion (deren Möglichkeit H. nicht bestreitet) Selbstbewußtsein bereits als selbstreflektiertes (als Bedingung der Möglichkeit) voraussetzt, scheint übersehen. Schon Kant spricht von der »Unbequemlichkeit« dieses Zirkels (B 404), was Hegel als die Unbequemlichkeit des Ich-Seins ironisierte und was Henrich bequemer- und fatalerweise leugnen möchte.

Rekonstruktion: das methodische Wechselspiel zwischen Empirischem (genauer: dem in phänomenologischer Einstellung Gegebenem) und Begrifflichem, ein systematischer Dialog zwischen Erfahrung und Begriff. R. stellt einen mittleren Weg zwischen begrifflicher Deduktion und empirischer Induktion dar, besser: deren Synthese.

Auch Kant ging einen Weg zwischen Rationalismus und Empirismus, ohne daß man bei ihm von R. sprechen könnte. Denn Kant wollte zunächst einmal das Apriorische in der Erfahrungserkenntnis erheben. Der nächste Schritt wäre: von ersten gesicherten Grundbegriffen einerseits mehr an Erfahrung zur begrifflichen Sprache zu bringen, *anderseits das Begriffliche erfahrungshaltig selbst zu erweitern.* Hegel – oft als rein deduktiv verschrien – hatte die R. zu seinem Methodenprinzip erhoben (wörtlich in seiner allerletzten Schrift, der Vorrede zur Neuauflage seiner *Wissenschaft der Logik*: Bd. 1, 19). Dies wurde nur in wenigen Hegel-Interpretationen wahrgenommen – obwohl zumindest Hegels *Phänomenologie* offensichtlich ein durch und durch rekonstruktiv gemeintes Werk ist. Heute feiert »Rekonstruktion« modische Hochkonjunktur – vom Spätkapitalismus bis zum Untergang der Titanic wird alles rekonstruiert – , hat dabei jedoch meist seinen methodologischen Anspruch verloren.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 331

Um diesen Anspruch zu verdeutlichen: »Gedanken ohne Begriffe sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind«, heißt es bei Kant. »Daher ist es ebenso notwendig, seine Begriffe sinnlich zu machen (d.i. ihnen den Gegenstand in der Anschauung beizufügen), als seine Anschauungen verständlich zu machen (d. i. sie unter Begriffe zu bringen)« (B 75). Was Kant hier als ein Miteinander von Sinnlichkeit und Verstand faßt – die griffig weitergereichte Formel lautet: *Begriffe ohne Anschauung sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind* –, das kann allgemeiner für alle Erfahrung und strenger für viele Begriffe verstanden werden, die überhaupt nur durch Berufung auf Erfahrung, also *nicht rein a priori* gebildet werden können, *ohne doch bloße empirische Abstraktionsbegriffe zu sein*. Deshalb heißt es bei Hegel bezeichnenderweise nicht: Anschauung »unter Begriffe bringen«, sondern Erfahrung, persönliche und geschichtliche, »**auf den Begriff bringen**« (Vorrede zur *Phänomenologie des Geistes*). Rekonstruktive Methode ist bei Hegel untrennbar verbunden mit dem Fortschreiten durch »bestimmte Negation«: nur aufgrund von Erfahrung kann die Bestimmtheit der Negation eines Negationsschrittes artikuliert werden.) Das Begriffliche wird so nicht als fertiges Fächersystem verstanden, unter das Anschauung eingeordnet, umfangslogisch subsumiert werden kann, sondern: *das Begriffliche kann sich selbst weitgehend erst durch die Erfahrung, diese auf den Begriff bringend, etablieren.* Erst dieses Verfahren, als methodisches, ist ein im strengeren Sinn rekonstruktives. Im Vorhergehenden gilt in systematischen Passagen durchwegs dieser strenge Sinn von R. – IV,2 c; IV, 4; V; VI.

So kann man z.B. die Methode dialektischer SUBSUMTION nicht *schematisch* handhaben (wie stets die argwöhnen, die nie mit begrifflicher und zugleich erfahrungshaltiger Konsequenz rekonstruktiv gearbeitet haben). Die schematische Komponente stellt lediglich ein Suchbild, z.B. für die sechszehn aufgeführten Prädikationsarten und deren weitere Untergliederung, dar. Um vom Suchbild zur Benennung der Prädikationsarten zu kommen, bedarf es des ebenso genauen wie phantasievollen, kurz schöpferischen Hin und Her zwischen sprachlichen Phänomenen und begrifflichem Suchbild.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 332

Relativismus besteht nicht darin, Wahrheit *relational* aufzufassen, d.h. von vielfachen Bezügen abhängig (nicht nur vom Objektbezug als Richtigkeit und Offenbarkeit, auch vom Subjektbezug als Wahrhaftigkeit, auch vom interpersonalen Bezug als Angemessenheit an den Hörer, auch als Kohärenz und Offenheit für das Ganze; vgl. den *Exkurs über Wahrheit* in der *Sprachtheorie* des Verfassers). Ein Relativist geht im Gegenteil von einem nicht-relationalen und absoluten Verständnis »der« Wahrheit aus, als müßte man sie unveränderlich haben können – leugnet jedoch dieses vorgebliche Ideal als unrealisierbar. Das heißt, R. ist *ein resignierter Dogmatismus*.

Seinen Hauptsatz: »Es gibt keine Wahrheitserkenntnis« äußert ein relativistisch denkender Mensch nicht direkt, weil er den Widerspruch zwischen Vollzug und Gehalt, zwischen implizitem und explizitem Gehalt dieser Aussage selbst bemerken müßte, sondern ungreifbar-unausdrücklich. Diese Ungreifbarkeit macht ihn unangreifbar – zumal der Relativist das Vertreten von Behauptungen aufgeklärt lächelnd den anderen überlassen kann. Was ihn vom Skeptiker unterscheidet, gegen den Kant als Zwillingsbruder des Dogmatikers seine »kritische« Haltung und Vorgehensweise setzt, scheint die Universalität und vor allem das stillschweigende (negativ universale) Behaupten. Als heute aktuelle und »gebildete« Formen des R. werden im Einleitungsessay der Historismus sowie der Sprachrelativismus *(E 16) gezeichnet.*

Semantik: das Teilgebiet der Semiotik, das sich mit den objektiven, d.h. nicht vollzugs- und situationsabhängigen Bedeutungen der Worte und ihrer Verbindungen, der Sätze, befaßt. Nicht unmittelbar der Sachbezug steht zur Untersuchung (dies wäre Sache der semiotischen Sigmatik), sondern die Beziehung zwischen Zeichenträger, z.B. Wortlaut oder Wortbild, und allgemeiner Bedeutung. Das Lexikon ist der Prototyp einer semantischen Sprachbetrachtung, allerdings auf Worte begrenzt, nicht auf die unendlich vielen sinnvollen Kombinationen zu Sätzen. Erst wenn ein Wort (z.B. »Hund«) oder ein Satz (»Sieh mal den Hund!«) situativ eingebettet ist, bekommt er *sigmatische* Bedeutung, d.h. Bezug auf einzelnes Bestimmtes, und *pragmatische* Bedeutung als Sprachhandlung: »Ich freue mich über den Hund/Ich fürchte mich

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 333

vor dem Hund!« Kants Frage nach Kategorien ist eindeutig auf der semantischen Ebene angesiedelt: als Frage nach den Funktionen der Verbindung elementarer Bedeutungen (»Vorstellungen« zu Vorstellungsverbindungen. – Die Unterscheidung von Semantik und Sigmatik fand sich bisher, soweit ich sehe, nur im Umfeld des DDR-Philosophen Georg Klaus, Mitherausgeber des *Philosophischen Wörterbuchs*. Vgl. dort *Semantik, Semiotik, Sigmatik*«

SEMIOTIK: allgemein interdisziplinäre Zeichentheorie, teilweise als philosophische Diziplin, erstmals in neuerer Zeit bei Ch. W. Peirce. Von mir verstanden als philosophische Sinnprozeßlehre, im Unterschied zur einer Sinngehaltlehre (HERMENEUTIK). Sie umfaßt die reflexiv aufeinander aufbauenden Stufen: Handlung, Sprache, Kunst, Sinnpartizipation (Mystik). Die semiotische, also zeichentheoretische Lektüre (und Korrektur) Kants beginnt bei der Unterscheidung von sinnlich-gegenständlichen und sinnlich-sinnhaften Erscheinungen; letztere sind Zeichen und sprengen, vor allem als Sprachzeichen, eigentlich Kants Erkenntnistheorie, auch wenn Kant manche nützlichen Bemerkungen über Zeichen macht. IV,1 d. – Semiotischer Sprachbegriff: V,1 b; die semiotischen Dimensionen: Sigmatik, Semantik, Pragmatik, Syntaktik: V,1 c. Die Vierfachheit findet sich sonst nur bei G. Klaus, jedoch in anderer Reihenfolge und ohne reflexionstheoretische Begründung der Hierarchie.

SINN: Zu unterscheiden ist zunächst der *methodische* Sinn-Begriff vom *existentiellen* (Sinn als Erfüllung von Handlungen, von Lebensvollzügen, des Lebens und der Wirklichkeit überhaupt). Um über letzteren überhaupt philosophisch-methodisch reden zu können, muß auf den methodischen Sinn-Begriff zurückgegangen und später die Verbindung zum existentiellen hergestellt werden. In unserem erkenntnistheoretischen Zusammenhang kommt nur der methodische in Betracht: *Bewußtseinsvollzüge mit ihren Gehalten; die dialektische Gegensatz-Einheit von Vollzug und Gehalt.* IV,2 a.

»Denn es kann doch jeder, wenn er sich nur besinnen will, innewerden, daß schlechthin alles Sein ein *Denken* oder *Bewußtsein* desselben setzt: daß daher das bloße Sein immmer nur die eine Hälfte zu einer zweiten, dem Denken desselben, sonach Glied einer ursprünglichen und höher liegenden Disjunktion ist,

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 334

welche nur dem sich nicht Besinnenden verschwindet … Dies nun entdeckte Kant und wurde dadurch der Stifter der *TranszendentalPhilosophie*« (J. G. Fichte, S.W. X, 95f). Obwohl das Wort »Sinn« bei Kant kaum eine Rolle spielt, ist Fichte zuzustimmen, daß der Sinn-Begriff der charakteristische und umfassendste Einheitsbegriff der Transzendentalphilosophie darstellt. »Das gerade ist die Wurzel und das innigste Wesen des Organs zur Philosophie, daß Ihnen schlechthin angemutet wird, *Sinn zu haben für den Sinn,* als schlechthin etwas anderes, denn alles Mögliche, was *genommen* wird in einem Sinn« (ders., S.W. IX 153).

Sinn-Medium: der »Sinnraum«, in dem Handeln und Begegnung stattfinden; als aposteriorisches S.: Sprache, Kultur, soziale Normen und Institutionen, auch die religiösen Sinnwelten, sofern sie geschichtlich-sozial sind; als S. a priori: das intersubjektive »Apriori der Kommunikationsgemeinschaft« (K.-O. Apel), je subjektiv betrachtet der Horizont menschlichen Erkennens und Wollens überhaupt, der Alles-Gedanke.

Als Beziehungseinheit der gegensätzlichen, aber unabtrennbar aufeinander bezogenen Momente Vollzug und Gehalt ist der Sinn-Begriff nicht auf anderes rückführbar. Das gilt insbesondere für die unbegrenzte Grenze, den »Horizont« menschlichen Denkens, der sich in der Fähigkeit manifestiert, den Gedanken »Alles« denken zu können. Verführerisch und kompromittierend ist der Versuch, diesen umfassendsten Gehalt, der aufschlußreich ist für das Wesen, das ihn vollzieht, aus dieser Gegensatz-Einheit von Gehalt und Vollzug herauszulösen und erneut mit dem Grundbegriff der antiken und mittelalterlichen Philosophie, »Sein«, ineinszusetzen, wie es bei Heidegger und in der transzendentalen Scholastik z.B. bei J. B. Lotz, E. Coreth, M. Müller, B. Welte usw. geschieht. Der von mir vorgeschlagene Begriff Sinn-Medium will zwar ebenso wie der »klassische« Seinsbegriff den universalen Horizont menschlichen Denkens und Wollens kennzeichnen, jedoch eine vorschnelle, undialektische (d.h. nicht reflexionslogische und methodisch gesicherte) Ontologisierung des Mediums zu einem allumfassenden »Urstoff« Sein vermeiden. Der »mediale« Inbegriff von Einheit ist relational und formal, keine materiale Seins-Einheit.

Auf diese Weise wird Kants Bruch mit dem Dogmatismus der Seinsphilosophien nicht rückgängig gemacht. Das folgende Zitat

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 335

belegt zudem, daß der Horizont-Begriff kein historistisches, sondern ein Kantisches Erbe ist: »Der Inbegriff aller möglichen Gegenstände für unsere Erkenntnis scheint uns eine ebene Fläche zu sein, die ihren scheinbaren **Horizont** hat, nämlich das, was den ganzen Umfang derselben befaßt und von uns der Vernunftbegriff der unbedingten Totalität genannt worden. Empirisch denselben zu erreichen, ist unmöglich, und nach einem gewissen Prinzip ihn a priori zu bestimmen, dazu sind alle Versuche vergeblich gewesen. Indessen gehen doch alle Fragen unserer reinen Vernunft auf das, was außerhalb diesem **Horizonte** oder allenfalls auch in seiner Grenzlinie liegen möge« (B 787f).

Im Gedankengang des Buches wird das Sinn-Medium, durchaus zunächst identisch mit dem »Vernunftbegriff der unbedingten Totalität« nicht nur als *subjektiver* Horizont, sondern als *intersubjektives* Zwischen oder Kommunikations-Medium verstanden. Es erlangt dadurch auf (nach-)transzendentalphilosophischem Niveau einen onto-logischen Status. Dagegen scheint Apel »Apriori der Kommunikationsgemeinschaft« nur ein Denk-Apriori zu sein. Was aber Bedingung der Möglichkeit für die real vollzogene Intersubjektivität ist, kann selbst nicht irreal, bloß gedacht, sein. Auf der anderen Seite stellt das reale Sinn-Medium als solches nichts seinshaft Allumfassendes dar, sondern ist ein »expandierendes Sinn-Universum«. IV,2 d.

Struktur/Strukturalismus: E, Teil 3 passim.

Subsumtion, *dialektische* im Unterschied zur gewöhnlichen, *umfangslogischen:* IV,4. – Die umfangslogische Subsumtion als Prädikationsart: V, 2 a. – Der Ausdruck »dialektische Subsumtion« ist von mir eingeführt bzw. vorgeschlagen. Der Sachverhalt, den man unscharf mit »Durchdringungsverhältnis«, besser schon englisch als »interpenetration« (Talcott Parsons) verschiedener Dimensionen anzuzielen pflegt, wird mehr oder weniger ausdrücklich bei Fichte, Schelling und Hegel thematisiert, bei Kant nur in Ansätzen. Man kann sich fragen, ob es gut ist, für zwei so grundverschiedene Zusammenhänge wie dialektische und umfangslogische S. denselben Ausdruck zu wählen. Allein, es besteht eine sachliche, innere Analogie und daher Verwechselbarkeit zwischen der Einordnung eines Einzelfalls unter ein Allgemei-

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 336

nes (umfangslogische S.) und der *inneren Gliederung eines Besonderen (zu Einzelnem) nach den Momenten des Allgemeinen,* die formal die Unterordnung des Allgemeinen unter das Besondere ist (dialektische S.). Die Namensgleichheit stellt eine Beziehung her, die ohnehin besteht – und fordert zur Klarstellung des Unterschiedes heraus, wie das bei vielen gleichlautenden, analogen Begriffen der Fall ist. Doch über Benennung ließe sich verhandeln – wenn nur der Sachverhalt (der dialektischen S.) selbst in seiner Tragweite und seinem methodischen Anspruch erkannt würde. Davon ist man bei der verwaschenen Rede von »Durchdringung« : (der Momente oder Dimensionen, z.B. der semiotischen) weit entfernt. Am nächsten kommt der dialektischen S. die Analogie des FRAKTALEN

SYNTAKTIK: Teilgebiet der SEMIOTIK, die sich (nach Morris' Definition von 1938) mit der Dimension der Verbindung der Zeichen untereinander befaßt. Unter transzendentalphilosophischen (vollzugs- und reflexionstheoretischen) Ansprüchen muß aber auch diese Dimension von »Handlungen des Bewußtseins«, also vollzugstheoretisch, begriffen werden. Auf diese Weise rückt sie von der scheinbar untersten Stufe der semiotischen Dimensionen (bei Ch. W. Morris, in seinem Gefolge unbefragt bei den meisten Semiotikern) auf zur höchstreflektierten. Sie ist es, in der die Sprache als Meta-Ausdruckshandeln ihren systemischen Abschluß findet: *sich selbst reflektiert.* Vgl. zu den Irrtümern des Pragmatikbooms: PRAGMATIK. Die *syntaktische Ausdrucksstruktur* hat ihre eigene (in diesem Buch nicht zu entfaltende) Logik und »transzendentale Grammatik«, darf aber nicht verwechselt werden mit der *logischen Tiefenstruktur,* die in der SEMANTISCHEN Dimension liegt. – Neueres Beispiel für traditionell-historistische Kritik an Kants Kategorienprogramm aufgrund Verwechslung bzw. Ignoranz der semiotischen Dimensionen, nämlich der Tatsache, daß die Kategorien auf der semantischen Ebene anzusetzen sind, nicht auf der syntaktischen: V,1 d. Die Verbindung von Bedeutungsgehalten als solchen ist semantische Prädikation, unabhängig von syntaktischen Formen, d.h. Verbindungen auf der Zeichen- und Ausdrucksebene.

SYSTEM/SYSTEMATIK: E, Teil 3; I,I–4.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 337

TOPIK: »Man kann jeden Begriff, einen jeden Titel, darunter viele Erkenntnisse gehören, einen *logischen Ort* nennen. Hierauf gründet sich die *logische Topik* des Aristoteles, deren sich Schullehrer und Redner bedienen konnten, um unter gewissen Titeln des Denkens nachzusehen, was sich am besten für seine vorliegende Materie schickte, und darüber, mit einem Schein von Gründlichkeit, zu vernünfteln oder wortreich zu schwatzen. – Die transzendentale Topik enthält dagegen nicht mehr, als die angeführten vier Titel aller Vergleichung und Unterscheidung, die sich dadurch von Kategorien unterscheiden, daß durch sie nicht der Gegenstand (…), sondern nur die Vergleichung der Vorstellungen (…) in aller ihrer Mannigfaltigkeit dargestellt wird« (B 324f). – Gemeint sind mit den vier Titeln die REFLEXIONSBEGRIFFE. Diese behalten ihre Gültigkeit als transzendentale Topik auch in der hier vorgestellten Systematik: sie artikulieren die fundamentalen vier REFLEXIONSSTUFEN, die sich nach der Methode dialektischer SUBSUMTION vervielfältigen lassen. IV, 4.

TRANSZENDENTAL: Vgl. I, 1 bis 4, wo Kants berühmte Definition von t. ausführlich erörtert wird. Ursprünglich ist t. für Kant ein Begriff für seine neue reflexive und vollzugstheoretische *Methode,* Begriffe in ihrer Genese aus Vollzügen und als Prinzipien anderer Erkenntnis zu erfassen. Hier eine ergänzende Definition: »Ich verstehe unter einer *transzendentalen Erörterung* die Erklärung eines Begriffes, als eines Prinzips, woraus die Möglichkeit anderer synthetischer Erkenntnisse a priori eingesehen werden kann« (B 40). Hier also der (für Kant selbst allerdings einseitige, weil die Anschaung außen vor lassende) Aspekt einer Grundlegung von »Kunst der Begriffe«. Dieser Methodenbegriff wird von ihm selbst stillschweigend auf die *Inhalte* übertragen, mit der sich diese Methode befaßt, so daß von transzendentalen Begriffen, Ideen usw. die Rede ist. Das heißt: Nicht allein die untersuchende (ausdrücklich reflektierende), sondern auch die untersuchte (reflektierte) Erkenntnis wird t. genannt.

Urteil. Siehe die III, 3 (Schluß) zitierte Definition oder Analyse Kants in B 93f.: die einheitsstiftende Vorstellung über primäre Vorstellungen, »die Funktion der Einheit unter unseren Vorstellungen«. – Zu bemerken ist an dieser Urteilsauffassung, daß sie –

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 338

in moderner Betrachtung der SEMIOTISCHEN Sprachdimensionen – eine SEMANTISCHE ist, im Unterschied zur pragmatischen Urteilssetzung, zur Behauptung.

VERMÖGENSTHEORIE: der Versuch, erkenntnistheoretische Sachverhalte durch die Unterscheidung verschiedener Erkenntnisvermögen (hauptsächlich sinnliche Anschauung, Verstand, Einbildungskraft, Vernunft) zu erklären (III, 1). Außerdem unterscheidet Kant als »Gesamte Vermögen des Gemüts« neben dem Erkenntnisvermögen: das Begehrungsvermögen (Thema der *Kritik der praktischen Vernunft*) und das Gefühl der Lust und Unlust (Thema der *Kritik der Urteilskraft*). Da etwaige Vermögen nur von ihren Wirkungen, den Gehalten, her zu erschließen sind – es sei denn, man betrete fragwürdige erkenntnispsychologische Wege -, wird hier postuliert, die sogenannten Vermögen als durch ihre Produkte unterscheidbare *Stufen eines einzigen Grundvermögens,* der Fähigkeit zur Selbstreflexion unter Einbeziehung von Andersheit (zum Selbstbezug-in-Fremdbezug) zu rekonstruieren – statt argumentativ von ihnen als geheimnisvollen Kräften auszugehen. Diese Kritik richtet sich zwar auch an Kant selbst, mehr jedoch gegen Interpreten, die seinen Versuch, Vermögen zu unterscheiden, unbefragt als Argumentationsbasis hinnehmen (IV, 2 i).

VERNUNFT/VERSTAND: Verstand im weiten Sinne meint bei Kant das ganze intellektuelle Erkenntnisvermögen des Menschen, lediglich der Sinnlichkeit entgegengesetzt. Im engeren, terminologischen Sinn ist *Verstand* das »Vermögen zu urteilen« (B 94) und »Vermögen der Regeln« oder »Vermögen der Einheit der Erscheinungen vermittels der Regeln« (B 359), mithin grundlegend das Vermögen der Kategorien.

Vernunft heißt bei Kant, wo sie terminologisch vom Verstand abgesetzt ist, das Vermögen der Schlüsse sowie der Ideen, das heißt die Fähigkeit, die unendlichen oder unbedingten Inbegriffe der empirischen Erscheinungen schlußfolgernd zu »vernehmen«. »Da nun das *Unbedingte* allein die Totalität der Bedingungen möglich macht (…), so kann ein reiner Vernunftbegriff überhaupt durch den Begriff des Unbedingten, sofern er einen Grund der Synthesis der Bedingungen enthält, möglich werden. Soviel Arten des Verhältnisses es nun gibt, die der Verstand vermittels der Kategorien

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 339

sich vorstellt, soviel reine Vernunftbegriffe wird es auch geben« (B 379). Gemäß den drei Urteils-Relationen (kategorisch, hypothetisch und disjunktiv) gibt es die drei Klassen der Vernunftideen: 1. der des denkenden Subjekts oder die *psychologischen Ideen,* 2. der Einheit der Reihe der Bedingungen der Erscheinung oder die *kosmologischen Ideen,* 3. die unbedingte Einheit aller Gegenstände des Denkens überhaupt oder die *theologische Idee* (B 391f). Gegenstand der »transzendentalen Dialektik« ist, zu zeigen, wie ein falscher Schein von Erkenntnis entsteht, wenn man diesen Ideen objektive Realität zuschreibt, während sie mit Recht nur *regulative Bedeutung* für die Erkenntnis haben.

Kurz: im theoretischen Bereich, anders als im praktisch-sittlichen, hat die Vernunft nur *regulativen,* der Verstand allein *konstitutiven* Erkenntniswert. Dabei liegt allerdings die Prämisse zugrunde, daß die einzig sinngebende Anschauung und Erfahrung des Menschen die sinnliche ist.

Wertung/wertende Zuschreibung ist die Gruppe der Prädikationen, die am stärksten von ihrer Entsprechung in Kants Kategorientafel, nämlich Kants Qualitätskategorien, abweichen. Vgl. die Übersicht in V, 3 a. (Die ausgeschiedenen Qualitätskategorien – Realität, Negation, Limitation – erfahren als überkategoriale Handlungsalternativen des Urteilens mehr als volle Berücksichtigung außerhalb der neuen »Kategorientafel«: V, 3, c!) In der Aufnahme der »wertenden Zuschreibung« unter die Kategorien oder Prädikationsarten liegt in der Tat die bedeutendste kategoriale Abweichung und Ausweitung: Werturteile stellen eine ebenso originäre, gleichursprüngliche Form des Urteilens (Prädizierens) dar wie subsumierende oder relationierende Urteile und die Modifikation (s. Performation). Diesen für traditionelle Logiker besonders heiklen Punkt kann allerdings jeder Sprecher leicht verifizieren. Andernfalls wäre es gar nicht möglich, sinnvoll ein Urteil auszuspechen wie: »Dies ist ein heikler Punkt.«

Zusatz/Zusammenfassung: Nach Abschluß dieser Untersuchung (1. Auflage 1986) wurde mir eine 1980 erschienene Dissertation bekannt, die zu einschlägig und zu qualifiziert die Urteils- und Kategorientafel Kants bedenkt, als daß ich sie wissentlich übergehen wollte: Alfred Philipp König, *Denkformen der Erkenntnis. Die*

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 340

Urteilstafel Kants in der Kritik der reinen Vernunft und in Karl Leonard Reinholds Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Erkenntnisvermögens. – Der Blick auf das Resultat seiner Arbeit erweist sich zur Zusammenfassung meiner eigenen Ergebnisse, durch Kontrast, geeignet.

Königs Untersuchung über Kant und den sicher unterschätzten, auch hier zu wenig berücksichtigten Karl Leonard Reinhold (1757-1823) kommt zum Fazit: Kants Kategorientafel sei von der Tafel der Urteile abhängig, und diese sei eine formallogische, für welche die »Tafelstruktur« und Anordnung unwesentlich sei. »Das heißt in der Konsequenz, daß, um mit der modernen Logik zu sprechen, ein beliebiger Kalkül zur Gewinnung logischer Bestimmtheiten benutzt werden kann, ohne deshalb den Duktus der metaphyischen wie der transzendentalen Deduktion anzutasten; dies trägt der Unabhängigkeit formallogischer Reflexion, wie sie der Leitfaden-Idee der metaphysischen Deduktion Kants zugrundeliegt, Rechnung. **Die andere Alternative nimmt die Urteilstafel in ihrer spezifischen Ausprägung ernst; es stellt sich dann die Aufgabe, diese Ausprägung allgemeingeltend zu begründen.** Den ersten Weg geht Kant, den zweiten **Reinhold** (…). Der andere Weg, der der Begriffslogik Reinholds, der die Struktur der Tafel deduziert, ist im deutschen Idealismus mit dem Hegelschen System bis zum Ende gegangen worden. Insoweit Hegel bis in die Gegenwart wirkt, ist daher auch die Deduktion begrifflicher Formen aktuell. Aber auch hier ist inzwischen die **Methode** jener Deduktionen in der Diskussion, nicht die historisch gewordenen Gestalten, die aus ihnen entstanden sind – gerade für die Fraktionen des Hegelianismus, die den Schwerpunkt auf Hegels Logik legen. Beide Alternativen der Rezeption der Urteilstafel als Ausprägungen von Denkformen in einem Erkenntnismodell laufen daher auf dasselbe Resultat hinaus: Die Urteilstafel ist überholt, die jeweilige Problematik ihrer Entstehung hat jedoch in ihrer Bedeutung auch für die Philosophie der Gegenwart nichts verloren« (142).

Die Alternativen werden erfreulich klar. Woher aber weiß König, daß der »andere Weg« tatsächlich »bis zum Ende« gegangen wurde und daß auch die Reinhold-Hegelsche Linie nicht weiterkommt als bis zur Erklärung, die Kategorientafel sei überholt?

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 341

Diese meine eigene Untersuchung mag von historistisch Versierten einer »Fraktion des Hegelianismus« zugerechnet werden. Zugleich sucht sie aber nach einer »Fraktion des Kantianismus«, die Kants Denken als handlungstheoretisch begründetes, kategoriales Strukturdenken in seiner Bestimmtheit ernstnehmen, dabei freilich transformieren will.

Kants handlungstheoretischer Ansatz mit seiner strukturellen Offenheit bildet das eigentlich Lehrreiche und m. E. Zukunftsträchtige im Vergleich mit Hegels *Logik*, die bei *Gehalten rein als solchen,* jenseits des Bewußtseins-Unterschiedes von Subjekt-Objekt, somit jenseits der (in der *Phänomenologie des Geistes* noch zentralen) *Handlungsvollzüge,* ansetzen zu dürfen meint. Von Hegel aber läßt sich bei solcher Diskussion die dialektische, d.h. reflexionslogische, Konsequenz lernen. Festgefahrene Gegensätze aufzuheben, so Hegel selbst, ist das einzige Interesse der Vernunft – nicht, sie historistisch zu verewigen und in vermeintlicher Unentscheidbarkeit untergehen zu lassen.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 342

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 343

Literaturverzeichnis

I. KANTS WERKE (MIT SIGLEN)

IMMANUEL KANT: Werke in 6 Bänden, hg. von W. Weischedel, Wiesbaden 1956–1964; seitenidentische Paperbackausgabe in 12 Bänden, Frankfurt/M 1968. – Nach dieser Ausgabe wird Kant zitiert, jedoch gemäß der Seitenzählung der jeweils 1. Auflage (= A) oder 2. Auflage (= B), außer den im Folgenden aufgeführten Schriften.

IMMANUEL KANT: Gesammelte Schriften, begonnen von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften (Akademieausgabe), 2. Abteilung (Bände X–XIII): Briefwechsel; 3. Abteilung (Bände XIV–XXIII): Kants handschriftlicher Nachlaß, Berlin 1900–1955.–Sigel: N.

IMMANUEL KANT: Kritik der reinen Vernunft, Philosophische Bibliothek (Meiner), hg. von Raymund Schmidt, Hamburg 1956. – Diese Ausgabe enthält die Texte der ersten Auflage von 1781 (A) und der zweiten von 1787 (B). Angaben ohne Titel, nur mit den Sigeln A/B beziehen sich hierauf. Im Zweifelfall wurde das Werk »KrV« abgekürzt.

EISLER, RUDOLF: Kant-Lexikon, Nachdruck Hildesheim 1977.

SCHMID, C. C. E.: Wörterbuch zum leichtem Gebrauch der Kantischen Schriften, 1798, Nachdruck Darmstadt 1980.

II. SONSTIGE ANGEFÜHRTE ODER ZU RATE GEZOGENE LITERATUR

APEL, KARL-OTTO: Transformation der Philosophie, 2 Bände, Frankfurt/M. 1976.

APEL, KARL-OTTO: Der Denkweg von Charles S. Peirce. Eine Einführung in den amerikanischen Pragmatismus, Frankfurt/M. 1975.

APEL, KARL-OTTO (HG.): Sprachpragmatik und Philosophie, Frankfurt/M. 1976.

APEL, KARL-OTTO/NIQUET, MARCEL: Diskursethik und Diskursanthropologie, Freiburg 2002.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 344

Austin, John: How to do Things with Words (1962); dt. Zur Theorie der Sprechakte, Stuttgart 1972.

Baker, Marc C: The Atoms of Language, New Jersey 2002.

Baltzer, Ulrich: Erkenntnis als Relationsgeflecht. Kategorien bei Ch. S. Pierce, Paderborn 1994.

Baum, Manfred: Erkennen und Machen in der »Kritik der reinen Vernunft«, in: B. Tuschling (s.u.) 161–177.

Baumanns, Peter: Anschauung, Raum und Zeit bei Kant, in: Heidemann/Ritzel (s.u.) 69–125.

Baumgartner, Hans Michael u. a.: Art. »Kategorie, Kategorienlehre«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie Bd. 4, Basel 1976.

Boeckh, August: Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften, vorgetragen von 1809 bis 1865, hrsg. 1886 von E. Bratuschek, Nachdruck 1966.

Böhme, Hartmut u. Gernot: Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants, Frankfurt/M. 1982.

Bröcker, Walter: Formale, transzendentale und spekulative Logik, Frankfurt/M. 1963.

Buber, Martin: Das dialogische Prinzip, Heidelberg 1965.

Bubner, Rüdiger: Selbstbezüglichkeit als Struktur transzendentaler Argumente, in: Kuhlmann/Böhler (s.u.).

Bühler, Karl: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache, Nachdruck Stuttgart 1982.

Capra, Fritjof: Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild, Bern 1982. Cassirer, Ernst: Philosophie der symbolischen Formen, 3 Bände, Nachdruck Darmstadt 1977.

Carl, Wolfgang: Der schweigende Kant. Die Entwürfe zu einer Deduktion der Kategorien von 1781, Göttingen 1989.

Chomsky, Noam: Aspekte der Syntax-Theorie, Frankfurt 1969.

Dahlberg, Ingetraut: Conceptual Structures and Sytematization, in: Negrini, G. (Ed.): Categorie, Ogetti e Strukture della Conos, Cenza (Categories, Objects and Structures of Knowledge). Atti del Seminario Consiglio Nazionale della Ricerce, Roma: CNR 1995, No. 3, P. 135-161

Dahlberg, Ingetraut: *Grundlagen universaler Wissensordnung*, München: 1974 (Verl. Dokumentation).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 345

DAHLBERG, INGETRAUT: *Zur Theorie des Begriffs*, in: Int.Classif. 1 (1974) No.1, S.12-19.

DAHLBERG, INGETRAUT: *Einteilungsprinzipien von Klassifikationssystemen*, in: DK-Mitt. 18 (1974) No.1, S.2-5.

DAHLBERG, INGETRAUT: *Über Gegenstände, Begriffe, Definitionen und Benennungen*, in: Muttersprache 86 (1976) S.81-117.

DAHLBERG, INGETRAUT: *Ontical stuctures and universal classification.* Bangalore: Ranganathan Endowment for Libr.Sci. 1978.

DAHLBERG, INGETRAUT: *Wissensmuster und Musterwissen im Erfassen klassifikatorischer Ganzheiten*, in: Dahlberg,W.: Wissensstrukturen und Ordnungsmuster. Frankfurt 1980 (INDEX Verlag), . S.294-315.

DAHLBERG, INGETRAUT: *ICC – Information Coding Classification. Principles, Structure and Application Possibilities*, in: Int.Classif.9 (1982) No.2, S.87-93.

DAHLBERG, INGETRAUT: *Die gegenstandsbezogene, analytische Begriffstheorie und ihre Definitionsarten*, in: Ganter, B., Wille, R., Wolff, K.E.(Hrsg.): Beiträge zur Begriffsanalyse Mannheim: BI Wissenschaftsverlag 1987, . S.9-22

DAHLBERG, INGETRAUT: *Gestaltungsprinzipien und Anforderungskatalog für ein neues universales Ordnungssystem des Wissens, i*n: Gödert, W. et al: Kognitive Ansätze zum Ordnen und Darstellen von Wissen. 2.Tagung der Dt.ISKO-Sektion Weilburg 1991. Frankfurt 1992 (INDEKS Verlag), . S.95-110.

DAHLBERG, INGETRAUT: *Domain Interaction. Theory and Practice*, in: Albrechtsen, H. (Ed.) et al: Knowledge Organization and Quality Management. Proc.3rd. Int.ISKO Conf., Copenhagen 1994. Frankfurt: 1994 (INDEKS Verlag), . S.60-71.

DAHLBERG, INGETRAUT: *Library catalogs in the Internet: Switching for future subject access*, in: Green, R.(Ed.): Knowledge Organization and Change. Proc.4th Int. ISKO Conf., Washington, DC 1996, . S.155-164.

DAHLBERG, INGETRAUT: *Classification structure principles: Investigations, experiences and conclusionns*, in: Mustafa el Hadi, W. (Ed.) et al.: Structures and Relations in Knowledge Organizations. Proc. 5th Int. ISKO Conf. 1998, . S.80-88.

DAHLBERG, INGETRAUT: *Zur ›Begriffskultur‹ in den Sozialwissenschaften. Lassen sich ihre Probleme lösen?*, in: Ethik und Sozialwissenschaften 7 (1996) No.1, S.3-13 (mit 27 Stellungnahmen, etc.).

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 346

Dubarle, Dominique: Doz Andre, Logique et Dialectique, Paris 1972.

Falk, Walter: Vom Strukturalismus zum Potentialismus. Ein Versuch zur Geschichts- und Literaturtheorie, Freiburg 1976.

Johann Gottlieb Fichte: Fichtes Werke, hg. von I. H. Fichte, Berlin 1971 (Fotomechanischer Nachdruck der »Sämmtlichen Werke« von 1845/46).

Flach, Werner: Negation und Andersheit. Ein Beitrag zur Problematik der Letztintegration, München/Basel 1959.

Flach, Werner: Das Kategorienkonzept der kritischen Philosophie Kantsund seine Revision in der erkenntnislehre des Marburger Neukantianismus, in: D. Koch/K. Bort (s. u.) 267-301.

Franken, Martin: Transzendentale Theorie der Einheit und systematische Universalontologie. Studien zur Kategorienlehre Kants und Fichtes (Fichte-Studien Supplementa, hg. von H. Girndt, K. Hammacher, W. Janke u. W. H. Schrader), Amsterdam 1993.

Gondek, Hans-Dieter: Art. »Dekonstruktion«, in: Enzyklopädie Philosophie, hg. von H.J. Sandkühler, Hamburg 1999.

Günther, Gotthard: Idee und Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik, Hamburg [1978].

Günther, Gotthard: Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, 3 Bände, Hamburg 1976ff.

Habermas, Jürgen: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz, in: Habermas/Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, Frankfurt/M. 1971.

Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bände, Frankfurt/M. 1981.

Habermas, Jürgen: Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V, Frankfurt/M. 1985.

Habermas, Jürgen: Der philosophische Diskurs der Moderne, Frankfurt/M. 1985.

Habermas, Jürgen: Die Einbeziehung der Anderen, Frankfurt/M. 1999.

Hartmann, Nicolai: Der Aufbau der realen Welt. Grundriß der allgemeinen Kategorienlehre, Berlin 1964.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Die Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems der Philosophie, Philosophische Bibliothek (Meiner), Hamburg 1962.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 347

Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Phänomenologie des Geistes, hg. von J. Hoffmeister, Philosophische Bibliothek (Meiner), Hamburg 1952.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Die Wissenschaft der Logik, 2 Bände, hg. von G. Lasson, Philosophische Bibliothek (Meiner), Hamburg 1966.

Heidemann, Ingeborg: Die Kategorientafel als systematische Topik, in: Akten des 4. Internationalen Kant-Kongresses, Teil III (Berlin 1974) 55-66.

Heidemann, Ingeborg: Über die methodische Funktion der Kategorientafel. Zum Problem der »eigentümlichen Methode einer Transzendentalphilosophie«, in: J. Kopper u.a. (s.u.).

Heidemann, Ingeborg/Ritzel, Wolfgang (Hg.): Beiträge zur Kritik der reinen Vernunft 1781 – 1981, Berlin 1981.

Hengstenberg, Hans-Eduard: Philosophische Anthropologie, 3. Aufl., Stuttgart 1966.

Henrich, Dieter: Fichtes ursprüngliche Einsicht, Frankfurt/M. 1967.

Henrich, Dieter: Identität und Objektivität. Eine Untersuchung über Kants transzendentale Deduktion, Heidelberg 1976.

Henrich, Dieter: Die Beweisstruktur von Kants transzendentaler Deduktion, in: G. Prauss (s.u.) 90–104.

Henrich, Dieter: Die Beweisstruktur der transzendentalen Deduktion der reinen Verstandesbegriffe, eine Diskussion mit D. Henrich, in: Probleme der ›Kritik der reinen Vernunft‹, hg. von B. Tuschling (s.u.).

Höffe, Otfried: Immanuel Kant, München 1983 (mit allgemeiner Kant-Bibliographie).

Hogrebe, Wolfram: Kant und das Problem einer transzendentalen Semantik, Freiburg 1974.

Holenstein, Elmar: Von der Hintergehbarkeit der Sprache. Kognitive Unterlagen der Sprache, Frankfurt/M 1980.

Horstmann, Rolf P.: Die metaphysische Deduktion in Kants ›Kritik der reinen Vernunft‹, in: B. Tuschling (s.u.) 15–33.

Hossenfelder, Malte: Kants Idee der Transzendentalphilosophie und ihr Mißbrauch in Phänomenologie, Historik und Hermeneutik, in: Heidemann/Ritzel (s.o.).

Janke, Wolfgang: Fichte. Sein und Reflexion – Grundlage der kritischen Vernunft, Berlin 1970.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 348

Jansen, Gerd: Gegenstandsbezogene Handlung als Zeichenprozeß. Ein werkdidaktisches Unterrichtsprinzip, Ahrensburg 1978.

Jaspers, Karl: Kant. Leben, Werk, Wirkung. München ²1983.

Kambartel, Friedrich: Art. »Struktur«, in: Handbuch philos. Grundbegriffe, München 1974.

Kaulbach, Friedrich: Das Prinzip Handlung in der Philosophie Kants, Berlin 1978.

Kiesewetter, Johann Gottlieb: Grundriß einer allgemeinen Logik nach Kantischen Grundsätzen, Bd. 1, Berlin 1802.

Klaus, Georg: Die Macht des Wortes, Berlin 1972.

Klaus, Georg / Buhr, Manfred: Philosophisches Wörterbuch, Berlin 1974 (12.Aufl.)

Koch, Dietmar/Bort, Klaus: Kategorie und Kategorialität. Historisch-systematische Untersuchungen der Kategorie im philosophischen Denken (Festschrift f. Klaus Hartmann), Würzburg 1990.

König, Alfred Philipp: Denkformen der Erkenntnis. Die Urteilstafel bei Immanuel Kant und Karl Leonhard Reinhold, Bonn 1980.

Kopper, J. / Marx, W (Hg.): 200 Jahre Kritik der reinen Vernunft, Hildesheim 1981.

Krampen / Oehler / Posner /v. Uexküll (Hg.): Die Welt als Zeichen. Klassiker der modernen Semiotik, Berlin 1981.

Krausser, Peter: Die drei fundamentalen Strukturkategorien bei C.S. Peirce, in: Philosophia Naturalis 6 (1960).

Kröner, Franz: Die Anarchie der philosophischen Systeme. Mit einem Nachwort »Über die Systemologie« von Georg Janoska, Graz 1970.

Kroner, Richard: Von Kant bis Hegel, 2 Bände, Tübingen ²1961.

Kroner, Richard: Anschauen und Denken. Kritische Bemerkungen zu Rickerts heterothetischem Denkprinzip, in: Logos XIII (1924/25) 90–127.

Kroner, Richard: System und Geschichte bei Hegel. Eine Säkularbetrachtung, in: Logos XX (1931) 244–258.

Krüger, Ludwig: Wollte Kant die Vollständigkeit seiner Urteilstafel beweisen? in: Kant-Studien 56 (1968) 333–356.

Kuhlmann, Wolfgang: Letztbegründung und Reflexion, Freiburg 1985.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 349

Kuhlmann, Wolfgang / Köhler Dietrich (Hg.): Kommunikation und Reflexion. Zur Diskussion der Transzendentalpragmatik, Antworten auf Karl-Otto Apel, Frankfurt 1982.

Lenk, Hans: Kritik der logischen Konstanten, Berlin 1968.

Lorenz, Gisela Helene: Das Problem der Erklärung der Kategorien. Eine Untersuchung der formalen Strukturelemente in der »Kritik der reinen Vernunft«, Berlin – New York 1986.

Lotz, Johannes B. (Hg.): Kant und die Scholastik heute, Pullach 1955.

Lotz, Johannes B.: Transzendentale Erfahrung, Freiburg 1978.

Malter, Rudolf: Reflexionsbegriffe. Gedanken zu einer schwierigen Begriffsgattung und zu einem unausgeführten Lehrstück der Kritik der reinen Vernunft, in: Kant-Studien 74 (1983).

Marx, Karl: Das Kapital, Erster Band, MEW Bd. 23, Berlin-Ost 1972.

Marx, Wolfgang: Reflexionstypologie, Berlin 1984.

Metz, Wilhelm: Kategoriendeduktion und produktive Einbildungskraft in der theoretischen Philosophie Kants und Fichtes, Stuttgart – Bad Cannstatt 1991.

Morris, Charles William: Grundlagen der Zeichentheorie, Ästhetik und Zeichentheorie, München 1972.

Morris, Charles William: Zeichen, Sprache und Verhalten. Mit einer Einführung von K.-O. Apel, Düsseldorf 1973.

Morris, Charles William: Zeichen, Wert, Ästhetik. Mit einer Einleitung von A. Eschbach, Frankfurt/M. 1975.

Morris, Charles William: Pragmatische Semiotik und Handlungstheorie. Mit einer Einleitung hg. von A. Eschbach, Frankfurt/M. 1977.

Nietzsche, Friedrich: Werke in drei Bänden, hg. von K. Schlechta, München 1966.

Oehler, Klaus: Idee und Grundriß einer Peirceschen Semiotik, in: M. Krampen u.a. (s.o) 15–49.

Patzig, Günther: Sprache und Logik, Göttingen ^{2}1981.

Paetzold, Heinz: Ernst Cassirer und die Idee einer transformierten Transzendentalphilosophie, in: Kuhlmann/Böhler (s.o.) 124– 156.

Peirce, Charles S.: Collected Papers, Vol. 1–8, Cambridge Mass.(Harvard University Press, 1931–1958).

Peirce, Charles S.: Über die Klarheit unserer Gedanken. Einleitung, Übersetzung und Kommentar von K. Oehler, Frankfurt/M. 1968.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 350

PEIRCE, CHARLES S.: Phänomen und Logik der Zeichen, hg. von H. Pape, Frankfurt 1983.

PLESSNER, HELMUTH: Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge, Bern 1954.

POSNER, ROLAND: Charles Morris und die verhaltenstheoretische Grundlegung der Semiotik, in: M. Krampen u.a. (s.o.) 51–97.

PRAUSS, GEROLD (HG.): Kant. Zur Deutung seiner Theorie von Erkennen und Handeln, Köln 1973.

REICH, KLAUS: Die Vollständigkeit der Kantischen Urteilstafel, Berlin, 1932 ([2]1948)

RICKERT, HEINRICH: Das Eine, die Einheit und die Eins. Bemerkungen zur Logik des Zahlbegriffs, Tübingen [2]1924.

RÖTTGES, HEINZ: Dialektik als Grund der Kritik, Königsstein 1981.

ROSALES, ALBERTO: Sein und Subjektivität bei Kant. Zum subjektiven Ursprung der Kategorien, Berlin – New York 2000.

SEARLE, JOHN: Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language, Cambridge 1969; dt. Sprechakte, Frankfurt/M. 2003.

SCHERER, BERND MICHAEL: Prolegomena zu einer einheitlichen Zeichentheorie. Ch. S. Peirces Einführung der Semiotik in die Pragmatik, Tübingen 1984.

SCHMIDT, GERHART: Vom Wesen der Aussage, 1956.

SCHMIDT, GERHART: Die Transzendentalität des Seinsgedankens, in: Schmidt/Wolandt (Hg.): Die Aktualität der Transzendentalphilosophie, Bonn 1977.

SCHÖNRICH, GERHARD: Kategorien und transzendentale Argumentation. Kant und die Idee einer transzendentalen Semiotik, Frankfurt/M. 1981.

SCHOLTZ, G.: Art. »Historismus«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 3, Basel 1974.

SEEBOHM, THOMAS M.: Philosophie der Logik, Freiburg 1984.

SEIFFERT, HELMUT: Einführung in die Logik. Logische Propädeutik und formale Logik, München 1973.

SEIFFERT, HELMUT: Einführung in die Wissenschaftstheorie 2, München 1973

SIEBEL, WIGAND: Grundlagen der Logik. Eine Einführung in Aufbau und praktische Anwendungen der Begriffslogik, München 1975.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 351

SIMON, JOSEF: Wahrheit als Freiheit. Zur Entwicklung der Wahrheitsfrage in der neueren Philosophie, Berlin 1978.

SIMON, JOSEF: Sprachphilosophie, Freiburg 1981.

SPINNER, HELMUT E: Art. »Theorie«, in: Handbuch philos. Grundbegriffe, München 1974.

STRAWSON, P. F: Bounds of Sense, London 1967.

TILLICH, PAUL: Das System der Wissenschaften nach Gegenständen und Methoden, in: Gesammelte Werke Bd. 1, Stuttgart 1959, 109–293.

THOMAS VON AQUIN: Summa contra gentiles, Turin 1927.

TONELLI, GIORGIO: Die Voraussetzungen zur Kantischen Urteilstafel in der Logik des 18. Jahrhunderts, in: Kritik und Metaphysik (Festschrift H. Heimsoeth), Berlin 1966.

TRABANT, JÜRGEN: Elemente der Semiotik, München 1976.

TUSCHLING, BURKHARD (HG.): Probleme der »Kritik der reinen Vernunft«. Kant-Tagung Marburg 1981, Berlin 1984.

WAGNER, HANS: Philosophie und Reflexion, München/Basel 1967.

WAGNER, HANS: Der Argumentationsgang in Kants Deduktion der Kategorien, in: Kant-Studien 71 (1980), 352–366.

WAGNER, HANS: Zu Kants Auffassung bezüglich des Verhältnisses zwischen Formal- und Transzendentallogik, in: Kant-Studien 68 (1977) 71-76.

WAGNER, HANS: Eine Meinungsdifferenz bezüglich Kants transzendenta1er Kategorien-Deduktion, in: B. Tuschling (s.o.) 35–41.

Wagner, Hans: Über Kategorien, Kategorienentwurf und Kategoriengeltung, in: D. Koch/K. Bort (s. o.) 405-420.

WALTHER, ELISABETH: Allgemeine Zeichenlehre, Stuttgart 1974.

WARTENBERG, G: Logischer Sozialismus, Frankfurt 1971.

WUNDERLICH, DIETER: Studien zur Sprechakttheorie, Frankfurt 2 1978.

ZAHN, MANFRED: Art. »System«, in: Handbuch philos. Grundbegriffe, München 1974.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 352

III. AUSWAHL EINSCHLÄGIGER SCHRIFTEN DES VERFASSERS

a) Bücher:

Die Logik der ›Phänomenologie des Geistes‹, Bonn 1974 (2. Aufl. 1983).

Reflexion als soziales System. Zu einer Reflexions-Systemtheorie der Gesellschaft, Bonn 1976.

Reflexionstheoretische Semiotik, Teil 1: Handlungstheorie (Struktural-semantische Grammatik des Handelns), Bonn 1980.

Reflexionstheoretische Semiotik, Teil 2: Sprachtheorie (Philosophische Grammatik der semiotischen Dimensionen), Bonn 1981.

Die Liebe buchstabieren. Stichworte zu einem Menschheitsthema, Frankfurt/M. 1987, 2. Aufl. Weinheim 1994.

Ökologik. Tiefenökologie als strukturelle Naturphilosophie. Vorwort von Franz-Theo Gottwald, Frankfurt/M. 1997.

Entwurf systemischer Kulturtheorie. Mit einem Nachwort »Handlung als Prinzip der Moderne« von Clemens K. Stepina, Krems 1998.

Philosophie am Scheideweg. Johannes Heinrichs im Interview mit Clemens K. Stepina, Wien 2002.

Revolution der Demokratie. Eine Realutopie. Mit einem Vorwort von Karl Albrecht Schachtschneider, Berlin 2003.

b) Aufsätze

Der Ort der Metaphysik im System der Wissenschaften bei Paul Tillich. Die Idee einer universalen Sinnhermeneutik, in: Zeitschr. f. Kath. Theologie 92 (1970) 249–286.

Sinn und Intersubjektivität. Zur Vermittlung von transzendentalphilosophischem und dialogischem Denken in einer ›transzendentalen Dialogik‹, in: Theol. u. Phil. 45 (1970) 161–191.

Fichte, Hegel und der Dialog. Ein Bericht in systematischer Absicht, in: Theol. u. Phil. 47 (1972) 90–131.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 353

Artikel »Dialogik«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie Bd. 2, Basel 1972; ausführlicher in: Theologische Realenzyklopädie Bd. 8, Berlin 1981.

Dialektik und Dialogik. Aktualität und Grenzen Hegels für systematische Philosophie heute, in: Zeitschrift f. philos. Forschung 35 (1981) 425–444.

Das Spiel mit den semiotischen Dimensionen im modernen Museum. Zur philosophischen Syntax neuer Kunst, am Beispiel von Edward Kienholz' »Das tragbare Kriegerdenkmal«, in: Zeitschrift für Ästhetik und Kunstwissenschaft XXV/2 (1980) 244-269 u. 288/9.

Handlung-Sprache-Kunst-Mystik. Skizze ihres Zusammenhangs in einer reflexionstheoretischen Semiotik, in: Kodikas/Code 6 (1983) 245–262.

Dialog über Dialoganalyse. Ernest W. B. Hess-Lüttichs »Grundlagen der Dialoganalyse« in kritischer Diskussion, in: Kodikas/Code 6 (1983) 269-285.

Kant und Nietzsche: Der kategoriale und der existentielle Denker, in: J. Albertz (Hg.) Kant und Nietzsche – Vorspiel einer künftigen Weltauslegung?, Wiesbaden 1988 (Schriftenreihe der Freien Akademie, Bd. 12) 47-60.

Wandlungen des Unbewussten. Gedanken zu O. Marquards Werk »Transzendentalphilosophie – Romantische Naturphilosophie – Deutscher Idealismus«, in: Jahrbuch der Psychoanalyse 26 (1989) 124-166 (gemeinsam mit Rainer J. Kaus).

Reflexionsbedarf beim Wissenschaftstheoretiker A. Grünbaum. Kausales und reflexives Paradigma in der Psychoanalyse, in: Jahrbuch der Psychoanalyse 27 (1991) 114-145.

Language Theory for the Computer: Monodimensional Semantics or Multidimensional Semiotics?, in: Knowledge Organization 23 (1996)147-156.

Dialektik oder Dialogik?, in: Der Dialogbegriff am Ende des 20. Jahrhunderts, hg. E. Hasselberg/L. Martienssen/F. Radke, Berlin 1996 (Hegel-Institut) 59-65.

Trinitarisches Denken zwischen Orthodoxie und Vernunft. Die »Schriften zur Triadik und Ontodynamik« der »Bamberger Schule«, in: Philos. Literaturanzeiger, Bd. 50 (1997) 276-291 u. 402-413.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 354

Contemplativus in actione. Zur Reflexionstheorie der Mystik im Handeln, in: Aktive Gelassenheit. Festschrift für Heinrich Beck, hg. von e. Kirn, E. Schadel, U. Voigt.

Artikel »Person«, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 26 (1996) 220-226.

Artikel »Ontologie«, ebd. 244-252.

Artikel »Sinn«, ebd., Bd. 31 (2000) 285-293.

Wo steht die Sozialphilosophie heute? Eine kritisch-konstruktive Literatursichtung, in: Philosophischer Literaturanzeiger Bd. 53 (2000) 371-416.

Eine Sozialökologie der Werte-Ebenen. ›Nachhaltigkeit‹ im spezifisch sozialen Sinn als systemische Kreislauffähigkeit, in: Humboldt-Spektrum 3-4 (2001).

Wege aus einer kranken Gesellschaft. Sozialpsychologische Überlegungen in Anschluss an Erich Fromm, in: Zeitschrift für Sozialökonomie 131 (2001) 49-62.

Die Mitte der Zeit als Tiefpunkt einer Parabel. Fichtes Geschichtskonstruktion und Grundzüge der gegenwärtigen Zeitenwende, in: Fichte-Studien 23 (hg. von H. Girndt/H. Traub), Amsterdam 2003, 175-189.

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 355

Personenregister

Adorno; Th. W. 27, 35
Apel, K.-O. 237-244, 334f
Aristoteles 19f, 86, 135, 164, 172, 213, 305-314, 325, 337
Augustinus, A. 145
Austin, J. 172f, 198, 200, 268, 325
Bach, J. S. 21
Baker, M. C. 293
Baum, M. 323
Baumgartner, H. M. 164
Boeckh, A. 266f
Böhler, D. 237
Böhme, G. 37f, 321
Böhme, H. 37f, 321
Buber., M. 126f, 129, 239, 278f
Bühler, K. 256
Buhr, M. 20, 259
Capra, F. 344
Carl, W. 272
Cassirer, E. 238f
Chomsky, N. 39, 70, 164, 173f, 293
Coreth, E. 334
Dahlberg, I. 19f, 305-314
Derrida, J. 285
Descartes, R. 52, 92, 119, 262
Dilthey, 324
Eschbach, A. 349
Euler, L. 287
Feuerbach, L. 278
Flach, W. 127
Fichte, J.G. 45, 53f, 62, 84, 86, 109, 116f, 126, 144, 155, 211, 240, 272, 274-283, 295, 297, 301, 329, 335
Franken, M. 279-283
Frege, G. 261
Freud, S. 25, 89,
Galilei, G. 60
Gauß, C. F. 287
Goethe, J.W. 24, 200, 217
Gödel, K. 33
Gondek, H.-D. 285
Günther, G. 69, 143, 214, 219, 293, 329
Habermas, J. 27, 38f, 142, 165, 198f, 239, 290f, 320f
Hamann, J. G. 41, 163, 179
Hartmann, N. 328f
Hegel, G.W.F. 17, 23, 25f, 29, 32f, 36, 50f, 64, 69, 84, 86, 99, 109,117, 119f, 126f, 134, 141, 144, 149, 154f, 157f, 161, 163, 206f, 211, 240, 245ff, 265, 274f, 287, 295, 297, 312, 319f, 329ff, 335, 340f
Heidegger, M. 26f, 35, 129
Heidemann, I. 18, 75-78, 265, 272, 328
Hengstenberg, H.-E. 196
Henrich, D. 53ff, 90f, 123, 329f
Herder, J.G. 41, 163, 179
Herz, M. 80
Hitler, A. 27
Hösle, V. 275
Holenstein, E. 40
Hormann, J. 298
Horstmann, R.P. 82
Humboldt, W.v. 179
Hume, D. 46f
Husserl, E. 39, 58, 132, 245, 327

Jacobi, F.H. 41, 163, 179, 276f, 322f
Jäsche, G.B. 175
James, W. 256
Janke, W. 346f
Janoska, G. 348
Jansen, G. 245
Jaspers, K. 42f, 132
Jung. C.G. 147
Kant, I. passim
Kaulbach, F. 61f, 65
Kiesewetter, J.G. 107ff
Klaus, G. 20, 34, 166, 259-261, 333
Klöpfer, M. 17
König, A. P. 339
Kopernikus, N. 12, 51
Krausser, P. 242, 246
Kröner, F. 27ff, 33
Kroner, R. 127
Krüger, L. 67f, 79-84
Kuhlmann, W. 237, 243
Lambert, J.H. 67
Leibniz, G.W. 36, 46, 103f, 290
Lenk, K. 107ff, 217-236, 269f
Lessing, G. E.
Levi-Strauss, C. 31
Liebscher, H. 34
Linnè, C.v. 32
Locke, J. 46
Lorenz, G. H. 272f
Lorenzen, P. 217
Lotz, J. B. 57, 322, 334
Maharishi Mahesh Yogi 322
Mandelbrot, B. 322
Marx, K. 25, 120, 153f, 247
Marx, W. 69, 317
Mead, G. H. 256
Meier, G. F. 67
Mendelssohn, M. 154
Mezger, C. 17
Metz, W. 267, 274-279, 286
Morris, Ch.W. 168f, 173, 175, 237, 241f, 248f, 252, 256-261, 336
Moser, P. 265-268
Müller, M. 322, 334
Nietzsche, F. 19, 24f, 115, 265, 286
Odgen 249
Oehler, K. 244-247, 253
Paetzold, H. 238f
Pape, H. 245
Parsons, T. 243, 335
Patzig, Georg 214
Peirce, Ch. S. 117, 237, 239, 241-263, 332
Platon 135
Plessner, H. 23
Popper, K. R. 287
Posner, R. 256f
Pythagoras 206
Rahner, K. 57, 322
Reich 78f, 111ff
Reinhold, K. L. 329, 340
Richards 249
Rickert, H. 127
Rosales, A. 272
Sapir, E. 40
Sartre, J.-P. 140
Saussure, F. de 249
Schelling, F.W.J. 51, 86, 155, 157, 274f, 297, 335
Scherer, B.M. 240, 250
Schleiermacher, F. 324
Schmidt, G. 17
Schiller, F. 34

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 357

Scholz, G. 29
Searle, J. 165, 198, 268
Seiffert, Helmut 22f, 206, 219-236
Siebel, W. 182
Simon, J. 174, 176f.
Thomas v. A. 27, 35, 52
Tillich, Paul 59, 126
Tilliette, Xavier 2
Tonelli, G. 67
Trabant, J. 249, 258
Troeltsch, E. 29, 324
Vaihinger, H. 69
Wagner, F.
Wagner, H. 58, 90, 134f
Walter, E. 245
Wartenberg, G. 249
Weber, M. 184
Weinrich, H. 320
Weisgerber, L. 40
Welte, B. 334
Whorf, B. 40
Wittgenstein. L. 217
Wolff, C. 21
Wunderlich, D. 166
Zöller, G. 17f

inhalt.qxd 06.07.2004 08:37 Seite 358